Oecon. 700-1

Oec. 700.-1

Oec°-gen-A°-359.

R

Oecon. System.
p. 142.

Praktische Anleitung
zur Führung
der
Wirthschafts = Geschäfte
für
angehende Landwirthe,

von

Dr. Friedrich Karl Gustav Gericke,

Ober = Amtmann und Lehrer der Oekonomie auf der Julius Karls Universität zu Helmstädt, auch Mitgliede verschiedener ökonomischen Gesellschaften.

Erster Theil.
Von der Viehzucht.

Zweite durchaus vermehrte Auflage.

Herausgegeben
von dem Verfasser und mit einer Vorrede begleitet
von dem
Geheimen Rath Albrecht Thaer.

Mit 4 Kupfertafeln.

Berlin 1808.

In der Real = Schulbuchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Beatus ille, qui procul negotiis
paterna rura bobus exercet suis.

Hor.

Herrn

Geheimen Finanzrath und Consistorialpräsidenten

Doctor Israel Jakobson

gewidmet.

Auch das bescheidenste Verdienst darf den Tribut der Hochachtung, der ihm freiwillig und unzweideutig dargebracht wird, nicht verschmähen. Denn das edelste Anstreben des Geistes, Ehre — nicht zu erwerben, sondern — zu verdienen, wird in dem hellen Bewußtseyn eigener Würde und in der Genügsamkeit mit seiner Selbstbilligung doch auch jede Ausübung des Gesetzes der Gerechtigkeit gut heißen:

Ehre dem Ehre gebührt!

Dieß sey meine Verantwortung, würdiger Mann! warum ich Ihnen diese Schrift zueigne, und vor dem ganzen Publikum, das dieselbe lesen wird, frei erkläre, wie sehr ich die wahrhaft humane Denkart und die wahrhaft gemeinnützige Handlungsweise verehre, welche jeder, der sehen will und kann, ohne tiefes und langes Forschen bei Ihnen entdeckt, und als Ihr kostbarstes Eigenthum

anerkennt. Der Ruf ungemeiner Thaten war oft ein unzuverlässiger Zeuge; wenn auch nicht eben erkauft, doch zum Vergrößern und Schmeicheln leicht abgerichtet; aber denn auch, was das Schlimmste ist, gewöhnlich begleitet von einer neidischen Deutungskunst, die den schönsten Handlungen verkleinernde Absichten unterlegt. Mag daher oft, wie man spricht, den Ruf die Gegenwart verringern; oft wird auch die Gegenwart den Ruf erhöhen.

Mir war es vergönnt, dieses an Ihnen zu erfahren, und ich rechne das unter meine angenehmsten Erfahrungen, die ich im nähern unbefangenen Bemerken Ihres sich so gerade und furchtlos eröffnenden Characters gemacht habe.

Nehmen Sie hievon die Versicherung eben so gläubig auf, als sie getreu gemeint ist, von

Ihrem

aufrichtigen Verehrer und Freunde

Dr. Friedrich Carl Gustav Gericke.

Vorrede

von Albrecht Thaer.

Der Herr Verfasser, ein so erfahrner als glücklicher Haushalter, theilte mir diese Schrift, welche er lediglich zum Unterricht seiner Zöglinge entworfen hatte, gütigst mit. Ich fand darin so treffende praktische Bemerkungen, und das Ganze so zweckmäßig für einen angehenden praktischen Oekonomen aufgesetzt, daß ich, den Verfasser zur öffentlichen Bekanntmachung dieses Unterrichts zu bewegen, mir alle Mühe gab, indem mir kein Handbuch bekannt ist, was für einen Anfänger, in Ansehung der

auf dem Hofe zu besorgenden Geschäfte, so nütz-
lich ist, als dieses. Alles und jedes ist Resul-
tat eigener Erfahrung, und wenn der Herr
Verfasser auch, besonders seit einiger Zeit, äl-
tere und neuere landwirthschaftliche Schriften
mit Ueberlegung lieset, so hat er doch, wie
jeder Kenner leicht bemerken wird, kein Buch
bei dieser Schrift benutzt, sondern alles so nie-
dergeschrieben, wie es ihm seine eigne Beob-
achtung und sein eignes Nachdenken angaben.
Daß daher zuweilen auf die mannigfaltigen
Wirthschaftsverhältnisse nicht genug Rücksicht
genommen worden, daß einiges zu lokal sey,
daß wir über Verschiedenes in andern Schrif-
ten bereits mehrere Aufklärung erhalten haben,
muß niemand befremden. Als ein das ganze
Fach umfassender Schriftsteller will der Herr
Verfasser nicht auftreten, sondern als mittthei-
lender Praktiker, der nicht alles erfahren, nicht
alles versucht haben kann.

Vor allem sind seine Vorschläge bei Behandlung kranker Thiere höchst schätzbar. Man wird mit Vergnügen bemerken, wie ihn eine gesunde Theorie, deren Grundlage er wohl dem vortrefflichen Thierarzt Sander in Hildesheim verdankt, die er aber durch eigenes Nachdenken und Beobachten ausgebildet hat, gegen so manche Thorheiten und Quacksalbereien in der Thierarzneikunst verwahrt, auf der andern Seite aber, wie viel sicherer er seine Heilart auf eine rationelle Empirie, als auf eine idealische Theorie begründet. Freilich findet man die Entdeckungen der Thierarzneikunst hier bei weiten nicht vollständig; dagegen aber manches, was man anderwärts vergeblich suchen würde. Und im Ganzen kenne ich kein Werk, in welchem der gewöhnliche Landwirth so viel Licht über die Behandlung der gemeinsten Thierkrankheiten, in dem Augenblicke, wo er es braucht, finden wird, als in dieser Schrift.

Gewiß verdient daher dieses Buch einen Platz auf dem Schreibtische jedes Anfängers, aber auch in dem Repositorio jedes erfahrnen und belesenen Landwirths.

Vorrede des Verfassers.

Zur ersten Ausgabe.

Wenn Vorreden irgend einen reellen Zweck und Nutzen haben sollen, so ist dieß, meiner Ueberzeugung nach, nur dadurch erreichbar, daß sie dem Leser in der Kürze sagen, wodurch der Verfasser eines Buchs zum Schreiben veranlaßt wurde, in welcher Absicht er schrieb, welchen Nutzen er von seiner Arbeit erwarte, und was demnach der Leser in seinem Werke zu finden hoffen dürfe; aus diesem Gesichtspunkte mag nun die gegenwärtige Vorrede zu beurtheilen seyn.

Die Veranlassung, dieß Buch zu schreiben, war kürzlich diese. Man ersuchte mich von verschiedenen Seiten her, jungen, mit dem praktischen Landhaushalte gänzlich unbekannten Männern Unterricht in der Oekonomie oder der Landwirthschaft zu ertheilen.

Aus eigner Erfahrung wußte ich, daß ein junger Mensch, besonders wenn er in der Stadt, fern von allen Landwirthschaftsgeschäften, erzogen

ist, und nun auf einmal zu dem Landhaushalte übergeht, sich gleichsam in eine andere Welt versetzt glaubt, daß ihm alles neu und fremd ist, daß er, bei den ungeheuer vielen neuen Gegenständen, die ihn plötzlich von allen Seiten her umgeben, mit offenen Augen, gleichsam wie ein Blinder herumtappet, und daß er, wenn man ihn, wie das leider nur zu oft geschieht, seinen eigenen Gang gehen läßt, und erwartet, daß er nach und nach von selbst die landwirthschaftlichen Geschäfte kennen lernen solle, wenn man ihn etwa wie einen Laternenpfahl auf die Dreschtenne stellt, ihm allenfalls ein Register zu liniiren, und, im Falle er eine gute Hand schreibt, zu rubriciren giebt, auch bei dem besten Willen und den trefflichsten natürlichen Anlagen, lange in der Irre geht, und mit dem praktischen Gange des Landhaushalts unbekannt bleibt, weil er nicht weiß, wonach er sehen und wie er sehen soll.

Mit wahrem Abscheu erinnerte ich mich an meine eigne Behandlung als ökonomischer Zögling, und überlegte, wie leicht ein ökonomischer Lehrer es dahin bringen könne, daß ein fähiger junger Mensch alles Zutrauen zu sich selbst verliere, und auf immer verdorben werde, wenn er nemlich seinen Zögling sich selbst überläßt, ihn zu nichts ge-

hörig anleitet, und ihm dann wohl gar in Gegenwart seiner Untergebenen seiner Unwissenheit wegen Vorwürfe macht, wenn dieser ein halbes Jahr vielleicht, oder etwas länger, bei dem Landhaushalte gewesen ist, und Fragen, auf deren Beantwortung er vorhin nie hingeleitet worden ist, nicht zu beantworten weiß. Ich hielt es also für Pflicht, über die Art, wie ein solcher Mensch mit dem Gange des Landhaushalts, und den ihm obliegenden Geschäften am besten bekannt gemacht werden könne, selbst nachzudenken; weil ich, bei aller Schreibseligkeit unsers Zeitalters, mich doch vergeblich nach einer zweckmäßigen Anleitung zur Erlernung der praktischen Landwirthschaft umsahe. Ich entwarf mir demnach selbst eine Menge Fragen, die etwa ein solcher Zögling thun könnte, und suchte solche deutlich und gründlich zu beantworten. So entstand denn nach und nach dieß Buch, über dessen Zweck und Absicht ich wol nun weiter nichts zu sagen nöthig haben werde.

Damit nun aber der Leser von dessen Nützlichkeit desto eher überzeugt werden möge, will ich die Geschichte meiner eignen Erziehung zur praktischen Oekonomie hersetzen, die, wie ich fürchte, geringe Verschiedenheiten abgerechnet, wol die Erziehungsgeschichte manches andern Oekonomen seyn wird.

Ich war in meinen jüngern Jahren auf dem Andreanischen Gymnasium in Hildesheim zu den wissenschaftlichen Vorkenntnissen angeleitet, und war alle Klassen desselben durchgegangen, war nicht ganz ohne Welt- und Menschenkenntnisse, und schon zu den Jahren des Nachdenkens gekommen, als ich mich der Landwirthschaft widmete. Die Unterrichtsmethode meiner Lehrer war sehr zweckmäßig. Ich war also gewohnt, dasjenige, was ich zu erlernen hatte, und was nicht an sich verständlich war, gehörig deutlich und faßlich gemacht, und mit Gründen vorgetragen zu sehen, auch darin angewiesen zu werden, worauf ich vorzüglich zu achten hätte, und hatte auf diese Art manches sehr leicht erlernt, nur nicht das geringste, was einigen Bezug auf den praktischen Landhaushalt hatte.

Mit Freuden ging ich jedoch zu diesem Fache über, weil ich nichts anders glauben konnte, als daß mein künftiger Lehrer in der Oekonomie mich auf ähnliche Art behandeln, mich mit dem, was ich zu erlernen und beachten hätte, gehörig bekannt machen, und mein liebevoller Leiter auf der ganz neuen Bahn seyn würde; allein ich wurde gar schrecklich in meiner Erwartung betrogen.

Voll Lernbegierde ging ich zu dem Amtsökonomieverwalter, dessen Unterrichte ich übergeben wurde, und dachte, daß ich nun gleichsam auf die Universität ginge, wo ich für mein künftiges Leben die völlige Ausbildung erhalten sollte. Ich trat mit einem innern Gefühle von Achtung, und mit dem besten Willen vor meinen sogenannten Lehrer hin, weil ich von Jugend auf große Neigung zur Oekonomie gehabt hatte, und nun künftig mein Brodt dadurch suchen wollte. Ich grüßte ihn auf das ehrerbietigste, und sagte ihm mit eben so vieler Freimüthigkeit als Bescheidenheit, daß ich sehr gern sein Zögling würde; daß ich sehr viel Lust zu dem erwählten Fache mitbrächte; daß ich ziemlich leicht begriffe; daß ich zwar etwas Schulkenntnisse besäße, aber vom Landhaushalte noch nicht das geringste wüßte, und daß ich ihn also bäte, mich über dasjenige, was ich zu thun und zu beobachten hätte, zu belehren, versprach ihm auch dagegen Folgsamkeit und regen Fleiß.

Auf diese meine, nicht ohne vorherige Ueberlegung, gehaltene Anrede erwartete ich nun nicht bloß eine höfliche Antwort, sondern auch zugleich eine kurze Anleitung zu meinem künftigen Fache, einen kleinen Plan zu meinem künftigen Studium, und eine kurze Vorschrift über das, was ich als

Schreiber zu thun, und besonders worauf ich zuerst zu achten hätte — allein ich erhielt leider von allem dem nichts.

Ein kurzes, kaltes und trotziges: Gehn Sie zu dem Schreiber S... bei dem Sie künftig auf der Stube wohnen werden; war die ganze Antwort. Ich war von Jugend auf ziemlich gut erzogen, hatte mancher wohlgesitteten Gesellschaft beigewohnt, und sanfte und liebevolle Lehrer bis dahin gehabt. Man denke sich also meine Empfindungen bei einer so stolzen, kalten und wirklich plumpen Behandlung. Ich hoffte jedoch auf bessere Zeiten, machte bescheiden meinen Bückling und ging.

Wo wohnte nun aber der Schreiber S...? Auch das war mir nicht einmal gesagt. — Nothwendig war ich also in Verlegenheit, wo ich in den dicken fürchterlichen Mauren des alten gothischen Amthauses, worin mein Lehrer hauste, meinen Mann finden sollte; aber, zu meinem Glücke öffnete sich bald eine Thür in der Nähe derjenigen, aus welcher ich eben gekommen war. Ein vom Branntweine begeisterter lustiger Bruder sah mit einem rubinenreichen Gesichte aus solcher heraus, und fragte mich mit herzlichem La-

chen:

chen: Sind Sie der neue Schreiber? — Ja, war meine Antwort, und nun hieß er mich auf seine mit Schmutz aller Art, und Spinngewebe herrlich tapezirte und mit einer Menge alter und neuer Säcke, Kruken und Büchsen möblirte Stube treten. Ich folgte. Mir einen Stuhl anzubieten, oder mich sonst zu bewillkommnen, daran dachte der lustige Bruder so wenig, als der stolze Herr Verwalter. Er griff gleich zur Branntweinsflasche, und schenkte ein derbes Glas voll Courage-Wasser, wie er es nannte, ein; nahm einen guten Hieb, und hieß mich Bescheid thun. An seinem guten Ueberfalle und seinem feurigen Gesichte merkte ich leicht, daß er dieß Getränk sehr liebte, schloß, daß er dem, der dieß sein Lieblingsgetränk verachtete, nicht trauen würde, und nahm auch einen kleinen Schnaps, weil ich doch einmal dazu verdammt war, mit solch einem S... auf einer Stube zu leben.

Bald darauf sagte ich ihm in Betreff meiner alles das, was ich bereits dem Herrn Administrator gesagt hatte, und fragte ihn, worin denn nun wol meine Geschäfte bestehen würden. Er antwortete: Sie schreiben täglich die Herrendienste in dieß Register, machen alle Sonntage einen Wochenzettel aus demselben, und rechnen viertel-

jährig mit den Dienstleuten ab. Hierbei gab er mir das Dienstregister, und versprach, mir die dazu gehörige Kasse demnächst zu geben. Uebrigens, hieß es, ist Ihr tägliches Geschäft, auf der Scheuer zu seyn, und auf die Drescher zu achten. Ich fragte natürlich: worauf muß ich denn achten? Allein, an Statt aller Antwort, begann er ein gewaltiges Gelächter, und meinte, die Städter wären doch recht dumm. Ich ging also auf die Scheuer, ohne im mindesten zu wissen, worauf ich zu achten hätte, und machte, weil ich die Untergebenen doch auch nicht wohl fragen konnte, den stummen Zuschauer. Eines Tages kam nun mein höflicher Lehrer und fragte: Wie viel Stiegen sind gedroschen? — Ich weiß es nicht, antwortete ich ganz gelassen. Nun fuhr er mich an, und machte mir das Kompliment: ob ich da stände, oder ein Perückenstock, das sey gerade einerlei. Als ich mich damit entschuldigen wollte, daß mir ja gar noch nicht gesagt sey, was ich zu thun, und worauf ich zu achten hätte, hieß es: Dieser Schnack sey noch dummer, denn daß man zusehen müsse, wie viel Stiegen gedroschen würden, wisse jeder Bauerjunge.

Diese ungeheure Grobheit und Ungerechtigkeit erbitterte mich aufs äußerste; allein ich muß-

te schweigen, um mich nicht noch ärgern Grobheiten auszusetzen.

Ich sehnte mich so herzlich nach Unterricht, und fand ihn nicht. Von meinem sogenannten Lehrer durfte ich ihn, nach den gemachten Erfahrungen, nicht erwarten. Bei meinem mehr rubin- als kenntnißreichen Kollegen durfte ich ihn auch nicht suchen, und noch weniger bei meinen Untergebenen, wenn ich mein ganzes Ansehn bei ihnen nicht verlieren wollte. O, dachte ich, es wird wol irgend ein gutes Buch geben, welches eine Anleitung zur Kenntniß der Landhaushalts-Geschäfte für einen jungen, angehenden Oekonomen enthält; dieß sollst du zu erhalten und daraus den Gang deiner Geschäfte zu ersehen suchen. Ich bat einen meiner Jugendfreunde, mir ein solches Buch aufzutreiben; allein er begriff mich nicht, faßte meine Absicht nicht, weil er selbst kein praktischer Oekonom war, und rieth mir also, mir Krünitz ökonomische Encyclopädie, theilweise, nach und nach anzuschaffen, weil man darin alles finden könne. Er meinte es gut, und rieth, nach seiner Art, ganz recht. Ich wußte nichts von Krünitz, dachte also eine bloße Anleitung zu meinem Geschäften darin zu finden, und trug ihm auf, mir gleich einige Thei-

le von diesem trefflichen Werke zu verschreiben. Er verschrieb mir den 21, 22, und 23. Theil allein von dem, was ich suchte, fand ich darin nichts. Ich kaufte mir noch einige andere mir empfohlne Bücher, aber auch darin fand ich nicht, was ich suchte. Nun wußte ich mir nicht mehr zu rathen, und mußte mir folglich durch List zu helfen suchen. Ich fragte nun meine Untergebenen um alles, stellte aber die Fragen so, als ob ich nur wissen wollte, wie es hier gehalten würde, und schon wüßte, wie man an andern Orten verführe. Diese Leute, die bald merken mochten oder wußten, daß ich noch nie bei dem Landhaushalte gewesen war, und gar nicht wünschten, daß ich klüger in meinen Geschäften oder meinem Fache würde, damit ich ihre Unterschleife nicht beurtheilen könnte, unterrichteten mich gänzlich falsch. Dieß erfuhr ich dadurch, daß, wenn ich mehrere von ihnen um ein und das nämliche befragte, die Antworten ganz verschieden ausfielen. Nun wußte ich nicht mehr, wie ich es anfangen sollte, um die nöthige praktische Belehrung zu erhalten, und doch sah ich ein, daß ich, ohne gehörigen Unterricht, noch lange ein ökonomisches Unding bleiben würde.

Als ich in dieser wirklich traurigen Verlegenheit war, sah ich einst, daß mein stolzer Lehrer

bei einem Verkaufe der Mastochsen den Schweinemeister erst rief, bevor er den Käufern den Preis bestimmte. Dieß machte mich auf diesen Mann aufmerksam, der sich ohnehin von dem übrigen Gesinde des Hofes, sowohl durch Fleiß und Ordnung, als durch Klugheit und Rechtlichkeit auszeichnete. Bald nachher stand ich zufällig auf meiner Kammer, von der ein offenes Loch in des Verwalters Kammer ging, und hörte ihn mit jemandem auf seine Kammer kommen. Ich sah neugierig durch das Loch, und bemerkte, daß dieser Jemand der Schweinemeister war. Ich spitzte die Ohren, und hörte bald sehr deutlich meinen angeblichen Lehrer selbigen fragen: Was er denn wol für die Reihe der Mastochsen fordern sollte? und eben so deutlich diesen antworten und sagen, was der Herr Verwalter für die Ochsen anfangs fordern, und wofür er sie zuletzt lassen sollte.

Ich machte mir sogleich ein Gewerbe auf des Verwalters Stube, und hörte bald, daß er blos das Sprachrohr war, durch welches der Schweinemeister die Ochsen verkaufte.

Ha, dachte ich, jetzt ist dir geholfen! Kann der Schweinemeister deines Lehrers Lehrer seyn, so mag er auch der Deinige werden, und wandte mich also gleich an ihn, mit der höflichen Bitte, mich doch über den Gang der wirthschaftlichen

Geschäfte zu belehren. Mit Höflichkeit und Freundschaft nahm er mich zum Schüler an, und unterrichtete mich treu und redlich von allem, bis auf den Ackerbau, den er selbst nicht kannte; und ich lehrte dagegen seine Söhne lesen. Was hatte dieß nun aber für üble Folgen für den Haushalt? Hatte mein Oberlehrer, der Schweinemeister, Lust, unentgeldlich einen Schnaps zu trinken, so wurde er ihm von dem herrschaftlichen Branntweine gereicht. Raffte er, bei dem Abholen des Kaffs, für seine Schweine auch mitunter etwas Korn mit ein, so durfte ich, des ferneren Unterrichts wegen, ihm davon nichts sagen, und ihn nicht verrathen. —

Wollte ich vom Ackerbau einige Kenntnisse erlangen, so mußte ich in der Person des Ackervoigtes meinen zweiten Lehrer aufsuchen. Aber auch dieser benutzte dieß wieder, um sich dafür kleine Vortheile zu verschaffen, worin ich ihm, als meinem Lehrer, denn auch nicht zuwider seyn durfte.

Dieß war leider mein Unterricht in der Oekonomie, und, wie gesagt, wol der manches anderen Oekonomen. Was Wunder also, wenn darunter manche so sehr beschränkt in ihren Kenntnissen bleiben. Die traurige Erinnerung an eine so bedrängte Lage trieb mich nun an, mir zum Unterrichte für meine Zöglinge einen Leitfaden zu

entwerfen, und, da ich fand, daß sie dadurch ziemlich geschwind mit dem Gange der Geschäfte bekannt wurden, so hielt ich es für Pflicht, solchen genauer auszuarbeiten, und ihn dem Drucke zu überliefern, besonders da auch Männer von Gewicht in solchem viel Gutes für angehende Landwirthe zu finden glaubten, und selbst der berühmte Thaer mich zur öffentlichen Bekanntmachung aufforderte.

Ich hoffe also einigen Dank bei jungen Männern, und selbst bei solchen Oekonomiepächtern, die die Oekonomie nicht praktisch erlernten, und darin nicht von unten auf dienten, zu verdienen, wenn ich ihnen hier ein Buch in die Hände liefere, woraus sie sich, in Ermangelung eines guten Lehrers, selbst unterrichten und Raths erholen können.

Da ich sieben Jahre Schreiber auf einer der größten Amts-Oekonomieen hiesiger Lande, zehen Jahre lang Administrator sehr großer Landwirthschaften, und zehn Jahre lang Pächter verschiedener, gar beträchtlicher Güter gewesen, und letzteres noch wirklich bin, so schreibe ich alles aus eigener, reinpraktischer, durch eine vernünftige Theorie geleiteter Erfahrung, und trage nicht etwa aus 99 Büchern das 100ste zusammen, kann also hoffen, einigen Nutzen durch meine Arbeit zu stiften. Diesen zu stiften ist mein sehnlichster

Wunsch, und dieser Wunsch war die einzige Ursache, warum ich mich zur Herausgabe dieses Werks entschloß.

Daß dieser mein erster Versuch im Fache der Schriftstellerei noch mancher Verbesserungen fähig sey, daß ich nicht alles darin erschöpft habe, gebe ich gern zu, und deswegen werde ich mir gern jeden gegründeten Tadel gefallen lassen, und jede wohlgemeinte Belehrung erfahrner Männer annehmen und künftig benutzen.

Es bleibt nun noch übrig den Lesern kürzlich zu sagen, was sie in diesem Werke zu finden hoffen dürfen. Der erste Theil desselben wird sie mit der Behandlung des Viehes im gesunden und kranken Zustande, und besonders mit den bei der Zuzucht nöthigen Vorsichtsregeln; der zweite mit dem, was bei der Gewinnung und Aufbewahrung der Früchte zu beobachten ist; und der dritte mit den besten Benutzungsarten der gewonnenen Früchte, insbesondere mit dem Praktischen der Brauerei und Branteweinsbrennerei bekannt machen. Zu mehrerer Brauchbarkeit werd' ich auch am Schlusse einen Real-Index, oder ein Sachregister, über das Ganze hinzufügen.

Heinde, im Dec. 1803. Gericke.

Vorrede
zur zweiten Ausgabe.

Die Aufforderung meines biedern Herrn Verlegers zu Bearbeitung einer zweiten Ausgabe meines erstan Versuchs in der Schriftstellerei, welche ich als den besten Beweis von der allgemeinen gütigen Aufnahme desselben ansehen muß, ist mir ein neuer Sporn gewesen, solchen die mir möglichste Vollkommenheit zu geben. Ich habe zu dem Ende allen Fleiß angewandt und werde mich auf alle Weise bemühen, mich des Beifalls würdig zu machen, den meine Bemühung, angehenden Landwirthen richtige Begriffe über die einzelnen Theile der theoretisch-praktischen Oekonomie zu verschaffen und sie in den Stand zu setzen, sich vor manchem Fehler und manchen Schaden zu hüten, gefunden hat.

Bei meinem fortgesetzten Studium der Landwirthschaft bin ich noch auf manche bisher unbearbeitete Theile derselben aufmerksam geworden und die ehrenvolle Aufforderung, zur Uebernehmung der Stelle eines öffentlichen Lehrers dieser wichtigen und vielumfassenden Wissenschaft, hat mir deren Bearbeitung zur Pflicht gemacht.

Da nun verschiedene meiner gütigen Herrn Recensenten die für mich schmeichelhafte Aeußerung gemacht haben, daß meine auf Erfahrung gegründete Anleitung zur Führung der Wirthschafts-Geschäfte nicht blos dem Anfänger, sondern auch dem wirklichen Praktiker einigen Nutzen gewähren könne, so hat dieß mich bewogen, den Plan meines Werks zu erweitern und darin alle die wichtigsten Theile der Oekonomie zu bearbeiten. Welche ich dafür halte, wird man in §. III. des ersten Hauptstückes finden; worin ich den Begriff der theoretischen und praktischen Oekonomie festzustellen und den einer gründlichen Kenntniß derselben Beflissenen mit dem ganzen Umfange seines Studiums bekannt zu machen, ihn auch in den Stand zu setzen gesucht habe, seinen Haushalt gehörig zu dirigiren und in allen Zweigen desselben die so wichtige und nöthige Ordnung zu erhalten. Ich glaube

mir schmeicheln zu dürfen, daß ich hierdurch dem Ganzen mehr Vollständigkeit verschafft und die Uebersicht des Ganzen zugleich sehr erleichtert habe.

Meinen Herrn Recensenten danke ich auf das verbindlichste dafür, daß sie mich, durch ihre gründlichen Bemerkungen noch auf Manches aufmerksam gemacht haben, was ich bei der ersten Ausgabe dieses Werks übersehen hatte und bemerke nur noch: daß ich, bei der nochmaligen Bearbeitung der Viehzucht, noch Manches hie und da berichtiget und vervollständigt, auch besonders noch den Artikel von der Thierheilkunde u. s. w. mit nützlichen Erfahrungen und erprobten Heilmitteln beigefügt habe; daß ich das über den Weiden- Wiesen- und Ackerbau Gesagte gänzlich umarbeiten und diese Stücke systematisch und in ihrem ganzen Umfange behandeln, folglich auch die Lehre von der Drei- und Vier-Felder-Wirthschaft, so weit ich solche auf Erfahrungen gründen kann, mit vortragen und über den Nutzen der englischen Ackerwerkzeuge, so wie über die Art, wie man die Vier-Felder-Wirthschaft der Wechselwirthschaft ziemlich nahe bringen könne, das Nöthige sagen werde.

Ueber den dritten Theil der ersten Ausgabe dieses Werks sind mir bis hieher noch keine Beurtheilungen zu Gesichte gekommen. Ich sehe solchen sehnlich entgegen, um sie zu der Vervollkommnung desselben benutzen zu können.

Den hier folgenden ersten Band dieser neuen Ausgabe empfehle ich den Herrn Recensenten zur genauen Prüfung und unpartheyischen Beurtheilung, damit er in den folgenden Bänden allenfalls noch vervollständigt und dadurch desto mehr Nutzen gestiftet werden möge.

Inhalt des ersten Bandes

der praktischen Anleitung zur Führung der Wirthschafts-Geschäfte.

Erstes Hauptstück.

Von der Oekonomie im Allgemeinen, deren Theilen, Vor- Neben- und Hauptkenntnissen, und der ökonomischen Regierungs-Kunst, oder allgemeine Einleitung, welche den richtigen Begriff der theoretischen und praktischen Oekonomie festsetzt, die Hülfsmittel, solche gründlich zu erlernen, anzeigt, die einzelnen Theile und deren Nutzen darlegt und zugleich eine kurze Uebersicht des ganzen Werks liefert.

Erster Theil.

Von der Oekonomie überhaupt, deren Theilen, deren Nutzen, den dabei erforderlichen Vor-, Neben- und Hauptkenntnissen, und der ökonomischen Regierungs-Kunst.

Erster Abschnitt.

Ueber den richtigen Begriff des Worts Oekonomie, über die Entstehung und Vervollkommnung der Oekonomie-Wissenschaft und die einzelnen Theile der theoretischen und praktischen Oekonomie.

Was Oekonomie sey, womit sie sich beschäftige und wie sie mit Fug eingetheilt werden könne. §. I. Seite 5

Seite

Wodurch und wie die Landwirthschaft entstanden und auf welche Art sie zu einer Wissenschaft geworden sei, §. II. 12

Welches sind die einzelnen Theile der wissenschaftlichen praktischen Oekonomie und wie folgen sie auf einander in natürlicher Ordnung. §. III. . . 26

Zweiter Abschnitt.

Von den Mitteln, sich gehörige theoretische und praktische Kenntnisse in der Oekonomie zu verschaffen.

Darlegung der Ursachen, weshalb mehrere Mittel erforderlich sind, um ein guter praktischer Oekonom zu werden. §. IV. 34

Angabe und Würdigung der Mittel, wodurch ein Oekonom sich die zur zweckmäßigen Betreibung seines Faches erforderlichen Kenntnisse zu verschaffen und solche zu erweitern suchen muß. §. V. . . 35

Dritter Abschnitt.

Von dem vielfachen Nutzen der Oekonomie-Kenntniß für mehrere Klassen der Staats-Bürger.

Ist die gründliche Kenntniß der Oekonomie bloß dem praktischen Landwirthe nützlich, oder können auch andere Klassen der Staats-Bürger Vortheil davon ziehen. §. VI. 47

Vierter Abschnitt.

Von den Vor- oder Nebenkenntnissen, welche einem guten Oekonomen erforderlich sind.

Einleitung. Ueber die Wichtigkeit einer gründlichen Erlernung der Oekonomie. §. VII. . . 52

Von der Sprachkunde, als einer unentbehrlichen Vorkenntniß. §. VIII. 53

Von der Schreibkunst, als einer erforderlichen Vorkenntniß. §. IX. 54

Seite

Von der Mathematik, als einer höchstnöthigen Wissenschaft. §. X. 55

Von dem Nutzen der Naturkunde und der damit verbundenen Wissenschaften für einen praktischen Oekonomen. §. XI. 57

und §. XII. 58

Von der Nützlichkeit der Chemie für den Oekonomen. §. XIII. 59

Von der Thierarznei-Kunst, als einer höchst nützlichen Neben-Kenntniß. §. XIV. 60

Von der Bau- und Zeichenkunst, als sehr nützlichen Neben-Wissenschaften. §. XV. 61

Zweiter Theil.

Von der ökonomischen Regierungs-Kunst, oder der Kunst, einem großen Haushalte gehörig vorzustehen und alles dabei gut zu lenken.

Erster Abschnitt.

Von dem Benehmen eines Oekonomen gegen seine Untergebenen, um Achtung und Folgsamkeit derselben zu erwirken.

Einleitung. Ueber die Wichtigkeit einer gehörigen Behandlung der Untergebenen. §. XVI. . 65

Ueber den Charakter und die Denkart des gemeinen Mannes. §. XVII. 66

Hauptregeln bei der Behandlung desselben, welche auf dessen Denkungs-Art berechnet sind. §. XVIII. 69

Zweiter Abschnitt.

Von der Haushalts-Polizei, der solche erleichternden strengen Subordination der Dienerschaft, und demjenigen, was bei Annahme der Dienstboten zu beobachten ist.

Ueber den richtigen Begriff der Haushalts-Polizei. §. XIX. 87

Seite

Die Wichtigkeit einer guten Haushalts=Polizei wird kürzlich gezeigt. §. XX. 89

Die verschiedenen Theile oder Zweige der Haushalts=Polizei werden angegeben. §. XXI. . . 90

Die wichtigsten Stücke der allgemeinen Haushalts=Polizei werden kürzlich berührt. §. XXII. . 92

Die einzelnen Theile der besondern Haushalts=Polizei werden durchgegangen und darunter zuerst die Regeln der Polizei des innern Haushalts kürzlich angegeben. §. XXIII. 99

Die Gegenstände und Regeln der Polizei des äußeren Haushalts werden im Allgemeinen durchgenommen. §. XXIV. 106

Von der Hof=Polizei und deren Gegenständen. §. XXV. 107

Das Allgemeine der Stall=Polizei wird vorgetragen. §. XXVI. 108

Die einzelnen Theile der Stall=Polizei werden abgehandelt und deren Gegenstände auseinander gesetzt. §. XXVII. 109

Es wird gezeigt, worin die Scheuren=Polizei bestehe. §. XXVIII. 113

Die Korn=Boden=Polizei, deren Handhabung u. s. w. wird kürzlich dargelegt. §. XXIX. . . . 116

Die Gegenstände der Acker= oder Feld=Polizei werden kurz berührt und es wird ein wirksames Mittel vorgeschlagen, die Feldhüter wachsam zu machen, und zu erhalten. §. XXX. 117

Eine genaue und strenge Subordination wird, als das Hauptmittel zur Handhabung einer guten Haushalts=Polizei und zur vollkommnen Betreibung der Geschäfte, sehr empfohlen. § XXXI. . . . 122

Die Mittel, eine gehörige Subordination einzuführen und zu erhalten, auch besonders die Vorsichts=Maaßregeln bei Annahme des Gesindes, werden angegeben und sehr empfohlen. §. XXXII. . 128

Zweites Hauptstück.

Von der theoretisch=praktischen Oekonomie insbesondere.

Einleitung. §. 1. 137

Seite

Erster Theil.

Von der Viehzucht.

Erster Abschnitt.

Ueber den richtigen Begriff des Worts Viehzucht, über die verschiedenen Arten der Viehzucht und die allgemeinen Mittel, sich gutes Vieh aller Art zu verschaffen und es gesund und in gutem Stande zu erhalten.

Was ist Viehzucht und was begreift sie unter sich. §. 2. 143
Die verschiedenen Arten der Viehzucht werden angegeben und die nutzbarsten und gemeinnützigsten bemerklich gemacht. §. 3. 144
Die Ursachen, warum heut zu Tage eine gute Viehzucht ein so wichtiges Stück des Landhaushalts sey, werden angegeben. §. 4. 148
Untersuchung der Frage: ob die Viehzucht schon überall in ihrer Vollkommenheit sey, und der Ursachen, warum sie es noch immer nicht sey. §. 5. . 149
Worauf es bei einer vernünftigen Viehzucht im Allgemeinen ankomme. §. 6. 153
Die Mittel, wodurch man sich einen guten Vieh-Stapel ohne großen Aufwand verschaffen, oder sein Vieh in sich selbst und sonst veredeln und verbessern könne, werden im Allgemeinen angegeben. §. 7. 154
Worauf man allgemein bei dem Ankaufe des Viehes zu sehen und welche Vorsicht man dabei anzuwenden habe. §. 8. 156
Die Frage: ob es besser sey, sein Vieh, besonders das Pferde- und Rindvieh, zu weiden, oder auf dem Stalle zu futtern, wird für die Stallfutterung entschieden; es werden jedoch auch die Ursachen angegeben, warum selbige vorerst noch nicht allgemein werden könne. §. 9. 157
Was ein guter Viehstall im Allgemeinen für Eigenschaften haben müsse, wird kürzlich gezeigt. §. 10. 159
Was in Ansehung der Futterung, Tränkung und Reinigung des Viehes überall zu beobachten sey, wird angegeben. §. 11. 161

Seite

Es wird gezeigt, worauf es, bei entstandenen Krankheiten und Seuchen des Viehes hauptsächlich ankomme und wie man besonders der Entstehung und Verbreitung der Seuchen vorbauen könne. §. 12. 162

Warum ein guter Oekonom die Viehzucht unter eigner genauen Aufsicht halten müsse. §. 13. . . 164

Zweiter Abschnitt.

Von den einzelnen hauptsächlichen Arten der ökonomischen Viehzucht, und dem, was bei jeder Art derselben zu beobachten ist.

Erstes Kapitel.

Von der Behandlung der Pferde und demjenigen, wonach ein guter Oekonom hiebei zu sehen hat.

Regeln über die zweckmäßige Einrichtung eines Pferdestalles, zur Erhaltung der Gesundheit des Viehes, und zur bequemen Verrichtung aller darin vorzunehmenden Arbeiten. §. 14. 166

Von der nöthigen Durchlüftung des Pferdestalles. §. 15. 171

Von der gehörigen Reinigung desselben. §. 16. . 172

Von der Streu der Ackerpferde und deren Nutzen. §. 17. 173

Wann und wie oft die Pferde täglich geschwemmt und gereinigt werden müssen. §. 18. a) . . . 173

Wie man untersuchen müsse, ob die Reinigung gehörig geschehen sey. §. 18. b) 174

Regeln über die gehörige Fütterung der Pferde. §. 19. 175

Die Frage: ob es besser sey, reines Korn mit Häcksel gemischt, oder sogenanntes Garbenfutter zu reichen, wird zum Vortheil für die erstere Futterung entschieden. §. 20. 180

Von dem Hafer, als dem besten Pferdefutter. §. 21. 184

Die Frage: ob es gut sey, den Pferden im Sommer grünes Futter zu geben, wird verneinend beantwortet. §. 22. 185

Hafer- und Roggenstroh wird als das beste zum Häcksel empfohlen, und gezeigt, wie gutes Häcksel beschaffen seyn müsse. §. 23. 186

Seite

Ueber die Beschaffenheit des Tränkwassers, und die Zeit, wann das Tränken am besten geschieht. §. 24. 187

Vom Beschlage der Pferde, und der nöthigen Untersuchung desselben. §. 25. 190

Die Frage: ob es besser sey, den Beschlag der Pferde zu verdingen, oder auf Rechnung machen zu lassen, wird nach Verhältniß der Umstände beantwortet, und es werden die bei jeder Art nöthigen Vorsichtsregeln angegeben. §. 26. . . . 192

Die öftere Untersuchung des Gesundheitszustandes der Pferde wird sehr empfohlen. §. 27. . . 194

Es wird erwiesen, daß ein guter Oekonom die gewöhnlichen Krankheiten und Zufälle der Pferde selbst zu heilen verstehen müsse. §. 28. . . . 195

Ueber die gewöhnlichsten Krankheiten der Pferde, als: 1) Die Druse. 2) Die Kolik oder Darmgicht. 3) Die Beinlähmungen aller Art. 4) Das Treten auf die Krone. 5) Das Wundziehen. 6) Das Zähren oder Laufen der Augen, und die Kennzeichen und Heilung dieser Krankheiten, wird das Nöthige gesagt. — Ueber die Hauptmängel der Pferde, Rotz, Koller, Hartschlag und Mondblindheit, richtige Kennzeichen davon und die nöthigen Vorbauungsmittel dagegen, um nicht mit Pferden, die mit diesen Krankheiten behaftet sind, betrogen zu werden; nebst Anleitung, die Uebel möglichst unschädlich zu machen. §. 29. 197

Von der, in Ansehung des Lichts und Tabackrauchens im Stalle nöthigen Vorsicht. §. 30. . . 236

Von der, bei Zutheilung des Brenn- und Lichtmaterials nöthigen Vorsicht. §. 31. . . . 237

Von der Aufsicht über die Betten der Knechte. §. 32. 238

— — — über das Pferdegeschirr. §. 33. . 239

Vorsichtsregeln, welche beim Ankaufe der Pferde zu beobachten sind. §. 34. 245

Die Frage, ob es gut und rathsam sey, selbst Füllen zu erzielen, oder sie in einem gewissen Alter anzukaufen und zuzuziehen, wird nach den Ortsumständen entschieden. §. 35. 256

Seite

Daß es am rathsamsten sey, 1½jährige Füllen anzukaufen, und worauf man vorzüglich bei dem Ankaufe, insbesondere noch jüngerer Füllen zu sehen habe, so wie den großen Nachtheil des zu frühen Gebrauchs der jungen Pferde, zeigt. §. 36. . 257

Die Frage: ob es besser sey, Hengst- oder Stutefüllen anzukaufen, wird dahin entschieden, daß, wenn es die Ortsumstände erlauben, die Ankaufung der Stutefüllen rathsamer sey. §. 37. . 258

Von der Behandlung und Erziehung der Füllen. §. 38. 259

Von der Beschaffenheit guter Zuchtpferde. §. 39. 260

Ueber die beste Jahrszeit zum Belegen der Stuten. §. 40. 261

Mittel, die wirklich geschehene Befruchtung zu erfahren. §. 41. 262

Behandlung der tragenden Mutterpferde. §. 42. . 262

Vorsichtsregeln, welche bei der herannahenden Zeit des Wurfs zu beobachten sind. §. 43. . . . 263

Wie lange ein Füllen saugen müsse, um gut zu werden. §. 44. 265

Wie ein jähriges Füllen bis zu seiner gänzlichen Entwickelung behandelt werden müsse. §. 45. . 266

Zweites Kapitel.

Von der Rindviehzucht.

Einleitung. Ueber die Unentbehrlichkeit des Rindviehes bei dem Landhaushalte u. s. w. §. 46. . 268

Von der guten und zweckmäßigen Einrichtung eines Kuhstalles. §. 47. 267

Von dem, was in Ansehung der Wartung und Reinigung des Rindviehes zu merken ist. §. 48. . 272

Allgemeine Vorsichtsregeln bei der Futterung des Rindviehes. §. 49. 274

Nützliche Maaßregeln bei der trockenen Futterung, und wie viel ein Tagelöhner davon täglich schneiden könne. §. 50. 275

Nöthige Vorsichtsregeln bei der grünen Futterung, wenn man sein Vieh gut und gesund erhalten will. §. 51. 277

Seite

Von der Herbstfutterung des Rindviehes, und der dabei sehr nöthigen Vorsicht. §. 52. . . . 279

Worauf ein Oekonom Morgens früh im Kuhstalle zu achten hat. §. 53. 286

Anzeige der gewöhnlichen innerlichen und äußerlichen Krankheiten des Rindviehes. §. 54. . . 287

Von den Kennzeichen, der Ursache und der Heilung der Darmgicht. §. 55. 288

Von den Kennzeichen u. s. w. der gewöhnlichen Koliken. §. 56. 291

Von dem bisher für unheilbar gehaltenen Milzbrande, von dessen Ursachen, Kennzeichen, und von der sicheren Heilung, so wie von den besten Maaßregeln zu dessen Verhütung. §. 57. . . . 291

Vorschläge zur Verhütung des Milzbrandes unter dem Hornviehe. Vom Herrn Ober-Thierarzt Sander, ... 296 — 325

Ueber das gefährliche Blähen des Rindviehes, oder die Trommelsucht, deren Kennzeichen und mehr sichere Heilungsart, so wie über die bei der Heilung und den Heilmitteln nöthige Vorsicht. §. 58. 325

Von der Entstehung der langen, blaufleckigten und blutstreifigten Milch, von den Entdeckungs- und Vorbauungsmitteln, so wie von den sicheren Heilmitteln dieses Uebels. §. 59. . . . 330

Wie man das Blutharnen des Rindviehes zur rechten Zeit entdecken könne, woher es entstehe, wie es zu verhüten und sicher zu heilen sey. §. 60. . 335

Entstehungsursachen des Grindes oder der Krätze, Kennzeichen, Heilungs- und Vorbauungsmittel dagegen. §. 61. 342

Von den Ursachen der Euterverhärtungen, wie man solche erkennen, und sich dabei benehmen müsse. §. 62. 343

Von den Verhärtungen oder Kontusionen an den Kinnladen, oder unter dem Halse des Rindviehes, deren Ursachen, Kennzeichen und Heilung. §. 63. 344

Von den nöthigen Vorrichtungen, wenn ein Stück Hornvieh sich die Spitzen der Klauen verletzt, oder einen scharfen Körper in die Klauen getreten hat. §. 64. 345

Seite

Von dem Verfahren bei geschehener Abstoßung oder Abbrechung der Hörner. §. 65. . . . 347

Von der Klauenseuche, deren Kennzeichen und Kur. §. 66. 347

Vom Stirzwurme, dessen Kennzeichen und Heilung. §. 67. 351

Von der Behandlung der Quetschungen und Verwundungen. §. 68. 353

Von dem weißen Felle im Auge, einer im heißen Sommer entstehenden Krankheit des Rindviehes, deren Ursachen, Kennzeichen und Heilung. §. 69. . 354

Ueber die Entstehungsursachen der Läuse bei dem Rindviehe, deren Entdeckung und Vertreibung, so wie über den Mißbrauch des Aderlasses u. s. w. §. 70. 355

Die Frage: ob es gut sey, dem sämmtlichen Rindviehe die Spitzen der Hörner zu nehmen, wird bejahend entschieden. §. 71. 357

Wie ein guter Oekonom einen guten Rindviehstapel zu bekommen und zu konserviren suchen müsse, lehrt. §. 72. 359

Regeln, welche beim Ankaufe einer Kuh zu beobachten sind. §. 73. 360

Von den Eigenschaften eines guten Stiers oder Springochsen, wie man selbigen erlangen, und wie lange er dienen könne. §. 74. . . . 362

Von den Qualitäten einer guten Zuchtkuh. §. 75. 364

Wie lange eine Kuh zur Zucht brauchbar sey. §. 76. 365

Ueber die beste Zeit die Kühe bespringen zu lassen, und über die ungekünstelten Mittel, den Begattungstrieb zu erregen. §. 77. . . . 366

Sehr nöthige Vorsichtsregeln, welche bei dem Kalben der Kühe zu beobachten sind; Rügung der gewöhnlichen Unwissenheit und Voreiligkeit der Kuhhirten, und Angabe der Hülfsmittel bei Verlegenheiten und kränklichen Zufällen. §. 78. . . . 368

Verhaltungsregeln bei dem Zurückbleiben der Nachgeburt, und Rügung der übelangebrachten Thätigkeit der Kuhhirten. §. 79. . . . 374

Seite

Ausführung, daß es für Kühe und Kälber besser sey, die Kälber eine Zeitlang an der Mutter saugen zu lassen, als sie zu tränken, und Angabe der dabei zweckdienlichen Vorkehrungen, §. 80. . . 375

Wie lange man ein Zuchtkalb und ein Schlachtungskalb saugen lassen, und welche Vorsicht man bei dem Entwöhnen gebrauchen müsse. §. 81. . 377

Von den gewöhnlichen Krankheiten der Kälber, dem Durchfalle oder sogenannten weißen Drecke, und dem sogenannten Teigmaale, deren Ursachen und Heilung. §. 82. 378

Untersuchung der Frage: ob es besser sey, großes, mittelmäßiges oder kleines Rindvieh zu halten. §. 83. 379

Die Frage: Ob es rathsam sey, mehr Hornvieh zu halten, als man zum Düngen und zum Haushalte nöthig habe, wird verneinend beantwortet. §. 84. 381

Untersuchung der Frage: ob baarer Vortheil bei der Rindviehzucht sey oder nicht. §. 85. . . 383

Drittes Kapitel.

Von der Schweinezucht.

Einleitung. Von der Schweinezucht, als einem nöthigen Theil des Landhaushalts. §. 86. . 390

Verneinende Beantwortung der Frage: ob es unbedingt rathsam sey, Schweine zum Verkaufe zuzuziehen. §. 87. 390

Von der guten Einrichtung eines Schweinehauses, und den dazu nöthigen Erfordernissen und Theilen. §. 88. 391

Von den Eigenschaften und der Behandlung eines Zuchtbären oder Kempen, und von der bei dessen Zuzucht und Ankaufe nöthigen Vorsicht. §. 89. 395

Wie viele Säue ein gehörig behandelter Kempe gehörig bedienen, und wie oft er zugelassen werden könne, ohne zu leiden. §. 90. 397

Wie früh und wie lange ein Kempe von guter Art, bei guter Pflege, zur Zucht brauchbar sey, und wie man es anfangen müsse, um eine gute Schweinezucht zu erhalten. §. 91. . . . 397

Von den Eigenschaften und der Behandlung einer guten Zuchtsau. §. 92. 399

Seite

Wie früh, wie oft, und wie lange eine Sau mit Vortheil zur Zucht gebraucht werde. §. 93. . 400

Wie lange eine Sau trage, wie oft sie im Jahre werfe woran man die Trächtigkeit erkenne, und wann die beste Zeit sey, sie reiten zu lassen, um gute Ferkel zu ziehen. §. 94. . . . 401

Von der Behandlung der trächtigen Säue, und der bei deren Streuung und sonst zu beobachtenden Vorsicht. §. 95. 402

Wie viele Ferkel eine Sau werfen müsse, und bei gehöriger Pflege ernähren könne. §. 96. . . 404

Erfahrung, daß man ohne Schaden Ferkel von einer fremden Mutter aufsäugen lassen könne, wie man solche benutzen könne, und wie man es dabei anzustellen habe. §. 97. 405

Von der Behandlung der säugenden Säue. §. 98. 406

Wie lange die Ferkel saugen müssen. §. 99. . 407

Ob die saugenden Ferkel von dem Futter der Säue mitfressen dürfen, und wofür man sie zu hüten, und wie man die erkrankenden zu behandeln habe. §. 100. 408

Von der Futterung und Behandlung der entwöhnten Ferkel. §. 101. 408

Von der Krankheit der entwöhnten Ferkel und deren Heilung. §. 102. 411

Von der Behandlung der Säue nach dem Entwöhnen, um Milchverhärtungen zu verhüten oder zu heilen. §. 103. 412

Von dem schicklichsten Alter der Ferkel zum Verschneiden, und dem, was bei dem Verschneiden vorzüglich zu beobachten ist. §. 104. . . 412

Wie die Ferkel zum Schnitte vorbereitet werden müssen. §. 105. 415

Ueber die Behandlung der Ferkel nach dem Schnitte, und die zum Verschneiden paßlichsten Jahrszeiten. §. 106. 415

Bejahende Beantwortung der Frage: ob auch alte Zuchtsäue und Kempen noch verschnitten werden können. §. 107. 417

Von dem Verfahren bei der Verschneidung der Zuchtkempen, den verschiedenen Arten zu verschneiden, und der dabei nöthigen Vorsicht. §. 108. . 419

Seite

Auf welche Art man seine Schweinezucht in gutem Stande erhalten, und verbessern könne. §. 109. 425

Von der Ausmittelung des gehörigen Verhältnisses der Schweinezucht auf einem mit Braugerechtigkeit versehenen Gute, und daß es besser sey, etwas zu wenig als zu viele Zuchtschweine zu halten. §. 110. 426

Von der besten Zeit, die Zuzucht zu verkaufen, und in welchem Alter die Zuzucht am Vortheilhaftesten zu versilbern sey. §. 111. . . 427

In welchem Alter die zur Mastung bestimmten Schweine am besten aufgesetzt werden, und von der bei der Mästung alter Kempen und Säue anzuwendenden Vorsicht. §. 112. . . 428

Von der zum Mästen paßlichen Jahrszeit. §. 113. 430

Beweis: daß es in der Regel auf großen Oekonomieen am rathsamsten sey, mit Korn zu mästen. §. 114. 431

Von den zum Mästen schicklichsten Kornarten, und der besten Art zu mästen. §. 115. . . 433

Von den Mitteln, die verminderte oder ganz vergangene Freßlust wieder zu erregen, §. 116. . 435

Wie oft ein Mastschwein täglich gefuttert werden müsse, um Freßlust zu behalten, und von der Beschaffenheit des Futters. §. 117. . . 436

Die Frage: ob die Verschlingung eines Klumpens trocknen Schroots gefährlich sey, wird verneinend beantwortet und gezeigt, wie die vermeinte Gefahr leicht abzuwenden sey. §. 118. . . 437

Wie viel Korn, auch wie viel Zeit zur hinlänglichen Mästung eines Schweins erfordert werde. §. 119. 438

Verneinende Beantwortung der Frage: ob es in der Regel vortheilhafter sey, Schweine zum Verkaufe zu mästen. §. 120. . . . 439

Von den gewöhnlichsten Krankheiten der Schweine, deren Ursachen und Heilung:

1) Von der sicheren Heilung der bisher für unheilbar gehaltenen, und so gewöhnlichen als gefährlichen Bräune, deren Kennzeichen und Ursachen, insbesondere von den Vorbauungsmitteln gegen dieses gefährliche Uebel.

Seite

2) Von den geschwürigen Lungen und Lebern, und den dagegen anzuwendenden Mitteln.

3) Von den sogenannten Schwielen, und deren Kennzeichen und Heilung.

4) Von der Krätze und den Läusen, und den dawider anzuwendenden untrüglichen Mitteln. §. 121. 440

Von der strengen Aufsicht über den Schweinemeister, zur Verhütung aller Unterschleife oder etwaniger Nachlässigkeit. §. 122. . . . 454

Berechnung und Beweis: daß in der Regel Schaden bei der Schweinezucht sey, daß man aber dennoch aus verschiedenen Gründen wohl thue, eine mäßige Schweinezucht beizubehalten. §. 123. . 457

Viertes Kapitel.

Von der Schäferei, und den mancherlei dabei zu beobachtenden Dingen.

Einleitung. Ueber den sehr großen Nutzen der Schäferei. §. 124. . . . 463

Die Frage: ob es gut sey, die Schäferei nach Verhältniß der Weiden möglichst zu vermehren, wird bejahend entschieden. §. 125. . . 464

Von der nöthigen Vorsicht bei Anlegung eines Schaafstalles. §. 126. . . . 465

Von den verschiedenen Arten der Schaafe im nördlichen Deutschlande, und welche davon ein Oekonom zuzuziehen suchen solle, insbesondere von der Veredlung der Schaafe. §. 127. . . 468

Von der Methode die Schaafzucht zu veredlen. §. 128. 472

Ueber die verschiedenen Arten, Schäfereien zu halten. §. 129. . . . 474

Von der Eintheilung einer Zuchtschäferei. §. 130. 475

Von den Mitteln, eine gute Schäferei zu erhalten, und eine schlechte zu verbessern. §. 131. . 476

Von den Eigenschaften eines guten Bocks, und der bei dessen Ankaufe nöthigen Vorsicht. §. 132. . 477

Von den Qualitäten eines guten Mutterschaafes. §. 133. 479

Seite

Kennzeichen, woran man das Alter der Schaafe und deren Gesundheit beurtheilen kann, und wann diese Kennzeichen trüglich sind. §. 134. . 479

Wie viele Schaafe ein guter Bock, seiner Gesundheit unbeschadet, gut bedienen könne. §. 135. . 482

Wie früh und wie lange Böcke und Mutterschaafe mit Nutzen zur Zucht gebraucht werden. §. 136. . 485

Von der besten Zeit zum Lammen der Schaafe, und wann und wie man folglich die Böcke zulassen müsse, um die Spätlinge zu verhüten. §. 137. 486

Nöthige Vorsichtsregeln bei dem Lammen oder Werfen der Schaafe. §. 138. . . . 487

Wie man diejenigen Schaafe, welche ihre Lämmer nicht säugen wollen, behandeln müsse. §. 139. 488

Von den Nachtheilen der zu frühen Entwöhnung der Lämmer, und der Melkung der Schaafe. §. 140. 489

Von der Behandlung der Lämmer nach dem Absetzen. §. 141. 491

Von dem zur Kastrirung der Bocklämmer und Coupirung der Zibbenlämmer tauglichsten Alter, und der dazu schicklichsten Zeit. §. 142. . 492

Von den Ursachen der Entschwänzung der Zibbenlämmer. §. 143. 494

Was man mit den Spätlingen anzufangen habe. §. 144. 495

Vorsichtsregeln, welche bei dem Weiden der Schaafe zu beobachten sind. §. 145. . . 495

Von den Ursachen des Sterbens der Schaafe, auf sumpfigten und nassen Weiden. §. 146. . 498

Bejahung der Frage: ob man die Schaafe auch in der Feld- oder Stoppelweide zu Tode hüten könne. §. 147. . . . 499

Von der besten Zeit die untauglichen Schaafe auszumerzen, oder in dem Schnitt zu setzen. §. 148. 500

Ob man alte Böcke noch entmannen könne, und wann es am besten geschehe. §. 149. . . 501

Nöthige Vorsichtsregeln über die Winterfutterung. §. 150. 502

Seite

Von dem gewöhnlichen Fehler der Schaafmeister, wenn man ihnen die Winterfutterung allein überläßt, und den sehr nachtheiligen Folgen desselben. §. 151. 504

Vorsichtsregeln, welche ein guter Oekonom beim Anfange der Winterfutterung genau zu beobachten hat. §. 152. 506

Ueber die Aufstallung und Abtheilung der Schaafe. §. 153. 508

Ueber die Futterung und Behandlung eines jeden Haufens, und die bei veredelten Schaafen nöthige Vorsicht. §. 154. 510

Nöthige Bemerkungen über die Winterfutterung. §. 155. 514

Verneinende Beantwortung der Frage: ob es in futterarmen Jahren eine wahre Futtererſparung sey, den Schaafen geschnittenes Futter zu reichen. §. 156. 516

Wie nicht gut eingescheuertes Futter mit Vorsicht zur Winterfutterung verwendet werden müsse. §. 157. 518

Behauptung: daß es in der Regel rathsamer sey, das Schaafvieh im Winter auf seinem Dünger liegen zu lassen, als den Stall auszumisten. §. 158. 520

Von dem Gebrauche des von den Schaafen bereits abgefressenen weißen Strohes oder Ohrtstrohes, und der dabei sehr nöthigen Vorsicht. §. 159. 522

Wie viele Fuder Mist man von 100 Schaafen, bei gehöriger Winterfutterung und Behandlung, erwarten könne. §. 160. . . 524

Von den gewöhnlichen Krankheiten der Schaafe, deren Entstehungs-Ursachen, deren Kennzeichen und Heilung u. s. w.

1) von der unheilbaren Krankheit des Faulfressens und dem vernünftigen Verhalten bei selbiger;
2) von der nicht immer unheilbaren fallenden Sucht;
3) von dem sehr schwer zu heilenden Drehen, und der so unnützen als grausamen Operation der Schäfer;
4) von der nicht ganz unheilbaren Krankheit des Rückenbluts;
5) von der heilbaren Harnruhr;
6) von dem leicht zu heilenden Durchfalle;

Seite

7) von der heilbaren Augenkrankheit, das weiße Fell genannt;
8) von dem Steifwerden der Lämmer, und den Mitteln, solches zu verhüten;
9) von den gefährlichen Pocken, den dagegen anzuwendenden Vorsichtsregeln, und der Einimpfung der Kuhpocken;
10) von der Räude, und von den Mitteln, sie zu vermindern und zu heilen;
11) vom Zuschlage der Wolle, und dem Mittel, wodurch derselbe sicher verhütet wird. §. 161. 524

Von den besten Mitteln, das Vieh gesund zu erhalten. §. 162. . . . 542

Ueber die Mittel, wodurch der Schaafmeister am sichersten angetrieben wird, für die Gesundheit der Schaafe zu sorgen. §. 163. . 544

Von der besten Art, sich mit dem Schaafmeister zu setzen, und der bei dessen Annahme nöthigen Vorsicht. §. 164. . . . 545

Von der zuträglichsten Weise, sich mit einem abgehenden Schaafmeister auseinander zu setzen. §. 165. 549

Von der besten Art, die Schäferknechte durch ihr eigenes Interesse zur guten Behandlung der Heerde, auch dazu zu bewegen, daß sie sich untereinander beobachten. §. 166. . . 551

Ueber die zur Annehmung und Entlassung des Schaafmeisters und der Knechte paßlichste Zeit des Jahrs, und über die beste Art, sich mit einem außer der Zeit sterbenden oder zu entlassenden auseinander zu setzen. §. 167. . . 554

Von den Keimeleien der Schäfer, und den zweckmäßigsten Mitteln, solche zu verhüten. §. 168. 556

Von der zuträglichsten Art, die Schaafe zu zeichnen. §. 169. 560

Ueber die gelegenste Zeit die Schäfereirechnung abzuschließen. §. 170. . . . 564

Von der, bei dem Lammen, dem Scheeren und Krepiren der Schaafe, nöthigen Achtsamkeit. §. 171. 565

Wo es rathsam und nöthig sey, eine güste Schäferei zu halten. §. 172. . . 575

Seite

Ueber die Behandlung der güsten Schäferei, und die, bei deren Ergänzung, nöthige Vorsicht. §. 173. 576

Vergleichung der Vortheile und Nachtheile einer güsten und einer Zuchtschäferei. §. 174. 577

Worin der Nutzen einer Schäferei bestehe, und wie er auf eine gute Weise erhalten und vermehrt werde, und von der, bei dem Scheeren, Aufbewahren, Transportiren, Verkaufen und Abliefern der Wolle, sehr nöthigen Vorsicht. §. 175. 578

Verneinende Beantwortung der Frage: ob es rathsam sey, die Wolle von einem Jahre bis ins andere liegen zu lassen. §. 176. 591

Wann und wie man das Schnittvieh am besten zu Gelde machen könne. §. 177. 591

Berechnung des reinen Ertrages einer Schäferei, und nöthige Bemerkungen über die Berechnung. §. 178. 593

Angabe der Ursachen, warum über die Fischerei und die Federviehzucht hier nichts gesagt ist. §. 179. 599

Beschluß des ersten Theils, und Aufforderung an alle einsichtsvolle Oekonomen. §. 180. 600

Anhang zur Schaafzucht,

über die schädliche Dreh-Krankheit, oder das Seegeln der Schaafe, deren Ursachen und Heilung.

Einleitung und Vorerinnerung. §. 181. 603

Erstes Kapitel.

Darstellung der Krankheit, ihrer verschiedenen deutschen Namen, ihrer Beschaffenheit und verschiedenen Grade, so wie der dabei vorkommenden Erscheinungen und gemachten Erfahrungen.

Genaue Beschreibung der Krankheit und Angabe ihrer mancherlei deutschen Namen. §. 182. 614

Von der Beschaffenheit und den verschiedenen Graden des Uebels, so wie von den dabei vorkommenden Erscheinungen. §. 183. 616

Seite

Mechanische, oder unmittelbare und nächste Ursache dieser Erscheinungen. §. 184. . . 617

Zweites Kapitel.

Erfahrungen darüber, welche Lämmer am meisten von der Drehsucht befallen werden, in welcher Lebens-Periode dieselben gemeiniglich daran leiden und in welcher Jahrszeit sich die Krankheit am gewöhnlichsten äußert.

Welche Lämmer gewöhnlich an der Drehsucht leiden. §. 185. . . . 625

In welcher Lebens-Periode die Lämmer am gewöhnlichsten in die Drehkrankheit verfallen und zu welcher Jahrszeit sich das Uebel gemeiniglich äußert. §. 186. . . . 625

Drittes Kapitel.

Prüfung der bisher angenommenen Krankheits-Ursachen und Angabe der mir bis hiehin wahrscheinlichsten näheren und ferneren Ursachen des Uebels.

Prüfung der bisher gemeinhin angenommenen Krankheitsursachen und Zweifel dagegen. §. 187. 628

Mir bis jetzt wahrscheinliche entfernte und nähere Ursache der Drehsucht. §. 188. . . 634

Viertes Kapitel.

Ueber die vorgeschlagenen Präservative und deren Anwendbarkeit, so wie über die bisher bei der Krankheit angewandten inneren Heilmitttel.

Würdigung der vorgeschlagenen Mittel zur Verhütung des Uebels. §. 189. . . 639

Ueber die bei der Krankheit versuchten und angepriesenen inneren Heilmittel. §. 190. . . 642

Seite

Fünftes Kapitel.

Angabe der Methoden, wodurch der Sitz der Krankheit nicht selten glücklich entdeckt und das Uebel selbst, ohne alle künstliche Vorrichtungen und innerliche Medikamente gehoben werden könne.

Wie man den Sitz der Krankheit entdecken solle, und woraus man beurtheilen könne, ob solche bei dem kranken Individuum zu heilen sey, oder nicht. §. 191. . . . 643

Wie man sich, durch die Behandlung der Dreher und Traber vor der Operazion, des glücklichen Ausgangs derselben mehr versichern könne. §. 192. 647

Verfahrungs-Art bei der Operation und deren genaue Beschreibung. §. 193. . . 648

Inwiefern meine Heilmethode von der Riemisch-Reutterschen und von andern abweiche und was von dem Sauge-Trokar zu halten sey. §. 194. 652

Sechstes Kapitel.

Genaue Beschreibung des von mir bei der Heilung der Drehlinge gebrauchten Trokars und seines Gebrauchs; auch von der vorsichtigen Aufbewahrung desselben.

Genaue Beschreibung des einfachen von mir gebrauchten Trokars, und Anführung der Gründe, warum er so und nicht anders seyn müsse. §. 195. 657

Noch ein Wort über den gehörigen Gebrauch desselben. §. 196. . . . 659

Von der vorsichtigen Aufbewahrung des Instruments. §. 197. . . . 659

Urtheil des Herrn Dr. und Staabschirurgus Sergel über die Richtigkeit der von mir angegebenen Ursache der Krankheit und Berichtigung derselben. §. 198. . . . 662

Erklärung der Kupfertafeln.

Tafel I.

Fig. 1. Ein Trokar (troicar), um die Luft bei aufgeblasenem Hornvieh aus den Eingeweiden zu lassen. Nach seiner natürlichen Länge und Größe gezeichnet.

a. die Nadel. Diese ist bis b. spitz und dreischneidig;

c. die Scheide für die Nadel a., mit verschiedenen, auf beiden Seiten befindlichen, länglichten Löchern.

Fig. 2. Eine Eiterband- oder Haarseil-Nadel, die am untern Ende a. spitz, zweischneidig und recht scharf seyn muß. Nach ihrer natürlichen Länge und Breite gezeichnet.

Fig. 3. Eine beinahe 2 Fuß lange Eiterband- oder Haarseil-Nadel, die oben beim Auge a. $\frac{3}{4}$ und und bei b. beinahe $\frac{1}{2}$ Zoll breit; oben etwa $\frac{1}{4}$ und unten nach der Spitze hin $\frac{1}{8}$ Zoll dick; übrigens an der Seite abgerundet seyn muß. Die Spitze c. c. muß stumpfscharf seyn.

Tafel II.

Fig. 1. Eine aus hartem Holz bestehende Kastrir-Klammer, nach ihrer natürlichen Länge und Breite abgebildet. Ihre Dicke muß einen Viertel Zoll halten.

a. a. a. Sie ist oben durch ein Scharnier von Messing, das durch Holzschrauben befestigt ist, zusammengefügt.

b. b. Die untern Enden sind mit Messing beschlagen; an dem einen befindet sich eine längliche Dese oder Gelenk, und an dem andern sind sägenartige Zacken oder Einschnitte, wo die Dese eingehaakt werden kann, damit sie bei der Operation nicht nachläßt.

c. c. Der Handgriff muß auswendig abgerundet seyn, damit durch denselben die Hand nicht gekniffen wird. Bei d. d. aber müssen die Kanten und Ecken stehen bleiben.

Fig. 2. Ein Brenneisen mit einem hölzernen Griff oder Heft, völlig nach seiner natürlichen Länge und Breite abgebildet.

a. Der Rücken dieses Eisens muß ein gutes Drittel Zoll dick und stark seyn, und nach der Schneide stumpfscharf zuläufig.

c. Ist der Knopf, womit einzelne Blutgefäße zugebrandt werden.

Tafel III.

Beschreibung der einzelnen Theile des Kohl- und Rubenschneiders und der darüber verfertigten einzelnen Zeichnungen.

a. Der Rahm.

b. Die Beine.

c. Die Seiten=Backe so den Kasten in der der Richtung hält.

d. Die Sträbe, so den Kasten hält, dnrch eine Schraube.

e. Die Rinne oder der Kasten.

f. Das Rad oder die Scheibe.

ff. Die Felgen.

g. Die Messer.

h. Die Schneide=Hakaen.

i. Der Kranz, worin der Wellen=Zapfe läuft.

k. Die Welle.

l. Die Speichen von dem Rade.

Tafel IV.

Fig. 1. Ist eine Darstellung des kleinen Trokars in natürlicher Größe, ohne Hülle, doch deutet die punktirte Linie das Profil der Hülle mit dem Teller an.

Fig. 2. Ist die Hülle selbst in Profil.

Fig. 3. Stellt den Teller der Hülle dar, wie er von oben her anzusehen ist.

Fig. 4. Giebt die 3 Seiten des obern Theils der Spitze des Instruments an.

Erstes Hauptstück.

Von der Oekonomie im Allgemeinen, deren Theilen, Vor- oder Neben- und Haupt-Kenntnissen und der ökonomischen Regierungs-Kunst, oder:

allgemeine Einleitung,

welche den richtigen Begriff der theoretischen und praktischen Oekonomie festsetzet, die Hülfsmittel, solche gründlich zu erlernen, anzeigt und zugleich eine kurze Uebersicht des ganzen Werks liefert.

Erster Band.

Von der Oekonomie überhaupt, deren Theilen, deren Nutzen, den dabei erforderlichen Vor- oder Neben- und Haupt-Kenntnissen und der ökonomischen Regierungs-Kunst.

Erster Abschnitt.

Ueber den richtigen Begriff des Worts Oekonomie, über die Entstehung und Vervollkommnung der Oekonomie: Wissenschaft und die einzelnen Theile der theoretischen und der praktischen Oekonomie.

§. I.

Was Oekonomie sey, womit sie sich beschäftige und wie sie mit Fug eingetheilt werden könne.

Die Oekonomie, im allgemeinen betrachtet, ist die Wissenschaft mit der vortheilhaftesten Art die Erzeugnisse der Natur zu gewinnen und zu benutzen.

Man kann sie bekanntermaßen und zwar mit Recht in die theoretische und die praktische eintheilen.

Die erste ist die Kenntniß derjenigen natürlichen Ursachen, welche das Gedeihen oder Nichtgedeihen der nützlichen Natur-Erzeugnisse veranlassen und folglich auch der Mittel, welche dazu dienen, diese nutzbaren Naturalien mit dem größten Vortheile zu erzielen.

Die andere hingegen begreift nicht nur die eben angeführte theoretische Oekonomie in sich, wenn sie von rechter Art seyn soll, sondern sie ist zugleich die Wissenschaft von der praktischen Anwendung derjenigen Mittel, wodurch das Gedeihen und die Vermehrung der nützlichen Naturalien auf die zweckmäßigste und mindest kostspielige Art bewirkt, Ordnung in die dazu erforlichen Geschäfte gebracht, jeder Unterschleif und Aufwand möglichst verhütet, alles gehörig berechnet und so der Ertrag eines Gutes aufs höchste getrieben, aus den erzeugten Naturalien aber am Ende der höchste Geldgewinn erlangt wird.

Bei der ächten praktischen Oekonomie, welche der Gegenstand dieses Werks ist, kommt alles darauf an, daß man die Kunst verstehe, einen gewissen Bezirk des Erdbodens so nutzbar zu machen, als es die lokal- und andern Verhältnisse nur immer erlauben wollen. Ein praktischer Oekonom muß also reiflich überlegen:

1) Wie er den, seiner Bebauung überlassenen, kleinern oder größern Theil des Erdbodens am besten zubereiten und ihn in den Stand setzen wolle, Gewächse in reicher Fülle zu tragen und reichliches Futter für Menschen und Vieh zu liefern.

2) Welche Naturalien sich für diesen Bezirk im Ganzen und für jeden einzelnen Theil desselben am besten passen, und welcher Erzielung das

lokal erlaubt und das Klima und sonstige Umstände begünstigen;

3) Welche unter mehrern für das lokal paßlichen Naturalien den meisten pekuniären Vortheil gewähren;

4) Wie er diese Naturalien, mit möglichster Ersparung der Kosten, gewinnen und vermehren, sie gegen Gefahr und Schaden sichern und

5) wie er solche mit dem größten Vortheile benutzen wolle, um am Ende aus dem Ganzen den höchsten Geldgewinn zu erlangen.

Hieraus folgt, daß ein guter praktischer Oekonom sich vorzüglich und vor allen Dingen die erforderliche Kenntniß von den verschiedenen Arten des Nutzviehes und dessen vernünftiger Behandlung, sodann aber die von den verschiedenen Arten des Erdbodens verschaffen und sich mit den Mitteln bekannt machen müsse, sich die für sein lokal paßlichste Art des Viehes auf den kürzesten und mindest kostbaren Wege zu verschaffen, den Boden überall zweckmäßig zu bebauen und zu benutzen, ihn theils durch Mischung der Erdarten, theils durch Entfernung der Hindernisse, welche dessen vortheilhaftesten Anbaue im Wege stehen, zu verbessern, und ihm die nach und nach entzogene Fruchtbarkeit wieder zu geben; daß er ferner sich eine möglichst ausgebreitete und richtige, oder vollständige Kenntniß der nutzbaren oder ökonomischen Pflanzen erwerben und dabei sich

genau merken müsse, auf welchem Boden jede derselben am besten gedeihe; daß er sodann aber unter mehrern Vegetabilien, welche ein und der nämliche Boden tragen, und unter den mehren Vieharten, welche derselbe ernähren kann, diejenigen auswähle, welche für den Hauptzweck: den höchsten Geldgewinn am zuträglichsten sind und diese dann auf die beste Art zu diesem Zwecke benutze.

1te Anmerk. Man kann die Oekonomie, welche man auch wohl Landwirthschaft, Landhaushalts-Wissenschaft nennt, auch noch in die generelle oder allgemeine, und die specielle oder besondere, eintheilen. Die erste lehrt das vortheilhafte Gewinnen aller nützlichen Natur-Erzeugnisse des Erdbodens, die andere aber die Gewinnung der in einer gewissen Gegend erzielbaren Produkte. Die erste ist nicht wohl in ihrem ganzen Umfange darzustellen und würde, wenn sie vollständig vorgetragen werden sollte, ein ungeheures Werk und die Verbindung der vorzüglichsten Köpfe aller Welttheile erfordern: die letztere hingegen ist allenfalls noch eine ausführbare Arbeit. Die allgemeinen Grundlehren der Oekonomie bleiben jedoch bei beiden und überall anwendbar.

2te Anmerk. Ohne richtige theoretische Kenntnisse ist eine gute praktische Oekonomie gar nicht denkbar. Selbst mancher von denen,

welche blos praktisch oder empirisch zu verfahren glauben, abstrahirt sich nach und nach eine Art von Theorie. Er muß sie aber meistens sehr theuer erkaufen, wenn er sie nicht etwa, als Verwalter oder Administrator, auf Kosten seiner Prinzipalen sich abstrahirt und sie wird meistens sehr unvollkommen seyn, wenn sie nicht etwa ganz falsch ist. Der bloßen Nachahmer oder groben Empiriker, welche bloß dem hergebrachten Schlendriane nachgehen und welche man mit Recht ökonomische Saalbader nennen könnte, giebt es jedoch leider noch genug. Es werden deren aber schon von selbst immer weniger werden müssen, da bei den steigenden Preisen der Grundstücke selbst, und so auch der Pachtungen, immer mehr vernünftige Ueberlegung und Anstrengung dazu gehört, mit Vortheil Oekonomie zu betreiben.

3te Anmerk. Höchster Geldgewinn bleibt immer der Hauptzweck eines praktischen Landwirths. Er muß also alle übrige Zwecke diesem unterordnen, wenn er vernünftig handeln will. Kann er demnach eine Pflanze recht gut auf seinem Boden bauen, eine Art des Viehes ernähren, er findet aber dabei keinen nachhaltigen oder dauernden Vortheil oder dafür keinen sichern Absatz; so muß er eine andere wählen, welche ihm beides verspricht, und wenn sie auch mit etwas weniger Nutzen erzielt

werden sollte. Kann er mehr Vortheil aus dem Viehverkaufe ziehen, als aus dem Verkaufe der Vegetabilien, so muß er den natürlichen und künstlichen Wiesenbau zum Hauptgegenstande seiner Aufmerksamkeit machen; kann er weder das Vieh, noch die herkommlichen Vegetabilien in der Nähe mit Vortheile absetzen, so muß er darauf denken, entweder andere Vegetabilien zu ziehen, welche vortheilhafteren aber auch zugleich sichern Absatz versprechen, oder er muß sein Korn in Bier, Brandtewein, Stärke und dergl. umzuwandeln suchen, welche einen weitern Transport erlauben und wovon er in der Nähe oder Ferne einen guten und sichern Absatz fortwährend erwarten darf.

4te Anmerk. Um sich den höchsten Geldgewinn fortdauernd zu sichern, muß der vorsichtige praktische Haushalter ihn aus mehrern Zweigen der Oekonomie zugleich zu ziehen suchen; damit, wenn der eine, der Zeitverhältnisse oder sonstigen Umstände wegen, auf eine Zeit lang weniger Vortheil abwirft, oder Unglück dabei eintritt, er doch nicht auf eins zu sehr leide und allenfalls der andere den Verlust wieder ersetze. Wollte jemand z. B. sich blos auf die Rindvieh-Zucht legen, weil er das fette Rindvieh mit großem Vortheile verkaufen und die Milch ebenfalls sehr vortheilhaft absetzen kann, und er wollte sein einziges Augenmerk

auf die Rindvieh-Zucht wenden, so könnte er leicht, durch eine eintretende Seuche auf eins zu Grunde gehen. Wollte er blos Oelsaat bauen, ohne zu bedenken, ob er es auch mit dem Dünger nachsetzen könne und ohne zu erwägen, daß solche vielen Unfällen z. B. die Wintersaat dem Erfrieren, die Sommersaat aber dem Abfressen durch den Erdfloh, der Zernichtung durch den Pfeifer (ein anderes Insekt) und mehrern Unfällen ausgesetzt ist, daß sie kein Stroh zur Ernährung des Viehes und zur Vermehrung des Düngers liefert, so könnte er auch hiebei leicht seinen plötzlichen Untergang finden. Ein vorsichtiger Oekonom muß also mehrere Zweige der Landwirthschaft mit einander dazu benutzen, um von seinem Lokal den größten nachhaltigen Vortheil, mit der meisten Sicherheit zu ziehen. Wohl dem, dem seine Lokal-Verhältnisse erlauben, aus manchen Zweigen Vortheil zu erlangen; denn die Erfahrung lehrt, daß ein Landwirth, der sein Vieh oder dessen Milch, Butter, Wolle und dergl. mit Nutzen absetzen, sein Korn entweder in Natur, oder in Bier, Brandtewein und dergl. verwandelt, versilbern, Handlungs-Kräuter mit Vortheil bauen kann u. s. w. gegen große und allgemeine Verminderung seiner Einnahme weit mehr gesichert ist, als der, den seine Verhältnisse nöthigen, sich auf wenige Zweige der Oekonomie zu beschränken.

5te Anmerk. Es läuft ganz dem beregten Hauptzwecke entgegen, wenn ein Oekonom seinen Kopf darauf setzet, diese oder jene Sorte des Viehes, der Gewächse vorzüglich zu haben, oder wohl gar mit einem oder dem andern prunken will, ohne zu bedenken, ob es auch für das Lokal passe und nicht mehr Aufwand erfordere, als es Nutzen bringt. Wer z. B. blos um recht großes und schönes Rindvieh produziren zu können, viel Korn in die Kühe futtert, um nur damit prunken zu können, der handelt thörigt. Wer da, wo die Lokal-Umstände es nicht erlauben, es durchaus darauf ansetzet, eine spanische Schäferei zu haben, es mögen ihm auch noch so viele seiner veredelten Schaafe jährlich krepiren, der handelt nicht weniger thörigt. Wer durchaus Weizen bauen will, wo der Boden nicht dazu geeignet ist, solchen zu tragen, ob er gleich andere Kornarten sehr gut trägt, der ist unter die klugen Landwirthe nicht zu rechnen.

Schicke dich in die Zeit und die Umstände ist eine jedem praktischen Oekonomen nicht genug zu empfehlende Regel.

§. II.

Wodurch und wie die Landwirthschaft entstanden und auf welche Art sie zu einer Wissenschaft geworden sey.

Nur die zunehmende Vermehrung der Menschen und die mit solcher immer wachsende Schwie-

rigkeit zu allen Zeiten seinen Unterhalt sicher zu finden, konnte, besonders in den dem Winter ausgesetzten Klimaten, den rohen Natursohn bewegen, seine freie und herumschweifende unthätige Lebensart zu verlassen und sich zu entschließen, mit Mühe und Gefahr sich einiger nutzbaren Thiere zu bemächtigen, sie zu zähmen und gegen den Anfall anderer Thiere zu sichern, um in deren Milch oder deren Eiern zu allen Zeiten eine sichere Nahrung zu finden; nur die immer zunehmende Sorge für sichern Unterhalt konnte ihn dahin bringen, dem Erdboden, im Schweiße des Angesichts, mehr Früchte abzugewinnen und sie für die Zeit der Noth aufzubewahren.

Die uns bekannt gewordene Geschichte der Völker lehrt daher, daß die Menschen erst Jäger, dann Hirten und dann erst Ackerbauer wurden, und es giebt bekanntlich noch manche ganze Völkerschaften, welche auf dem ersten und untersten, auch manche, welche auf dem zweiten Grade der Kultur stehen. Dieser Stufengang ist auch so natürlich, daß ihn die Menschen nothwendig durchgehen mußten und müssen.

Als Jäger muß der rohe Naturmensch erst nach und nach diejenigen Thiere kennen lernen, welche minder wild und daher zu der Bezähmung um so mehr geeignet sind; er muß nach und nach die Mittel kennen lernen, sich ihrer lebendig zu bemächtigen und sie zu zähmen. Unter

diesen Thieren war wohl unstreitig das Schaaf das erste, auf dessen Bezähmung der rohe Naturmensch von jeher verfiel; denn seine fast gänzliche Wehrlosigkeit und sein vielfacher Nutzen qualifizirten es ganz dazu. Daher waren, so viel wir wissen, die ersten Hirten, Schäfer. Erst späterhin bezähmte man die, theils wegen ihrer Schnelligkeit, theils wegen ihrer größeren Wehrhaftigkeit, schwerer zu bezähmende Ziege, man bändigte den schon sehr wehrhaften Ochsen und Esel, und endlich auch das wehrhafte und zugleich sehr schnelle Pferd, so wie das böse Schwein; und eben so zähmte und unterjochte man auch, nach und nach, Tauben, Hühner, Enten, Gänse und anderes Federvieh.

So wie man allgemach sich mehr Vieh unterwarf und das gezähmte durch die Zuzucht sich mehrte, mußte man auch immer mehr darauf denken, ihm zu allen Zeiten gute Nahrung zu verschaffen. Diese fand man hauptsächlich an den Flüssen: allein, die Erfahrung lehrte bald, daß die Flüsse aus ihren Ufern traten und die schönen Weiden überschwemmten. Man mußte also auch auf Weideplätze denken, welche diesem Unfalle nicht unterworfen waren. Diese fand man an und auf den Bergen und so entstand das herumziehende Hirten-Leben, das bei manchen Völkern noch jetzo fortdauert. So wie aber die nach und nach immer steigende Bevölkerung die

Menschen in minder günstige Klimate drängte, mußten sie bald die Erfahrung machen, daß es auch Jahrszeiten in den kältern Gegenden gab, wo der Wachsthum der Vegetabilien ganz unterbrochen wurde und die Natur gleichsam abstarb. Sie mußten also, vermuthlich durch bittere Erfahrungen gewitzigt, auf Mittel denken, dem gezähmten Viehe und sich selbst in dieser traurigen Zeit Futter und Obdach zu verschaffen. So entstanden Wiesen und Heugewinnung; so Vieh-Ställe und Scheuren, welche freilich anfangs sehr unvollkommen seyn mußten; da der Mangel an Werkzeugen deren vollkommne Ausübung und Verrichtung äußerst erschwerten.

Bald darauf mogte man, durch die Beschränkung auf einen nicht sehr großen Weideplatz, welche die Vermehrung der Menschen veranlaßte, zur Aufmerksamkeit getrieben, finden, daß eine oder die andere Art von Körner tragenden Pflanzen, eine oder die andere Gattung von Wurzeln, Knollen- und Blattgewächsen, vorzüglich gute Nahrung für den Menschen lieferte, daß diese und jene Gattung dem Viehe vorzüglich angenehm und zuträglich war. Man untersuchte die Körner, die Wurzeln, Knollen u. s. w. man fand, daß sie schmackhaft und gesund waren und dachte also auf Mittel, sich solche in größerer Menge zu verschaffen. Man entriß der Weide, oder dem Walde einen Theil des Bodens, brach sol-

chen mit Mühe um, so gut wie man es, bei der Unvollkommenheit der Werkzeuge, vermogte, und bauete darauf die Pflanzen, deren Körner, Wurzeln u. s. w. man schmack- und nahrhaft fand. So entstand anfangs gleichsam eine Art von Gartenbau, der denn durch die nothwendige oder durch das Bedürfniß herbeigeführte, auch wohl durch glückliche Zufälle veranlaßte Verbesserung der Werkzeuge, insbesondere durch die höchstwichtige Erfindung des Pfluges und die Benutzung der Thiere zu dessen Gebrauche, zum Anbau größerer Bezirke, zum wirklichen, obwohl blos empirischen, Ackerbau emporstieg.

Man mußte bald durch die Erfahrung belehrt werden, daß die Oberfläche der Erde, oder die Rinde des Erdballs, nicht überall die nämliche sey, daß manches Gewächs in dem einen Boden sehr gut, in einem andern mittelmäßig, in einem dritten schlecht, oder gar nicht, geriethe; daß ein Gewächs früher, das andere später gesäet, gelegt, gepflanzt werden müsse, um recht gut zu gedeihen. Jetzt fiengen wohl hie und da helle Köpfe an, sich um die Natur des Bodens, dessen Eigenschaften und Varietäten zu bekümmern; sie stellten Erfahrungen und Beobachtungen darüber an, welche Art des Bodens für diese und jene Gattung der Pflanzen am besten passe, und so unvollkommen und selten diese Beobachtungen auch immer seyn mogten, so hatten sie doch Einfluß auf eine vernünftigere Kultur der Bodens.

Nun entstand die erste Idee vom Eigenthume. Man fieng an den Boden, den man in etwas kennen gelernt hatte, lieb zu gewinnen, baute sich auf selbigen an und suchte ihn gegen Beschädigungen wilder Thiere zu schützen; doch war man oft nicht im Stande, ihm gegen die Einfälle böser Menschen die nöthige Sicherheit zu verschaffen, und diese zerstörten gewiß manchmal in kurzer Zeit, was langjähriger Fleiß geschaffen hatte. Nur dann, als erst der größte Theil der Bewohner eines Landes das rohe Jäger- und herumziehende Hirten-Leben mit dem Ackerbaue zu vertauschen für gut fand und dadurch dies so nützliche Gewerbe mehr Sicherheit erhielt, konnte es zu einiger Vollkommenheit gelangen.

Der Gedanke an Düngung des Bodens kam gewiß erst sehr spät und konnte nur durch die Noth herbeigeführt werden; denn, so lange der Ackermann noch solch einen großen Bezirk um sich hatte, daß er den Boden, dessen Fruchtbarkeit durch mehrmalige Benutzung abnahm, mit einem andern benachbarten leicht wechseln und braach liegen lassen konnte, um ihn wieder Kraft gewinnen zu lassen, fiel es ihm sicher nicht ein, demselben durch künstliche und, bei der gewiß nicht geringen Unvollkommenheit des Fuhrwerks, nicht wenig beschwerliche Verrichtungen, seine Fruchtbarkeit wieder zu verschaffen. Erst dann, als durch die immer steigende Bevölkerung die

Menschen auf immer kleinere Bezirke sich zu beschränken und also diesen immer mehr Nutzen abzugewinnen suchen mußten, wurden sie genöthigt, auf Düngung des Ackers zu denken, wenn sie fortdauernd gute Erndten von ihm haben wollten.

Man mogte nun finden, daß ein Fleckchen, auf welchen der Unrath der Menschen und Thiere gefallen war, auf welchen man den Abfall von den geschlachteten Thieren geworfen hatte, oder wo ein Aas verfault war, nach einiger Zeit üppigere Pflanzen trug. Man wurde aufmerksam auf diesen Umstand, weil die Noth dazu trieb. Nachdenkende Köpfe fiengen nun an, zu versuchen, ob es nicht möglich sey, durch den gesammelten Unrath der Menschen und Thiere, einem größeren Flecke seine Fruchtbarkeit wieder zu geben, wenn man ihn mit dem Boden mischte und so entstand die erste unvollkommne Idee von Düngung, die sich dann nach und nach immer mehr ausbildete und ausbreitete, und sicher ein Großes zu der Verbesserung der Kultur beitrug.

Mit der Zeit mußte man auch nothwendig die Erfahrung machen, daß ein und der nämliche Boden mehrere Arten von Früchten gern trüge, ja daß er, ohne von neuem gedüngt zu seyn, noch gute Erndten von einer andern Fruchtart lieferte, wenn die erste nicht mehr gedeihen wollte. Es entstand also eine wiewohl unvoll-

kommne Idee von Fruchtwechsel und so wurde, theils durch glückliche Zufälle, theils durch das Nachdenken vorzüglicher Köpfe, die Oekonomie immer mehr und mehr zu einer Art von Wissenschaft erhoben, welche sich nothwendig immer mehr und mehr entwickeln mußte, jemehr man sich von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit eines guten Ackerbaues, bei der stets fortschreitenden Bevölkerung der Länder überzeugte, ihn also immer mehr ehrte und schützte und folglich das Eigenthum immer mehr Sicherheit gewann. Es entstanden also aus einzelnen sporadischen Wohnungen nach und nach Weiler und Dörfer.

Es konnte nicht fehlen, daß der Ackermann mit der Zeit mehr und mehr einsahe, daß es gut für ihn sey, sich blos seinem Ackerbaue zu widmen, sich seine Wohnungen von andern bauen, sich seine Werkzeuge, seine Kleidung u. s. w. von andern machen zu lassen, und sich solche für einen Theil seiner Früchte, oder seines Viehes, zu ertauschen; daß hingegen andere mehr zur Mechanik u. dgl. geneigte Köpfe, sich ausschließlich der Erbauung der Wohnungen, Ställe und Scheuren, der Verfertigung der Werkzeuge und Kleidungen, so wie der Vervollkommnung derselben, widmeten. So entstand allmählig eine Absonderung der Gewerbe, es entstand Tauschhandel und mit der Erfindung des Geldes in der Folge wahrer Handel, es entstanden Hand-

lungs-Plätze und nach und nach kleinere und größere Städte.

So wie die Menschen immer mehr und mehr einsehen lernten, daß sie sich durch Vertauschung und Verkaufung ihrer dem Boden abgewonnenen Produkte, die zu ihrer Nothdurft und zu ihrer Bequemlichkeit erforderlichen Bedürfnisse verschaffen konnten, stieg die Kultur immer höher und der Besitz eines Fleckchen Erdbodens wurde ein immer wünschenswertherer Gegenstand, dessen möglichst beste Benutzung aber, mit der steigenden Bevölkerung, immer nöthiger und so konnte es nicht fehlen, daß in einem Lande früher, im andern später der Ackerbau und überhaupt die Oekonomie, zu einer wirklichen Wissenschaft erhoben wurde, je nachdem sich die Mächtigen des Landes und die Regenten frühe oder später von der großen Wahrheit überzeugten: daß eine gute Kultur des Bodens die Hauptstütze der Staaten sey; demselben also Achtung und vorzüglich Sicherheit verschafften.

Mit der immer zunehmenden Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit der Gewerbe und dem dadurch immer wichtiger werdenden Handel, mit der zunehmenden Leichtigkeit, seine Natur-Erzeugnisse mit Vortheil abzusetzen, stieg nothwendig die Oekonomie auf eine immer höhere Stufe und kluge Köpfe fanden es immer rathsamer, sich Landgüter zu verschaffen, sich um die Quali-

tät des Bodens zu bekümmern, den Ertrag einzelner Güter, durch möglichste Vermehrung des Düngers und vernünftige Bebauung ansehnlich zu vermehren und ihn zu berechnen, bei einem Gute die Leichtigkeit des Absatzes der Produkte, und manche andere Umstände, welche den Werth desselben mehrten oder minderten, in Anschlag zu bringen, und so entstand nach und nach die Betreibung einiger das Viehfutter durch ihren Abfall mehrenden und so eine Vermehrung des Düngers veranlassenden Nebengewerbe, es entstand die Kunst, den Werth eines Gutes zu taxiren und den Ertrag desselben genau zu berechnen.

Diese kurze Geschichte der Entstehung der Oekonomie und der Erhebung derselben zu einer Wissenschaft, welche aus der Natur der Sache und aus der Geschichte alter und neuer Völker hergenommen ist, paßt, meiner Ueberzeugung nach, auf alle kultivirte Staaten und so auch auf Deutschland im Ganzen und in seinen einzelnen Provinzen, und ich habe sie hergesetzet, um die Ordnung, welche ich bei Abhandlung der verschiedenen Materien beobachten werde, als der Natur gemäß, dadurch zu rechtfertigen.

Die Gründe, warum in Deutschland die Oekonomie so lange Zeit in ihrer Kindheit blieb und nichts weiter, als bloße Empirie war, auch

in manchen Provinzen noch jetzo ist, glaube ich in folgenden historischen Thatsachen zu finden:

1) In dem Feudal-System und der Leibeigenschaft, welche die rohen Eroberer in Deutschland einführten, besonders aber in der letzten, welche sich in manchen Gegenden leider bis zu jetzigen Zeiten erhielt und den Ackerbau zu einer verächtlichen Beschäftigung machte, auch bei dem Ackerbauer nothwendig alle Industrie ersticken mußte, da er für sich nicht den mindesten Vortheil dabei sahe, wenn er einer besseren und fleißigeren Kultur sich bestrebte; indem sein roher auf Raub und Krieg, oder auf die Jagd erpichter Herr, nichts weniger als den guten Anbau des Bodens zu schätzen wußte.

2) In dem unglücklichen Faust-Rechte, welches das Eigenthum so höchst unsicher und unser gutes Vaterland leider mehr als zu lange zu einem Schauplatze der ärgsten Greuelthaten machte, Handel und Wandel aber auf die schrecklichste Weise stöhrte.

3) In den schädlichen Kreuzzügen, wodurch der eigentliche Eigenthümer der größeren und kleineren Landdistrikte von seinem väterlichen Heerde so weit entfernt und gänzlich gehindert wurde, auf die bessere Kultur seines Eigenthums zu denken.

4) In dem unglücklichen dreißigjährigen Kriege, der den größten Theil Deutschlands verheerte und verödete und manche der schönsten Fluren in Wüsten umwandelte.

5) In dem erbärmlichen Unterrichte des gemeinen Mannes, und endlich

6) in der Verpachtung, worin der Ackerbau, selbst nach aufgehobener Leibeigenschaft, noch bis zu den neuesten Zeiten unglücklicher Weise blieb, als Ruhe und Friede anfiengen, ihren Sitz in Deutschland aufzuschlagen. Nur dieser Verpachtung und dem thörichten Vorurtheile, daß jeder irgend fähige Kopf studiren müsse, ist es beizumessen, daß die schönen Werke der Römer über den Ackerbau bisher blos von den Gelehrten gelesen, die darin enthaltenen vortrefflichen Lehren aber, so wenig auf den Ackerbau und die Viehzucht, praktisch angewandt wurden.

Bei allen diesen mächtigen Hindernissen mußte die Wissenschaft der Oekonomie gar lange in ihrer Kindheit, oder vielmehr bloße Empirie, bleiben und die Kultur würde wahrscheinlich in den letzt verwichenen Jahrhunderten noch elender gewesen seyn, wenn nicht die vielen aus frommen Eifer errichteten Klöster und Stifter oder Kapitel hie und da den ihnen geschenkten Strich Landes besser anzubauen und manche Mönche die

in den römischen Schriften enthaltenen trefflichen ökonomischen Vorschriften in der Stille benutzt, auch die Bewohner der von Heinrich dem Ersten angelegten Städte nicht, durch den immer höher steigenden Preis der Naturalien angereizt, beizu den Ackerbau mit Ueberlegung getrieben und dabei hie und da die Erfahrungen der alten Römer benutzt, dadurch aber ihre Nachbaren zur Nachahmung gereizet hätten.

Nur dann konnte jedoch der Ackerbau oder die Oekonomie überhaupt, zu einer Wissenschaft in Deutschland empor gehoben werden, als Männer von hohem Ansehen und großen Talenten anfiengen, sich darum zu bekümmern und es nicht unter ihrer Würde fanden, sich die Grundsätze davon bekannt zu machen, ja wohl selbst andern vortragen zu lassen und selbst vorzutragen und dadurch die Wohlthäter ihrer Provinz, ja des ganzen Deutschlandes zu werden, wie z. B. der edle und menschenfreundliche Churfürst August in Sachsen, ein Landdrost von der Lühe im Meklenburgschen, ein verdienstvoller Otto von Münchhausen in dem Churfürstenthum Hannover; als große Regenten, wie z. B. der unvergeßliche Friedrich der Große, einsahen, daß der Ackerbau, oder die Landwirthschaft überhaupt, die Grundfeste des Staats ausmache, als sie solche in Schutz nahmen und beförderten, als man anfieng, Lehrstühle der Oe-

konomie zu errichten und angesehene Gelehrte sich nicht mehr zu entehren glaubten, wenn sie über die Oekonomie im Ganzen, oder über einzelne Theile derselben, schrieben; wenn sie die Kenntnisse der Römer, Engländer und anderer, auf deutschen Boden verpflanzten.

1te Anmerk. Die von mir in dem Obigen vorgetragene generelle und gar kurze Entstehungs-Geschichte der Oekonomie überhaupt und besonders der wissenschaftlichen Oekonomie wird man so billig seyn, nicht nach den Regeln einer pragmatischen Geschichte zu beurtheilen. Sie soll nichts weniger, als eine eigentliche Geschichte der Oekonomie seyn, sondern nur den Gang anschaulich darlegen, den sie bei allen Völkern nahm und nehmen muß, um sich von der untersten Stufe der Empirie, bis zu einer Wissenschaft, zu erheben. Eine eigentliche Geschichte der Oekonomie fehlt uns, meines Wissens, noch immer. Sie würde gewiß ein angenehmes Geschenk seyn; wir werden solche aber, meiner Meinung nach, nur dann erst erhalten, wann viele angesehene und bemittelte Männer sich, aus Neigung, der Oekonomie widmen, wann unter diesen Männer von ausgezeichneten Talenten sie zu ihrer Lieblings-Wissenschaft machen und Muße und Fleiß genug haben, die Alten nebenher zu studiren, sich daraus die historischen data zu sammlen und solche aneinander zu reihen, oder wann irgend ein Ge-

lehrter von Profession, besonders ein Alterthumsforscher oder Historiker, auf den guten Einfall geräth, die Geschichte dieser nützlichen Wissenschaft bei den alten und neueren Völkern, die wahrlich jedem Vernünftigen interessanter seyn muß, als die Geschichte blutiger Kriege und großer, meistens nicht zu rühmlicher, Eroberungen oder wohl gar Verheerungen ganzer Länder, zu seinem eigenen Studium zu machen und uns mit seinen desfalsigen Entdeckungen zu beschenken.

2te Anmerk. Eine Skizze zu einer Geschichte des Ackerbaues, welche mit der Geschichte der ganzen Oekonomie sehr genau zusammenhängt, ja gleichsam die Grundlage derselben ausmacht, hat uns der so rühmlich um die Oekonomie verdiente Herr Geheime-Rath Thaer in seinen Annalen des Ackerbaues von 1807, und zwar in dem Januarstück Seite 1 bis 54 geliefert. Mögte sie doch irgend einen emsigen Geschichtsforscher reizen, das Publikum mit einer ausführlichen Geschichte der Oekonomie zu beschenken.

§. III.

Welches sind die einzelnen Theile der wissenschaftlich praktischen Oekonomie und wie folgen sie auf einander in natürlicher Ordnung?

Die in dem vorigen Paragraph aufgestellte kurze Geschichte der Entstehung und Vervollkomm-

nung einer wissenschaftlichen Oekonomie weiset uns schon darauf hin, aus welchen einzelnen Theilen eigentlich die ausübende Oekonomie bestehen müsse, wenn sie rechter Art seyn soll, und führt zugleich darauf hin, wie diese Theile einander in natürlicher Ordnung folgen.

Hierauf gründet sich nun die hier folgende Darlegung der einzelnen Theile und ihre Anordnung.

Die gesammte wissenschaftlich praktische Oekonomie enthält:

1) Die Wissenschaft von der Erzielung des nutzbaren Viehes, dessen Behandlung in gesunden und kranken Zustande, dessen Sicherung gegen Krankheiten und andere Unfälle und dessen Veredelung und vortheilhaftesten Benutzung, d. h. die Lehre von der Viehzucht.

2) Die Wissenschaft von Kultur der Weiden und Wiesen, deren Verbesserung und vernünftigen Benutzung, oder die Lehre vom Wiesen- und Weiden-Bau.

3) Die Kenntniß der Natur und Eigenschaft des Erdbodens, dessen zweckmäßigster und vorzüglichster Bearbeitung, dessen Verbesserung und vortheilhaftester Benutzung; das ist: die Lehre vom Feldbau, welche, in ihrem weitesten Umfange, auch die Lehre vom Garten-

und Forst-Bau mit unter sich begreift, welche aber der praktische Oekonom auf den eigentlichen Ackerbau beschränkt, wenn er gleich den Gartenbau dabei nicht ganz vernachlässigt.

4) Die Wissenschaft von der gehörigen Aberndtung, Einscheurung und sichern Aufbewahrung der gewonnenen Acker-Erzeugnisse, welche man die ökonomische Aufbewahrungs-Kunst nennen könnte.

5) Die Wissenschaft von der vortheilhaftesten Benutzung und Versilberung der gesammten Haushalts-Produkte, sey es nun durch Verkaufung der rohen Erzeugnisse, oder durch Umwandlung derselben in Bier, Brandtewein, Cider, Oel, Stärke u. dgl. — Ich glaube sie mit Recht die ökonomische Fabrik- und Handlungs-Wissenschaft nennen zu können.

6) Die Kenntniß von der gehörigen Vertheilung der sämmtlichen Haushalts-Geschäfte für das ganze Jahr, oder die Uebersicht des ganzen Haushalts. Man könnte sie die ökonomische Dispositions-Kunst nennen.

7) Die Wissenschaft von der genauen Berechnung der Kosten und des Ertrages jedes einzelnen Haushalts-Zweigs und dessen Verwendung, so wie des reinen Ertrages des Ganzen.

Oekonomische Buchhaltung oder Buchführung.

8) Die Lehre von der richtigen Abschätzung oder Veranschlagung einiger Theile der Oekonomie, oder eines ganzen Gutes überhaupt, es sey nun in Rücksicht auf Verkauf oder Verpachtung, Remission u. dgl. Oekonomische Veranschlagungs- oder Taxations-Kunst.

Die auf Vernunft und Erfahrung gestützten Grundsätze der drei ersten von diesen Wissenschaften machen den theoretischen Theil der Oekonomie aus, die übrigen Wissenschaften, so wie die praktische Anwendung der Grundsätze der drei ersten, bilden eigentlich den praktischen Theil, erfordern jedoch sämmtlich noch manche besondere Nebenwissenschaft und haben respect. auch wieder ihre besondern Theorien.

Ein guter praktischer Oekonom muß also, außer den obigen Hauptwissenschaften, sich auch noch eine ziemliche Anzahl von Nebenwissenschaften zu erwerben suchen.

Diese zu lehren gehört jedoch nicht zu meinem Zwecke, ich habe sie aber an ihrem Orte genannt und nennen zu müssen geglaubt, um allenfalls Eltern und Erzieher junger Leute darauf aufmerksam zu machen, welche Vorkenntnisse sie einem jungen Manne, der sich dereinst der Oekonomie widmen will, zu verschaffen suchen müs-

sen, damit er einst ein ganz fermer Mann in seinem Fache werden und es mit dem meisten Erfolge betreiben könne.

Außerdem ist aber noch eine ganz besondere bisher noch fast gar nicht berührte Wissenschaft zu der erfolgreichen Betreibung der Wirthschaft, meiner Ueberzeugung nach, jedem Oekonomen äußerst nützlich, ja fast unentbehrlich, nämlich: die Kunst, mit seinen Untergebenen gehörig umzugehn, um sich bei ihnen die erforderliche Achtung und Folgsamkeit auf gute Art zu verschaffen. Ich habe deshalb die wichtigsten Regeln dieser nicht ganz leichten Kunst kürzlich vorgetragen.

1te Anmerk. Wer eine irgend beträchtliche Oekonomie zu verwalten hat, wird sich wenig um den Gartenbau, der eine ganz eigene Branche der Oekonomie ausmacht, bekümmern können; weil gerade die Zeit der Gartenbestellung mit der der Feldbestellung zusammentrifft: er wird also den Gartenbau lieber einem guten Gärtner anvertrauen und sich auf die generelle Uebersicht desselben beschränken. Auch wird er, da die Forst-Kultur wieder eine Menge besonderer Kenntnisse erfordert und deshalb auch zu einer eigenen Wissenschaft geworden ist, sich mit einer generellen Aufsicht über die mit zu seiner Oekonomie gehörigen Waldungen

begnügen, das übrige aber einem guten Förster überlassen.

2te Anmerk. Man hat fast überall den Grundsatz angenommen: „daß blos die Gewinnung „der rohen Naturalien für das Land oder die „Oekonomie gehöre, die Verarbeitung dieser „Naturalien hingegen dem Städter zukomme," woher denn auch die Benennungen Land- und Stadtwirthschaft entstanden sind. Aus Erfahrung bin ich jedoch völlig überzeugt, daß dieser Grundsatz nicht vollkommen richtig sey, sondern daß auch einige Verarbeitungen der Produkte, und zwar besonders diejenigen, welche in ihrem Abfalle viel Futter für das Vieh liefern, bei großen, andere aber, welche den Landbauer im Winter nützlich beschäftigen, bei kleinen Oekonomien nebenher, mit sehr großem Nutzen der Landwirthschaft, betrieben werden können. Vorzüglich können aber Bierbrauerei und Brandteweinbrennerei mit besonderm Vortheile bei großen Oekonomien getrieben werden und man sollte sie also mehr damit verbinden. Die Gründe dieser Behauptung hoffe ich, wenn Gott mir Leben und Kräfte dazu giebt, dann vorzulegen, wann ich von diesen Gewerben besonders handle.

3te Anmerk. Man könnte mit vielen Anscheine sagen: die Lehre von der Bierbrauerei, Brandteweinbrennerei u. s. w. gehöre nicht in die

Anleitung zur Landwirthschaft, sondern in die Technologie und es werde um so unnöthiger seyn, darüber etwas in einer solchen Anleitung zu sagen, da ja, besonders in den neueren Zeiten, über diese Gegenstände so manches geschrieben worden sey. Hierauf erwiedere ich aber, daß ich, aus Gründen, der entgegengesetzten Meinung bin und daß ich mir schmeichle, doch noch manches für den Oekonomen Wichtige und Wissenswürdige über diese Materien zu sagen, was noch nicht gesagt ist; weil die bloßen Theoretiker, welche über die Materie schreiben, es nicht wissen und sagen kohnten, die Praktiker aber manches, aus Furcht sich durch dessen Bekanntmachung zu schaden, oder aus andern Ursachen, zurückhielten; oder auch, weil sie unter andern Verhältnissen ihre Brandteweinbrennereien und Brauereien betrieben, manche Erfahrung nicht machen konnten, welche ich zu machen die Gelegenheit hatte u. s. w.

4te Anmerk. Die ökonomische Fabrik- und Handlungswissenschaft macht wahrlich einen sehr wichtigen Theil der praktischen Oekonomie aus. Mancher übrigens gute Oekonom litte oft schon beträchtlich dadurch, daß er sie nicht verstand, und manchen hinderte die zu wenige Bekanntschaft mit derselben, denjenigen Vortheil aus seinem übrigens guten Haushalte zu ziehen, den er sonst daraus hätte erhalten können.

5te

5te Anmerk. Auch die ökonomische Dispositions- Buchführungs- und Veranschlagungs-Kunst sind für den praktischen Landwirth sehr wichtige Wissenschaften. Die erste, weil auf eine gehörige, nach Zeit und Umständen eingerichtete, Vertheilung der nöthigen Arbeiten für Menschen und Vieh ein Großes, in Betreff des vernünftigen und vortheilhaften Betriebs der Wirthschaft, ankommt; die andere, weil nur eine genaue Berechnung des Aufwandes und Ertrages bei jedem einzelnen Zweige des Haushalts auf ein richtiges Resultat, über dessen Ergiebigkeit oder Nutzbarkeit, führen und zu vernünftigen Ueberlegungen von mehr, als einer Art leiten kann; die dritte aber, weil sie bei dem Ankaufe und Verkaufe der Landgüter, bei deren Pachtung und Verpachtung, die nöthigen Remissionen, bei Bonitirungen u. dgl. Fehler und Mißgriffe verhütet und Vervortheilungen abwendet.

Zweiter Abschnitt.

Von den Mitteln, sich die gehörigen theoretischen und praktischen Kenntnisse in der Oekonomie zu verschaffen.

§. IV.

Darlegung der Ursachen, weshalb mehrere Mittel erforderlich sind, um ein guter praktischer Oekonom zu werden.

Die Wissenschaft der Oekonomie ist, wie schon aus dem Vorgetragenen erhellt, heut zu Tage eine so viel umfassende, eine so ausgebreitete Wissenschaft; sie erfordert so mancherlei Kenntnisse, Erfahrungen und Ueberlegungen, daß beinahe die ganze Lebenszeit nicht zureicht, um sich alle in hinlänglichen Grade zu verschaffen. Sie kann also, auch durch den vollkommensten mündlichen Unterricht nie ganz gründlich erlernt werden; weil so manche Lokal- und andere Verhältnisse, bei der Ausübung eintreten, welche Abweichungen von dieser oder jener Regel nöthig machen, und es doch unmöglich ist, diese bei dem Unterrichte zu berühren; weil immer neue und vortheilhafte Entdeckungen in Betreff der

Behandlung des Viehes, in Betreff einer leichtern und zweckmäßigern Betreibung des Ackerbaues u. s. w. gemacht werden 2c. 2c. Es ist also sehr nöthig, daß derjenige, der sich dieser weitläuftigen Wissenschaft widmen will, auch mit den Mitteln bekannt gemacht werde, wodurch er die erforderlichen Kenntnisse erlangen und erweitern könne.

§. V.

Angabe und Würdigung der Mittel, wodurch ein Oekonom sich die zur zweckmäßigen Betreibung seines Faches erforderlichen Kenntnisse zu verschaffen und solche zu erweitern suchen muß.

Man kann die Mittel, wodurch ein mit den gehörigen Vorkenntnissen versehener Mann sich gründliche ökonomische Kenntnisse verschaffen und solche erweitern kann und muß, in besondere, deren nicht jeder die Gelegenheit hat, sich zu bedienen, und allgemeine, welche jedem zu Gebote stehen, füglich eintheilen.

Zu den besondern rechne ich den wissenschaftlichen Unterricht und zwar

1) den blos theoretischen Unterricht, ohne praktische Anwendung und
2) den theoretisch-praktischen Unterricht eines mit gesunder Theorie versehenen ausübenden Landwirths.

Von diesen hat der letztere unstreitig einen gro-ßen Vorzug vor dem ersten; weil er zugleich mit den mancherlei praktischen Handgriffen, welche bei der Oekonomie vorkommen, bekannt macht und manches anschaulich darstellt, oder versinnlicht, was bei dem blos theoretischen Unterrichte, nicht wohl vollkommen gefaßt werden kann, auch ein wirklich praktischer Oekonom nur gehörig unterscheiden kann, was wirklich praktisch wichtig ist und was nur auf unnütze Spekulazionen, auf Systemensucht u. dgl. hinausläuft, folglich den Fleiß und die Aufmerksamkeit des Schülers am besten zu leiten im Stande ist. Z. B. der theoretische Lehrer mag noch so deutlich beschreiben, wie ein Pflug beschaffen sey, aus welchen Theilen er bestehe, wie er gestellt, gekeilt, gebraucht werden müsse und wozu jeder Theil diene; dadurch wird keiner den Pflug stellen, keilen und gebrauchen lernen, er wird die Wirkung eines jeden einzelnen Theils nicht richtig erkennen. Sieht er hingegen nur einmal den Pflug gebrauchen, sieht er ihn stellen und keilen, um schmalere oder breitere, flachere oder tiefere Furchen damit pflügen zu können; sieht er ihn, bei fehlerhafter Keilung des Vordereisens, entweder zu tief, oder zu wenig eingreifen ꝛc. so lernt er hierdurch in wenigen Augenblicken mehr, als eine stunden- ja tagelange Beschreibung ihn lehren kann.

Der blos theoretische Unterricht hat jedoch auch seinen nicht zu verkennenden Nutzen, und

wenn der Lehrer hiebei Gelegenheit hat, seine Zöglinge auf gutgeordnete und betriebene Oekonomieen zu führen, und sie da mit den Gegenständen, den Werkzeugen und deren Anwendung u. s. w. anschaulich bekannt zu machen, so wird der Nutzen noch größer.

Zu den allgemeinen rechne ich:

1) Die Lesung guter ökonomischer Schriften.

2) Den Umgang mit güten praktischen Oekonomen.

3) Oekonomische Reisen.

Die zur Erlernung und Erweiterung der erforderlichen ökonomischen Kenntnisse brauchbaren Schriften glaube ich mit Recht nach folgender Ordnung klassifiziren zu können.

a) Systematische Anleitungen theoretisch-praktischer Landwirthe, welche aber leider noch sehr selten sind, weil gerade die fähigsten praktischen Oekonomen selten Lust haben, ihre Kenntnisse in ein System zu bringen und dem Publikum vorzulegen, wenn sie auch die Zeit dazu haben möchten; indem sie der Magen, der heut zu Tage so manche unberufene Feder in Bewegung setzt, nicht zum Schreiben antreibt.

b) Systeme ökonomischer Theoretiker, welche entweder die ganze Oekonomie,

oder doch die Hauptttheile derselben vortragen. Hierbei ist jedoch eine vorsichtige Auswahl höchst nöthig und es ist deshalb rathsam, bei solcher einen erfahrnen Oekonomen zu Rathe zu ziehen. Haben die Verfasser dieser Systeme bei ihrer Arbeit die Grundsätze und Erfahrungen gründlicher praktischer Oekonomen, welche hie und da in kleinern und größern Schriften zerstreut sind, mit reiflicher Ueberlegung und mit der erforderlichen Vorsicht benutzt, so verdienen sie alles Lob, weil ihre Arbeit wirklich viel Nutzen stiften kann; haben sie aber ohne Vorsicht und reife Beurtheilung zusammengeschleppt, was ihnen vorkam; sind es bloße Nachbeter, oder haben sie wohl gar falsche und unvollkommne Wahrnehmungen für richtige Erfahrungen ausgekramt, schwankende Hypothesen für richtige Grundsätze aufgestellt, längst als irrig dargestellte Principien noch als richtig und wichtig vorgetragen, so verdienen sie mit Recht die Verachtung aller Menschen, weil sie durch ihre Schmierereien so viel Unheil anrichten, und es sollte ihnen billig von Polizei wegen ihr schädliches Handwerk gelegt werden.

c) Oekonomische Lehrbücher theoretischer Oekonomen. Diese, wenn sie sonst in guter systematischer Ordnung und

mit Auswahl der Materien geschrieben sind, dienen allerdings dazu, dem Anfänger eine kurze und deutliche Uebersicht des ganzen Umfangs der Oekonomie und des Zusammenhangs der einzelnen Theile zu verschaffen, wenn auch, wie dieß meistens der Fall zu seyn pflegt, darin mehr Rücksicht auf Polizei- und Kameralwissenschaft, oder Staatswirthschaft, als auf wirklich praktische Oekonomie genommen worden ist. Sie sind um so schätzbarer, wenn sie zugleich den Anfänger mit den über jede einzelne Materie geschriebenen besten Werken bekannt machen, minder schätzbar hingegen, wenn sie dies entweder ganz unterlassen, oder ohne Auswahl alles anführen, was darüber geschrieben ist.

d) Schriften ökonomischer Gesellschaften, wenn sie nämlich vorsichtig angestellte nützliche Versuche, gute Beobachtungen und Erfahrungen aufrichtig und ohne Systemen-Sucht oder Hypothesen-Sucht mittheilen und wenn alle blos theoretische Grillenfängerei daraus verbannt ist.

e) Oekonomische Zeitschriften, Annalen, Zeitungen, Magazine u. dgl., wenn darin wirklich neue nützliche Versuche und Erfahrungen, Entdeckungen neuer nützlicher Pflanzen, vernünftige ökonomische Zweifel

und Anfragen u. dgl. mit Auswahl und Vorsicht und besonders auch mit der nöthigen Genauigkeit und Deutlichkeit vorgetragen werden, und nicht alles ganz ohne Auswahl darin aufgenommen, das längst Bekannte darin bis zum Ekel aufgewärmt und ein oder der andere wichtige Aufsatz in einer Menge unnützer und fader Schmierereyen gleichsam begraben ist.

f) Schriften über einzelne Zweige der Oekonomie, wenn sie mit gehöriger und auf Erfahrung gestützter Sachkenntniß kurz, deutlich und gründlich geschrieben und darin nicht bloße Hypothesen und unnütze Spekulazionen aufgestellt sind, welches letztere leider nicht selten der Fall ist.

g) Oekonomische Reisebeschreibungen guter praktischer Landwirthe, worin das ökonomisch Wichtige jeder Gegend mit vernünftiger Auswahl kurz und deutlich dargestellt, vorzüglich brauchbare Werkzeuge und Maschinen, mit beigefügten richtigen Zeichnungen, beschrieben, nützliche und nicht genug bekannte Manipulazionen u. dgl. vollständig und deutlich angezeigt und sonst gute Bemerkungen enthalten sind.

h) Reisebeschreibungen ökonomischer Dilettanten, wenn darin mit gehöriger Rücksicht auf praktischen Nutzen, ge-

machte Beobachtungen vorgetragen, wenig bekannte Werkzeuge genau beschrieben und gezeichnet, zweckmäßige ökonomische Verrichtungen kurz und deutlich angegeben, nicht aber allgemein bekannte Dinge wiedergekäuet, oder würklich nützliche Bemerkungen und an sich wichtige ökonomische Gegenstände mit unnützem Wortgepränge und Oberflächlichkeit vorgetragen und weiter beschrieben sind.

i) Oekonomische Topographieen, wenn sie Kürze, Deutlichkeit und Bündigkeit, mit guter Auswahl der Materieen verbinden.

k) Oekonomische Wörterbücher und Encyklopädieen, in so fern sie nicht, durch gar zu große Weitläuftigkeit über jede einzelne Materie, sie sey wichtig oder unwichtig, ermüden und durch ihre gar zu große Ausdehnung verrathen, daß der Hauptzweck bei ihrer Herausgabe mehr dahin ging, Verfasser und Verleger zu bereichern, als das Publikum kurz und gründlich über die einzelnen Materieen zu belehren.

l) Oekonomische Bibliotheken, in so fern sie nicht blos ein kahles Verzeichniß ökonomischer Schriften und ohne Auswahl gemachter Auszüge, sondern zugleich kurze, gründliche und unpartheiische Urtheile über die angeführten Werke enthalten.

Ite Anmerkung: Wer die Oekonomie recht gründlich erlernen will, und noch das Alter dazu hat, der lerne sie bei einem guten theoretisch-praktischen Oekonomen; weil er nur bei diesem die Gelegenheit hat, mit allen kleinern und größern Handgriffen, allerlei guten Werkzeugen, Manipulationen u. s. w. genau bekannt zu werden, und sich von mancherlei, was mehr mit den Sinnen, als mit dem Verstande, aufgefaßt seyn will, ganz vollständige Begriffe zu verschaffen, auch von der Wichtigkeit mancher Dinge sich zu überzeugen, die der Theoretiker entweder nicht kennt, oder deren Wichtigkeit er nicht ganz einsieht. Will der ökonomische Zögling dereinst mit völliger Auctorität einen Haushalter vorstellen, so mache er sich mit allen Handgriffen und allen Verrichtungen praktisch bekannt; er diene von unten auf: denn nur das wird vollkommen praktisch erlernt, wobei oft wiederholte Uebung die Theorie unterstützt.

Wen Alter und sonstige Verhältnisse hindern, den eben beregten Unterricht zu genießen, der wird wohl thun, sich bei einem Lehrer der theoretischen Oekonomie, oder aus einer guten Anleitung zur Landwirthschaft, sich mit dem theoretischen Theile der Oekonomie bekannt zu machen, und dann den Umgang eines oder mehrerer erfahrner Oekonomen zu suchen, um die nöthigen praktischen Kenntnisse

sich nach und nach eigen zu machen; oder aber erst eine Zeitlang sich auf einer guten Oekonomie aufzuhalten und überall Augen, Ohren und Hände zu gebrauchen, wo es nöthig ist, dann aber das Theoretische der Landwirthschaft auf eine oder die andere Art zu erlernen.

2te Anmerkung: Wer die von d bis l bemerkten ökonomischen Werke und Schriften mit irgend einigem Nutzen lesen will, der muß sich zuvor eine in etwas zureichende Kenntniß von dem Ganzen der Oekonomie verschaffen, sich mit ihren Kunstausdrücken bekannt und sich übrigens manche Vorkenntniß zu eigen gemacht haben; sonst wird er Manches in diesen Werken gar nicht verstehen, seinen Kopf mit unverdauten Kenntnissen überladen und ewig ein ökonomischer Windbeutel bleiben.

3te Anmerkung: Wer sich mit den ältern und neueren Werken des In- und Auslandes, welche die Oekonomie betreffen, bekannt machen will, der findet sie vorzüglich in Beckmanns trefflichen Grundsätzen der Oekonomie und dessen ökonomischen Bibliothek angeführt; wer aber die über einzelne Materien geschriebenen kennen zu lernen wünscht, der findet, in sofern er nicht die allerneuesten über jede Materie wissen will, in Krünitz ökonomischer Encyklopädie die Gelegenheit.

4te Anmerkung: Der Umgang mit guten praktischen Oekonomen ist nicht nur jedem An-

fänger, sondern jedem Oekonomen ohne Unterschied anzurathen; weil in der praktischen Oekonomie so manches vorkommt, was von verschiedenen Seiten betrachtet, auf diese oder jene Art gemacht und respektive verhütet werden kann, daß selbst der erfahrenste Oekonom noch tägliche Gelegenheit findet, in dem Umgange mit andern Männern seines Fachs hie und da zuzulernen. Wehe dem Oekonomen, der in dem Wahne steht, er könne nichts mehr zulernen! —

Soll aber der Umgang mit erfahrnen Landwirthen für einen Anfänger nützlich und lehrreich werden, so muß er nicht suchen, seine ökonomischen Kenntnisse ohne Noth auszukramen, er muß mehr den bescheidenen Hörer, als den eiteln Sprecher machen. Er muß sich allenthalben umsehen, auf dem Hofe, in den Ställen, in den Scheuren und in den Feldern, in den Gärten und in den Wiesen, im Brauhause und in der Brennerei, kurz, überall wo es etwas zu sehen giebt. Wo er eine Sache, eine Vorrichtung und deren Nutzen nicht kennt und einsieht, da muß er bescheiden fragen, nachdem er zuvor die Sache u. s. w. von allen Seiten und in allen ihren Theilen besehen und untersucht hat. Findet er hie und da Zweifel gegen den Nutzen der Sache, so muß er sie bescheiden und mehr in der Absicht, sich zu belehren, als zu tadeln,

vortragen. Findet er die eine oder andere Antwort unzulänglich, so muß er sich zwar eine genügendere zu verschaffen suchen, jedoch den Grund des Nichtverstehens als in dem Mangel der nöthigen Kenntnisse, oder der Fähigkeit, schnell zu begreifen liegend, darzustellen suchen, damit derjenige, von dem er Aufschlüsse zu erlangen sucht, sich nicht etwa beleidigt finde, wenn zu viel gefragt wird. Ein unbescheidner Frager wird leicht überlästig und ein naseweiser Frager und Räsonneur läuft Gefahr, entweder gar keine oder doch sehr unzulängliche und kurze Antworten zu erlangen, ja wohl gar beschämt davon gehn zu müssen.

5te Anmerkung: Oekonomische Reisen sind unstreitig ein sehr schätzbares und gutes Mittel, seine landwirthschaftlichen Kenntnisse zu vermehren, und besonders jedem eigentlichen Oekonomen äußerst zu empfehlen: denn, nicht nur in verschiedenen Provinzen ein und des nämlichen Landes, herrscht nicht selten eine große Verschiedenheit in den Arten des Viehes und dessen Behandlung, in der Bearbeitung, Besaamung, Befriedigung und sonstigen Behandlung des Ackers, der Wiesen u. s. w. in den gebauten Früchten, Futterkräutern u. dgl. in den Acker- und sonstigen Werkzeugen, in der Eintheilung der Felder; in der Art der Abbringung, Aufstellung, Einscheu-

rung, Reinigung und Aufbewahrung der Früchte u. s. w., welche zwar meistens in Lokal-Verhältnissen ihren Grund haben, wovon aber doch Manches mit Nutzen überall angewendet werden kann. Wer demnach, mit den nöthigen Kenntnissen versehen, ökonomische Reisen macht, kann sich und andern dadurch vielen Vortheil schaffen; ja selbst die Oekonomie dadurch bereichern und es läßt sich deshalb viel Nutzen für die Landwirthschaft von solchen Reisen erwarten. Um sie aber mit desto wenigern Kosten und desto größern Nutzen zu machen, wird ein junger Oekonom wohlthun, sich daran zu gewöhnen, Fußreisen zu thun, damit er auch die ökonomischen zu Fuße machen könne, und überall desto weniger lästig werde, und übrigens sich vorher eine Art von Denkbuche oder Reise-Journal zu machen; darin allenfalls einige hauptsächliche Fragen sich zu bemerken und die Gegenstände, welche er vorzüglich zum Gegenstande seiner Beobachtungen zu machen gedenkt, sich zu notiren. Durch die Fußreisen an seinem Ansehen und an guter Aufnahme zu verlieren, darf er nicht leicht fürchten, wenn er sich sonst gehörig zu produziren weiß und die sehr nöthige Vorsicht gebraucht, mit Empfehlungen von Haus abzureisen, sich durch sein Benehmen demnächst selbst zu empfehlen, und sich dadurch unter Wegs wieder neue Empfehlungen zu verschaffen.

Dritter Abschnitt.

Von dem vielfachen Nutzen der Oekonomie-Kenntniß für mehrere Klassen der Staats-Bürger.

§. VI.

Ist die gründliche Kenntniß der Oekonomie blos dem praktischen Landwirthe nützlich, oder können auch andere Klassen der Staats-Bürger Vortheil davon ziehen?

Jeder irgend mit den Staats- und Weltgeschäften bekannte Mensch wird mit mir darin einstimmen, daß die wissenschaftliche Kenntniß der Oekonomie nicht blos dem praktischen Oekonomen, sondern auch manchem andern Menschen im Staate nützlich, ja einigen fast unentbehrlich sey. Dem wahren Kameralisten und Staatswirthe ist sie unumgänglich nöthig, indem er, ohne gründliche Kenntniß der gesammten Landwirthschaft, nie im Stande seyn wird, richtige Pacht-Anschläge über die landesherrlichen Domainen zu machen, und die von andern gemachten gründlich zu beurtheilen; vernünftige und anwendbare Vorschläge zu einer zweckmäßigern Be-

nutzung dieses oder jenes Domanial-Guts zu machen; anwendbare Verbesserungen des Ackerbaues, der Viehzucht und sonstiger Artikel der Landwirthschaft in einer oder der andern Gegend in Vorschlag zu bringen, und vorgeschlagene Verbesserungen gründlich zu beurtheilen. Es wäre deshalb jedem Landesherrn herzlich zu wünschen, daß er an Statt vieler, gleichsam blos mit der Rechenkunst bekannter, Finanziers nur einige mit der Oekonomie hinlänglich bekannte Kameralisten hätte; dann würde es sicher in mancher Provinz um die Kultur besser aussehen.

Selbst der Minister kann ohne gründliche ökonomische Kenntnisse seinem Posten nicht so vorstehen, als er muß. Wie soll er gründliche Verbesserungs-Vorschläge über den einen oder andern Theil der Oekonomie von windigen Projekten unterscheiden, wenn er nicht hinlängliche Begriffe von dem Gegenstande hat, der verbessert werden soll, und nicht zu beurtheilen vermag, ob die vorgeschlagenen Verbesserungen auch anwendbar sind?

Den Land-Drosten, Land-Räthen, Amtleuten, Richtern und Advokaten ist die wissenschaftliche Kenntniß der Oekonomie nicht nur höchst nützlich, sondern fast unentbehrlich, weil ihnen so mancherlei Geschäfte vorkommen, wobei es durchaus auf ökonomische Kenntnisse ankommt. Den ersten beiden wäre besonders ein recht an-

lehnlicher Vorrath von soliden ökonomischen Kenntnissen zu wünschen, weil sie die schönste Gelegenheit haben, solche zum Besten des Landes anzubringen; da ihnen besonders auch die Dorf- und Ackerbau-Polizei mit übertragen ist und sie so manche Gelegenheit finden können, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche die Kultur in ihren Fortschritten aufhalten, und welche der einzelne Ackerbauer, ja selbst der einzelne größere Oekonom, wenn er deren Schaden auch noch so sehr einsieht, nicht fortzuräumen vermag, weil es ihm an der dazu erforderlichen Gewalt fehlt.

Auch selbst die Theologen, Philosophen und Mathematiker würden keinen geringen Nutzen von einer wissenschaftlichen Kenntniß der Oekonomie haben. Die ersten nicht nur deshalb, weil sie, als Landprediger, oft selbst genöthigt sind, Oekonomie gut zu betreiben, um ein angemessenes Auskommen zu haben; sondern auch weil ihnen diese Kenntniß die schönste Gelegenheit verschafft, dem gemeinen Landmanne beizukommen, ihn von albernen Vorurtheilen abzubringen, ihn im traulichen Gespräche mit nützlichen Werkzeugen und Ackerbau- und sonstigen Verbesserungen bekannt zu machen, ihn auf eine vernünftigere Behandlung seines Viehes hinzuleiten und ihm hie und da in seinen Verlegenheiten mit nützlichem Rathe zu dienen; dadurch aber nicht nur dem Staate manchen wichtigen

Dienst zu leisten, welchen ihm ökonomische Gesellschaften, Beamten und andere Obere bei dem besten Willen oft nicht leisten können; sondern sich selbst dadurch keinen geringen Vortheil zu verschaffen, wenn sie sich die Liebe und Achtung ihrer Pfarrkinder zu eigen machen, deren Wohlstand, und folglich auch den ihrigen mit, vermehren u. s. w.

Den Philosophen, insbesondere den Naturforschern und Naturhistorikern, würde diese Kenntniß eine schöne Gelegenheit darbieten, ihren so rühmlichen Fleiß auf Versuche zu Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht, Entdeckung nützlicher und heilsamer Pflanzen und Erforschung der besten Behandlungsart derselben, auf Entdeckung zweckmäßiger und überall anwendbarer Mittel zur Vertilgung schädlicher Insekten und Unkräuter u. dgl. m. zu richten; die Mathematiker, vorzüglich die Mechaniker, würde sie antreiben, die Zweckmäßigkeit der Acker- und sonstigen Wirthschaftsgeräthe nach den Regeln der Mechanik genau zu prüfen und nützliche Verbesserungen der gebräuchlichen anzugeben oder aber neue und zweckmäßigere zu ersinnen.

Die Baumeister, vor allen die Land- und Kammer-Baumeister, würde sie in den Stand setzen, die Gebäude auf ganz neu zu erbauenden kleinern und größeren Oekonomien nach einem vernünftigen und dem Zwecke überall angemessenen Plane anzulegen, schon vorhandene Oekonomie-

Gebäude bei Gelegenheit der neuen Erbauung des einen oder andern besser zu ordnen, jedes einzelne Gebäude aber, mit Berücksichtigung aller Bedürfnisse und aller Lokal- und sonstigen Verhältnisse zweckmäßig und gut anzugeben.

Nur dann erst, wenn alle oben benannten Personen und Stände sich beeifern, die nöthigen Kenntnisse von der Oekonomie zu erlangen und zu deren Vervollkommnung überall, wo sie Gelegenheit dazu finden, thätig mitzuwirken, ist die höchste Kultur zu erwarten, welche in manchen Ländern und einzelnen Provinzen noch sehr zurück ist, jedoch allem Vermuthen nach bald mit Riesenschritten vorwärts schreiten wird, da die Oekonomie anfängt, die Lieblingswissenschaft der Großen und Gelehrten zu werden, und ein Mann von einigem Ansehen sich heut zu Tage schon einer gänzlichen Unbekanntschaft mit dieser ersten, nützlichsten und nöthigsten aller Wissenschaften zu schämen hat.

Vierter Abschnitt.

Von den Vor- oder Neben-Kenntnissen, welche einem guten Oekonomen erforderlich sind.

§. VII.

Vorerinnerung.

Ueber die Wichtigkeit einer gründlichen Erlernung der Oekonomie.

Die Oekonomie ist, wie wir gesehen haben, heut zu Tage, auch in Deutschland, nicht mehr ein vom Vater auf den Sohn, vom Lehrer auf den Zögling vererbter, oder übertragener Schlendrian, kein Handwerk mehr; nein, sie ist zu einer wichtigen, vielumfassenden und geehrten Wissenschaft erhoben worden, wie sie es auch schon bei den Römern und andern Völkern, in ihrer blühendsten Periode, war. Weise Regenten sehen sie als die Grundstütze ihrer Staaten an, und finden sie ihrer Achtung und ihres besondern Schutzes nicht unwürdig. Die angesehensten Männer machen schon die Landwirthschaft zu ihrer Lieblingsbeschäftigung, und die fähigsten Köpfe wetteifern, solche auf richtige Grundsätze zurück zu führen. Es gehört also

gegenwärtig bei weitem mehr dazu, ein guter und gründlicher Oekonom zu seyn, als vor 50 und mehreren Jahren. Wer bei den heutigen hohen Pachtpreisen der Grundstücke empor kommen will, muß jeden Zweig des Landhaushalts möglichst zu benutzen suchen, darf nicht bloß Ackermann oder Rechen - Maschine, sondern muß ein mit mancherlei Kenntnissen versehener Mann seyn.

Es ist daher einem jeden jungen Manne, der sich dem Landhaushalte in jetzigen Zeiten widmen will, sehr anzurathen, sich vorher mit denjenigen nöthigen Vor- und Neben-Kenntnissen möglichst zu versehen, welche man theils gar nicht entbehren kann, theils aber mit Nutzen bei der Oekonomie anwendet. Zu diesen Kenntnissen rechne ich a) Sprach-Kunde, b) Kalligraphie oder Schreib-Kunde, c) Mathematik, d) Physik oder Natur-Kunde und die dahin gehörige Physiologie und Naturgeschichte, e) Botanik oder Kräuter-Kunde, f) Chemie und Mineralogie, g) Thierarznei-Wissenschaft oder Thierheil-Kunde, h) Bau- und Zeichen-Kunst.

§. VIII.

Von der Sprachkunde, als einer unentbehrlichen Vorkenntniß.

Wer eine Wissenschaft gehörig und gründlich betreiben will, der muß vor allen Dingen

fähig seyn, die Ideen anderer richtig aufzufassen und die seinigen deutlich mitzutheilen. Hiezu wird er aber nur dann fähig seyn, wenn er sich eine gehörige Sprachkenntniß erworben hat. Eine richtige und vollkommne Kenntniß der Mutterspracbe, die ohnehin jeder Mann von einigem Stande nicht entbehren kann, muß also auch ein guter Oekonom sich zu erwerben suchen. Kann er damit die Kenntniß der lateinischen und einiger der lebenden fremden Sprachen verbinden, so wird ihm dieß nicht nur das Verstehen der besten über die Landwirthschaft und die einzelnen Zweige derselben geschriebenen Werke erleichtern, sondern ihm auch Gelegenheit geben, mit Nutzen größere ökonomische Reisen vorzunehmen und sich mehrere Achtung zu erwerben.

Ohne die Lesung guter ökonomischer Bücher wird aber ein Oekonom heut zu Tage eine traurige Figur machen, und überdem manche schöne Erfahrungen anderer unbenutzt lassen müssen.

§. IX.

Von der Schreibe-Kunst, als einer erforderlichen Vorkenntniß.

Bei dem Landhaushalte sind nicht nur beträchtliche Rechnungen zu führen, sondern es giebt auch mancherlei Briefe und dergleichen zu schreiben. Man wird aber weit lieber alle diese Sachen lesen, wenn sie nett und sauber geschrie-

ben sind, als wenn man sie mit Mühe entzifern und den Sinn heraus klauben muß. Der alberne Wahn, daß eine unleserliche Hand einen gelehrten und sehr beschäftigten Mann verrathe, fängt nach gerade an zu verschwinden, und deshalb ist denn auch einem Oekonomen sehr zu empfehlen, sich einer guten und leserlichen Hand zu befleißigen.

§. X.

Mathematik ist eine einem guten Oekonomen unentbehrliche Wissenschaft.

Reine Mathematik sollte billig jeder Mensch lernen, der sich irgend einer Wissenschaft mit Nutzen widmen will, indem sie die beste Anleitung enthält, ordentlich, konsequent und richtig zu denken und zu folgern. Einem guten Oekonomen ist sie aber unentbehrlich, und er muß wenigstens die Arithmetik und, wo möglich, auch die Geometrie gründlich verstehen, wenn er sein Geschäft mit Nutzen betreiben will.

Es giebt bekanntlich bei der Landwirthschaft so mancherlei Berechnungen, daß ein Oekonom ohne gründliche Kenntniß vom Rechnen gar nicht fertig werden kann. Diese kann er aber nur mathematisch, d. i. nach richtigen Grundsätzen, erlangen. Hat er gelernt, die Gründe, warum er so und nicht anders handeln muß,

aufzusuchen, hat er mit dem Verstande und nicht bloß mit dem Gedächtniß, oder mechanisch, rechnen gelernt; so wird er sich in manchen Fällen leicht zu helfen wissen, wo der mechanische Rechner stockt; er wird bei weitem das Gelernte besser behalten u. s. w. Ich habe selbst Beispiele davon erlebt, wie leicht sich der, welcher mathematisch rechnen lernte, bei schwierigen Berechnungen zu helfen wußte, wenn mein sogenannter Lehrer, ein mechanischer Rechner, wie ein Stockfisch da stand, so sehr er sich auch sonst damit brüstete, daß er den ganzen Hämmerling (eine gewöhnliche Anleitung zum mechanischen Rechnen) durchgerechnet und die berechneten Exempel aufgeschrieben habe.

Besonders nützlich sind dem Oekonomen die sogenannten 4 Species, die sogenannte Regula de Tri, oder Proportions-Rechnung, die Zeit-, Alligations- und Gesellschafts-Rechnung und die Rechnung mit Quadrat- und Kubik-Zahlen, weil diese bei einem großen Haushalte am häufigsten vorkommen.

Die Geometrie wird ein Oekonom mit Nutzen erlernen, theils um bei Feldmessungen, Grenzstreitigkeiten und dergleichen doch auch ein wenig mit urtheilen zu können, theils um überhaupt richtige Begriffe von Figuren, Größen, Körpern u. s. w. und deren Berechnung zu bekommen.

Die Geodäsie, oder praktische Feldmeß-Kunst, wird er gleichfalls in manchen Fällen nützlich gebrauchen können, und so auch die Mechanik. Hat er also Gelegenheit, sich mit diesen Theilen der angewandten Mathematik bekannt zu machen, so versäume er nicht, sie zu benutzen. Kurz, er suche sich so viele mathematische Kenntnisse zu erwerben, als nur immer möglich ist; weil diese ihm in manchen andern Wissenschaften vom größten Nutzen seyn werden.

§. XI.

Physik oder Naturkunde, und die damit verbundene Physiologie und Naturgeschichte, sind einem Oekonomen sehr zu empfehlende Wissenschaften.

Die Naturkunde giebt uns nicht nur über manche Natur-Erscheinungen richtige Begriffe und klärt dadurch unsern Verstand auf, sondern sie leitet uns auch, besonders wenn sie mit der Physiologie verbunden wird, auf manche richtige Idee über die Fruchtbarkeit des Bodens, über die Krankheiten der Pflanzen und Thiere u. s. w. und ist also die sicherste Gegenwehr gegen Dummheit und Aberglauben und zugleich ein Mittel, manches Unheil abzuwenden.

Wer auch die Naturgeschichte damit zu verbinden sucht, der wird sich das Erlernen der Botanik, der Thierarzney-Wissenschaft u. s. w. dadurch gar sehr erleichtern.

§. XII.

Ein ökonomischer Zögling soll auch mit der Botanik bekannt seyn.

Die Botanik in ihrem ganzen Umfange ist eine Wissenschaft, welche allein eines Menschen ganze Lebenszeit zu ihrer gründlichen Erlernung erfordern würde. Man wird also leicht denken, daß ich nicht verlange, ein Oekonom solle ein Meister in der Botanik seyn; allein mit den Grundsätzen der Botanik im allgemeinen und den Kunstausdrücken muß er sich durchaus bekannt machen, wenn er andere richtig verstehen und sich andern verständlich und ihnen eine oder die andere Pflanze genau kenntlich machen will.

Der Mangel genauer Beschreibungen und allgemein bekannter Benennungen der Pflanzen war unstreitig die Ursache, warum man sich bisher über den Nutzen dieses oder jenes Futterkrauts und dergleichen zankte, weil man einander nicht verstand und die deutschen Benennungen der Pflanzen fast in jeder Provinz anders waren.

Ein guter Oekonom soll also das Allgemeine der Botanik sich bekannt machen, dann aber die ökonomische oder agronomische Botanik fleißig studiren; sich die inländischen und ausländischen Getreide-Arten und Futterkräuter, die Gift- und Heilpflanzen, die Unkräuter und nützlichen Kräuter gehörig bekannt machen, und sich, wo möglich, ein herbarium vivum, oder eine Samm-

lung aufgetrockneter Pflanzen in ihrem verschiedenen Alter, anzuschaffen suchen; auch vorzüglich die Physiologie der Pflanzen studiren.

§. XIII.

Die Chemie und Mineralogie sind gleichfalls sehr nützliche Vorkenntnisse eines Oekonomen.

Ohne hinlängliche Begriffe von der Chemie wird ein Oekonom nie richtige Begriffe von der ihm so sehr nützlichen Mineralogie bekommen, und nie die Qualität und Beschaffenheit der verschiedenen Erd- und Steinarten gehörig kennen lernen, auch nie vollständige und deutliche Ideen über die Gährung, über die beste Art der Helme bei den Branntweinblasen u. s. w. bekommen. Er wird bei den Schlendrians-Benennungen der Erdarten stehen bleiben müssen, und nie deren Bestandtheile und das Verhältniß derselben in den Erd- und Mergelarten genau anzugeben, folglich sich andern nie ganz begreiflich zu machen im Stande seyn. Ich verlange jedoch, wie leicht zu erachten, nicht, daß ein Oekonom ein völliger Chemiker werden solle, nein, er soll sich nur mit der agronomischen oder Agrikultur-Chemie und mit der Gährungs-Theorie, oder kurz, mit der ökonomischen Chemie bekannt zu machen suchen; soll praktisch lernen, wie er Körper scheiden oder zersetzen und deren Bestandtheile untersuchen, die Gährung veranstalten solle u. dgl. m.

§. XIV.

Von der Thierarznei, als einer dem Oekonomen fast unentbehrlichen Nebenwissenschaft.

Die Thierarznei- oder Veterinär-Kunst ist, meiner Ueberzeugung nach, eine für den Oekonomen fast unentbehrliche Wissenschaft. Die Grundsätze derselben soll also jeder, der sich der Oekonomie widmet, bei einem guten Thierarzte, nicht aber bei einem Quacksalber, deren es leider so viele giebt, erlernen; er soll sich mit der Anatomie und Physiologie der Thiere bekannt machen; denn ohne solche Vorkenntnisse wird er die besten Bücher über die Heilung der Thiere nicht mit Nutzen lesen und nicht richtig verstehen können. Er soll sich besonders die am häufigsten vorkommenden Krankheiten der Thiere und deren Heilung praktisch bekannt machen. Dadurch wird er manchen Schaden abwenden und manche Ausgabe ersparen, weil viele Krankheiten schleunige Hülfe erfordern und nicht immer ein geschickter Thierarzt in der Nähe ist; abergläubische und dumme Kuh- und Schweinehirten, Kur-Schmiede und andere veterinärische Quacksalber aber, durch ihre Schmiererey und unvernünftige Behandlung des Viehes, meistens mehr verderben, als gut machen und manches schöne Thier aufopfern, wofür denn oft mit vielen Kosten ein anderes angeschafft werden muß.

Wie soll er aber den Quacksalber von dem Thierarzte unterscheiden, wenn er selbst keine Kenntnisse hat? wie sich selbst helfen? —

Ein Oekonom suche sich also so viel veterinärische Kenntnisse zu erwerben, als möglich ist; er versäume dabei aber nicht, einen geschickten Thierarzt in Gehalt zu nehmen, um in ungewöhnlichen Fällen sich bei ihm Raths erholen zu können, weil er doch selten ganz in der Thierarzneikunst auslernen kann; in den meisten der für Oekonomen geschriebenen veterinärischen Bücher aber wenig Trost zu finden ist, und fast alle höchst unzuverlässig sind, wie mich die Erfahrung belehrt hat; ja oft die angegebenen Heilmittel so ganz ohne Kenntniß zusammengesetzt sind, daß eins der Ingredienzien die Wirkung des andern, wo nicht ganz aufhebt, doch sehr mindert, und man, bei einiger Sachkenntniß, deutlich die empirische Zusammensetzung bemerkt.

§. XV.

Bau- und Zeichnungskunst sind auch dem Oekonomen sehr nützliche Wissenschaften.

Obgleich ein Oekonom selten Gelegenheit haben wird, ganz neue Oekonomie-Gebäude anzulegen, so wird sich ihm doch gar häufig Gelegenheit darbieten, die angelegten zu verbessern, wenn er gehörige Kenntniß von der zweckmäßigen Einrichtung und Disposition der Oekonomie-Gebäude, von der Berechnung des für jede Art des

Viehes erforderlichen Stallwerks u. s. w. hat, und er wird, bei neuen Anlagen, manche Schlegelei der Baumeister, manche unrichtigen Anschläge u. s. w. bemerken, und manchen Schaden abwenden können. Ein Oekonom wird also wohl thun, sich Kenntniß von der Baukunst zu erwerben, und durch Erlernung der Zeichenkunst wird er sich in Stand setzen, manches neue ökonomische Werkzeug, manche neue Anlage sich und andern sinnlich und begreiflich zu machen, manche Pflanze kenntlich und genau darzustellen u. s. w. — Bau- und Zeichenkunst sind also auch für den Oekonomen sehr empfehlenswerthe Wissenschaften.

Zweiter Theil.

Von der ökonomischen Regierungskunst, oder der Kunst, einem großen Haushalte gehörig vorzusteben nnd alles dabei gut zu lenken.

Erster Abschnitt.

Von dem Benehmen eines Oekonomen gegen seine Untergebenen, um sich gehörige Achtung und Folgsamkeit zu verschaffen.

§. XVI.

Einleitung.

Es wird vielleicht diesem und jenem, beim ersten Anblicke, scheinen, als ob es eine ganz unnütze und überflüssige Arbeit sey, einem sonst schon gebildeten Menschen Lehren zu geben, wie er mit Menschen umgehen solle, die ihm untergeben sind, und die von seinem Willen, von seinen Befehlen abhängen. Mancher wird denken, es ist ja ganz gleichgültig, wie ich mit Leuten verfahre, die unter meinen Befehlen stehn. Ich befehle, und sie müssen gehorchen, da kommts auf ein Wort, einen Verweis, eine Züchtigung minder oder mehr, nicht an.

Wer aber in der Welt erfahren ist, viele Haushaltungen gesehen hat, und besonders mit der niedern Klasse der Menschen bekannt ist, wird finden, daß in einem Haushalte mit einem Winke, einem Blicke oder einem Worte, oft mehr ausgerichtet werde, als in einem andern, mit vielen Poltern, Schelten und Schlagen. — Eine langjährige Erfahrung hat mich überzeugt, daß fast alles an der Art liege, wie man eine Sache in der Welt anfängt, um in der Ausführung glücklich zu seyn, daß der Umgang mit der dienenden Menschenklasse ein eignes Studium erfordere, und daß gar viel darauf ankomme, daß man die rechte Art, diese Menschen zu behandeln und zu regieren, kenne und befolge, um sie nur willig und gehorsam zu machen.

§. XVII.

Ueber den Charakter der untern Volksklassen und besonders der Bauern, vorzüglich in dem nördlichen Deutschlande.

Alle Menschen niedern Standes, insbesondere alle Landleute oder Bauern der nördlichen Gegenden Deutschlands, und ich möchte wohl sagen, aller derjenigen Deutschen Provinzen, wo viel Bier getrunken und der Unterricht noch meistens sehr vernachlässigt wird, haben, wenn sie nicht etwa zufällig eine bessere Ausbildung, wie die

gewöhnliche, in der Jugend erhalten, äußerst wenig, vielleicht gar kein rechtes, oder wahres, Ehrgefühl; ob man ihnen gleich einen gewissen Ehrgeitz, oder eine sogenannte Ehrbegierde nicht ganz absprechen kann. — Es fehlt ihnen insbesondere, der Regel nach, fast gänzlich an den feinern Empfindungen der Liebe, Dankbarkeit, Bescheidenheit, Großmuth u. s. w.

Bloß der Eigennutz, und zwar meistens ein sehr grober Eigennutz, beherrscht und lenkt sie bei ihren Handlungen. Eine grobe Sinnlichkeit ist ihnen eigen, und ihr Gott ist ihr Magen.

Um ihre Sinnlichkeit zu befriedigen, und ihren Magen zu füllen, erlauben sie sich alles. Näscherei aller Art halten sie für kein Unrecht. Sie essen nicht, um sich zur neuen Arbeit zu stärken, sondern sie arbeiten, um sich desto mehr mit Essen und Trinken überfüllen zu können. Sie haben, wie alle rohe Menschen, einen grossen Hang zum Tanz und zu lärmender Fröhlichkeit. Sie dünken sich, wie alle beschränkten Köpfe, meistens klüger, als sie sind, und haben ihre ganz eigne Art zu philosophiren. Sie beneiden in der Stille jeden ihrer Vorgesetzten, jeden höher als sie stehenden, und den am meisten, dem sie dienen und für den sie arbeiten müssen. Sie sind voll Mißtrauens und heimlichen Unwillens gegen die höheren Stände. Sie sind meistens nur darauf bedacht, an diesen Fehler zu

finden, oder sie zu hintergehn. Sie haben ihre ganz eigenen Begriffe von Recht und Unrecht. Derjenige z. B., der es für Unrecht hält, mir auch nur einen Pfennig Geldes oder ein unbedeutendes Kleidungsstück zu entwenden, stiehlt mir ohne Bedenken Obst und andere Eßwaaren, wenn er Gelegenheit dazu findet; stiehlt mir Korn für seine Pferde, ohne darin im geringsten etwas unrecht zu finden.

Sie haben einen ganz eignen unerträglichen Stolz, weshalb auch ein übermäßiger, übelangebrachter Hochmuth mit Recht Bauernstolz genannt wird, ja, es giebt unter ihnen oft ärgern Rangstreit, als unter Menschen, die an großen Höfen leben.

Geht man also mit dieser Menschenklasse um, wie man mit seines Gleichen umzugehen pflegt, so trifft man sicher die rechte Art nicht, wie diese Menschen behandelt seyn wollen und müssen, und schadet sich damit nicht selten gar sehr. Es werden daher einige auf den Charakter und die Denkungsart dieser Menschen berechnete Regeln über die Behandlung derselben, hier wohl nicht am unrechten Orte stehen, da doch einmal ohne solche Menschen der Landhaushalt nicht betrieben werden kann.

Anmerkung. Obgleich der Charakter des gemeinen Mannes sich in der Regel durchgehends gleich ist, so will ich darum doch gern zugeste-

hen, daß Lebensart, Unterricht, einmal in einer Gegend herrschend gewordener Ton, und andere dergleichen zufällige Ursachen, bei demselben, in dieser oder jener Gegend, Abänderungen hervorbringen können. — Wo dieß der Fall ist, wo man mehr Folgsamkeit, feinere Gefühle u. s. w. bei dieser Menschenklasse findet, da wird ein Vernünftiger sich schon darnach zu benehmen wissen. Im Ganzen aber bleiben die von mir über die Behandlung der Untergebenen hier angegebenen Regeln, meiner Ueberzeugung nach, gegründet und richtig.

§. XVIII.

Von den Vorsichts-Regeln, welche man bei der Behandlung seiner Untergebenen, Dienstboten u. dergl. vorzüglich zu merken und zu befolgen hat.

Die wichtigsten Regeln, welche man bei der Behandlung der im vorigen §. charakterisirten Volksklasse zu befolgen hat, sind, meiner Ueberzeugung und Erfahrung nach, diese:

1ste Regel. Man gebe diesen Leuten vor allen Dingen das für sie passende Essen, gehörig zubereitet, von gehöriger Güte und zur rechten Zeit. Um sicher zu seyn, daß das Essen gut und untadelhaft sey, koste man von Zeit zu Zeit, allenfalls im Beiseyn der

Leute, von dem aufgetragenen Essen. Findet man, daß es angebrannt, unschmackhaft, ungar, oder sonst fehlerhaft sey, dann muß man dieß der Haushälterinn oder Küchen-Magd verweisen und darin für die Zukunft mehr Vorsicht empfehlen. Diese angewandte Fürsorge wird ihnen bald kund werden, weil alles, was die Herrschaft oder einer der Vorgesetzten thut, unter diejenigen Neuigkeiten gehört, womit sie sich nur zu gern unterhalten, und sie wird ihnen sehr gefallen, und sie froh und heiter machen. Wenn sie dagegen ihrer Seits das Essen ohne Grund tadeln, dann verweise man ihnen dieß nachdrücklich, damit ein solcher Unfug nicht einreisse; und wenn sie nachlässig in der Arbeit sind, so bedrohe man sie, daß man sich in der Folge auch um die Güte ihres Essens nicht bekümmern wolle. Dieß wird meistens gar starken Eindruck auf sie machen.

Man vermeide aber ja den Fehler, dem Gesinde beßre Kost, oder auch höhern Lohn zu geben, als die Nachbarn. Dadurch macht man sich nur unnütze Kosten und verwöhnt diese Art Menschen gar zu leicht. Man läuft selbst Gefahr, dadurch zu veranlassen, daß sie es immer besser verlangen, und wohl gar denken, man verstehe den Haushalt nicht, und wisse nicht, was ihnen gebühre.

2te Regel. Man unterhalte sich mit diesen Leuten nicht weitläuftig oder

vertraulich, weil sie gar zu leicht kordial oder zudringlich werden, und von derjenigen Achtung und Furcht verlieren, die man nothwendig in ihnen zu erhalten suchen muß. — Man rede mit ihnen so wenig als möglich, und mit dem gehörigen Ernste. Hiermit will ich jedoch nicht sagen, daß man nie ein freundliches Wort mit ihnen reden und stets den stolzen und unfreundlichen Despoten gegen sie spielen solle; dieß wäre von der andern Seite gefehlt. Man spreche mit ihnen das Nöthige kurz und in gutem, gesetzten Tone, und lasse sich nie auf weitläuftige Unterredung, oder wohl gar auf Spaßerei, oder Klatscherei, mit ihnen ein; doch nehme man auch nicht gleich jeden muntern, übrigens nicht unanständigen, Einfall unrecht auf. Ein freundlicher Blick, ein freundliches Wort, zur rechten Zeit angebracht, sind eine Art von Belohnung, die nichts kosten, und können oft viel Gutes wirken.

3te Regel. Trägt man ihnen ein Geschäft oder eine Arbeit auf, dann überdenke man ja vorher erst genau, ob es auch ausführbar für sie sey, und keine gegründete Einreden dagegen vorgebracht werden können, und nun sage man ihnen kurz, bestimmt und deutlich, was und wie sie es thun sollen. Sie

fühlen besonders einen jungen Mann, oder einen jeden Vorgesetzten, den sie noch nicht kennen, auf den Zahn, und machen nur gar zu leicht Einwendungen gegen das, was man ihnen befiehlt, oder aufträgt. Giebt man ihnen nun ein paarmal nach, oder ist man wol gar genöthigt, einen Befehl zurückzunehmen, oder beträchlich abzuändern, dann hat man viel verlohren und beständigen Widerspruch zu erwarten.

5te Regel. Man lobe diese Art von Leuten nie, wenn sie ihre Sachen gut gemacht haben, denn keine Menschenklasse wird durch Lob leichter verdorben, als diese. Sie denken gleich, sie könnten nun, auf Rechnung dieses Lobes, wieder ein Dutzend Fehler machen, und dagegen aufrechnen. Es muß ihnen genug seyn, wenn man ihre Arbeit nicht tadelt und in der Stille seine Zufriedenheit bezeigt. Man tadle aber auch nie ohne Grund, sonst macht man sich verächtlich und den Untergebenen mißmüthig, oder erbittert, woraus leicht üble Folgen entstehen.

5te Regel. Muß man irgend einem dieser Leute einen Verweis geben, muß man strafen, so thue man es im Beiseyn der andern. Da sie gewöhnlich gänzlichen Mangel an wahrem und

feinem Ehrgefühl haben, so hilft bei ihnen selten eine Zurechtweisung unter vier Augen; sie machen vielmehr leicht den Trugschluß, daß sie den Verweis, die Strafe, doch wol nicht eigentlich müßten verdient haben, weil man sich schäme, solche öffentlich zu geben, also seiner Sache nicht recht gewiß sey.

Soll ein Verweis, eine Strafe Eindruck machen, so müssen sie dem Schuldigen in Gegenwart der andern ertheilt werden; dann finden sie ihren Bauernstolz gedemüthigt und denken daran. Man wirkt ohnehin auf diese Art auch auf die andern mit, und macht dadurch manchen Vorwurf, manche Bestrafung ähnlicher Art, unnöthig. Man wird sogar meistens finden, daß, wenn der Verweis oder die Strafe verdient waren, die andern dieß durch Gebehrden, oder selbst durch Worte, zu erkennen geben.

6te Regel. Wenn man einen Dienstboten, bei Rügung eines wiederholten Fehlers, mit einer Strafe auf den fernern Wiederholungsfall bedroht, so halte man ja ganz pünktlich Wort, wenn man anders will, daß Bedrohungen künftig wirken sollen. Man drohe aber deshalb auch nicht leicht, und nicht ohne Noth, Strafen an.

7te Regel. Man mache, bei der Rügung kleiner und größerer Fehler, den

gehörigen Unterschied. Kleine, unbedeutende Fehler muß man zwar, sobald man Gelegenheit hat, solche zu bemerken, nicht übersehen, sondern, so gut wie größere, gleich auf der Stelle rügen, weil sonst leicht das Uebersehen für Mangel an Scharfsicht gehalten wird; allein man rüge sie auf die mildeste Art und mit der nöthigen Kälte, größere hingegen mit mehr Ernst und Nachdruck, allemal aber mit wenigen Worten. Vor allen Dingen hüte man sich vor der übeln Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit zu lärmen und zu schelten, sonst wird am Ende gar nicht mehr darauf geachtet, und es ist so gut, als wenn man gar nichts gesagt hätte. Ein guter Mensch wird ohnehin leicht erbittert und mißmüthig, wenn man über jeden unbedeutenden Fehler mit ihm poltert und ihn mit Scheltworten überhäuft, und an dem schlechten ist doch alles vergebens. Man schadet also durch das Poltern und strengt seine Lunge umsonst an.

8te Regel. Verfällt ein Dienstbote, nach erlittener Strafe, mehrmals in dem nämlichen Fehler gröberer Art, so schaffe man ihn ab, theils wegen seiner Unverbesserlichkeit, theils zum warnenden Beispiel für die andern; hat er einen ganz groben Fehler, z. B. Diebstahl,

Aufwiegelung der andern u. dergl. begangen, so jage man ihn auf der Stelle, und zwar öffentlich und mit Ansehn, fort. Bei Wiederholung eines minder strafbaren, aber doch der Folgen wegen bedeutenden und schon bestraften Fehlers, kündige man dem Strafbaren bei der Bestrafung gleich an, daß er, nach verflossener Dienstzeit, den Dienst zu verlassen habe, und man ihn unter keiner Bedingung länger behalten werde, halte aber dann auch strenge Wort, und habe zugleich strenge Aufsicht über einen solchen Taugenichts.

9te Regel. Man gewöhne alle Dienstboten ohne Unterschied zur Höflichkeit, und leide nie, daß solche aus den Augen gesetzet wird. Man dulde also nie, daß sie mit einem ihrer Vorgesetzten, und wäre es auch nur der Oekonomie-Schreiber, reden, ohne ihm durch das Abnehmen der Mütze, oder des Hutes, ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Dieß hat eine wohlthätige Wirkung auf sie, es hält sie in der gehörigen Entfernung und Unterwürfigkeit, und flößt ihnen die nöthige Furcht ein, welche, da man unter hunderten kaum bei einem Zuneigung und Liebe findet, das einzige Mittel ist, auf sie zu wirken und sie in Ordnung zu halten.

10te Regel. Man hüte sich aufs äußerste, irgend einen der Dienstboten,

ohne hinlängliche Ursache, und ohne ihn erst zu hören, zu bestrafen. Man wird sonst leicht einen Unschuldigen strafen, dadurch aber eine nicht geringe Sensation unter den übrigen erregen und leicht die Achtung aller verlieren. Man lasse lieber einen mäßigen Fehler ungestraft, sobald man irgend fürchten muß, einen Unschuldigen zu strafen. Man baue vorzüglich nicht auf Anschwärzung und Klatscherei, sondern untersuche erst ganz genau, und suche das Geständniß des Beschuldigten zu erlangen, oder doch die Wahrheit durch das Zeugniß mehrerer glaubhaften Zeugen herauszubringen, daß der Angeklagte schuldig sey, bevor man straft. Auch hüte man sich, einem sogenannten Anbringer, oder Angeber, zu oft das Ohr zu leihen, und traue ihm nie ganz, weil dergleichen Menschen meistens ein böses Herz haben.

IIte Regel. Bevor man einen Arbeiter, Dienstboten oder Herrndienstpflichtigen, Fröhner, Dienstmann, über eine ökonomische Arbeit tadelt, suche man sich ja erst genaue Kenntnisse von der Arbeit selbst und der Art, wie sie fehlerfrei verrichtet werden müsse, zu verschaffen. Wer tadelt, was keinen Tadel verdient, macht sich bei seinen Untergebenen lächerlich, und sein Ansehn ist an dem Orte, wo er fehlte, oder

diesen Fehler in Uebereilung beging, auf immer dahin. Sieht aber ein angehender Oekonom etwas, was ihm unrecht oder fehlerhaft zu seyn scheint, und er ist seiner Sache nicht ganz gewiß; so zeige er den vermeinten Fehler seinem Lehrer, oder einem erfahrnen Vorgesetzten, an, und überlasse diesem die Untersuchung und Rüge; er selbst aber schweige darüber. Auf diese Art entgeht er der Gefahr, sein Ansehn zu verlieren, er wird selbst belehrt, und der Fehler, wenn es wirklich einer war, wird mit Grunde gerügt. Diese Vorsichtsregel kann besonders angehenden Oekonomen von lebhaftem Temperamente nicht genug empfohlen werden.

12te Regel. Man ziehe keinen Dienstboten dem andern vor, und begünstige keinen mehr, als den andern, sondern zeige immer dem ganzen Haufen, daß man den einen so gern als den andern habe. Wer glaubt, die Auszeichnung des einen werde den übrigen ein Sporn zu mehrerem Fleiße und zu größerer Thätigkeit und Rechtlichkeit seyn, der irrt sehr. Nur bei Menschen von feinerm Ehrgefühle sind dergleichen Mittel anwendbar; bei rohen Menschen aber, welche die so schwere Kunst, sich selbst zu kennen und sich gehörig zu taxiren, nie im geringsten geübt ha-

ben, ganz und gar nicht. Bei diesen wirkt ein solches Mittel nur Neid, und Abneigung gegen den Begünstigten. Da sich alle für gleich vollkommen halten, so glauben sie, der Günstling habe sich durch Schleicherei, Anbringen u. dgl. vor andern die Gunst und Liebe des Vorgesetzten zu erwerben gewußt. Sie machen nun Komplott gegen einen solchen, suchen mühsam jeden kleinen Fehler desselben auf, und wenn er keine begeht, so dichten sie ihm welche an, um nur immer Gelegenheit zu haben, ihn zu verschwärzen. Dadurch entsteht denn nicht nur Uneinigkeit unter den Dienstboten, die man auf alle Weise zu verhindern suchen muß, sondern es wird auch manche unangenehme Untersuchung und manche Bestrafung des lieblosen Anschwärzers nöthig, dadurch aber die Erbitterung noch immer vermehrt.

Moralisch die Sache betrachtet, so ist es auch Unrecht, einen zu begünstigen und die andern zurückzusetzen, sobald alle ihre Pflicht thun.

13te Regel. Man leide nie Zänkereien der Dienstboten unter einander, indem dadurch die Geschäfte nicht selten leiden. Hat man das Unglück, einen zänkischen Dienstboten zu bekommen, so suche man anfangs durch nachdrückliche und ernstliche Ermahnungen ihn zur Verträglichkeit zu

bringen. Wollen diese nicht helfen, dann suche man den Zänker, je eher je lieber, zu entfernen. Dadurch wird man sich manchen Verdruß ersparen.

14te Regel. Körperliche Strafen sind zwar bei einem großen Haushalte nicht ganz zu vermeiden, weil ohne solche die nöthige Furcht und Subordination oft nicht zu erwirken ist; allein man sey damit so sparsam als möglich, besonders in solchen Ländern, wo die Gesetze einem Dienstboten die sehr üble Befugniß zugestehn, über jede körperliche Züchtigung gegen den Vorgesetzten, ja wol gar gegen den Brodtherrn, Klagen anzubringen. Muß ein Vorgesetzter, oder ein Brodtherr, mit seinen Untergebenen, oder Dienstboten, vor Gericht stehen, und sich wohl gar, wegen einer gerechten Züchtigung, blos deshalb strafen lassen, weil körperliche Züchtigungen überall verboten sind; dann ist alle Subordination dahin. Weise Gesetzgeber erlauben deshalb einem Brodtherrn mäßige körperliche Züchtigungen, weil es platterdings unmöglich ist, einen großen Haufen roher Menschen, ganz ohne alle körperliche Züchtigung, in Ordnung zu erhalten, und die Erfahrung lehrt, daß auf manche von ihnen Verweise und andere, ohnehin selten anzubringende, Strafen gar nicht wirken, und es dabei unmöglich ist, über jedes

Vergehen, jede Unart eines solchen Menschen, mit ihm vor das Gericht zu gehen. Wer nicht ohne Grund, nicht aus Uebereilung körperlich züchtigt, oder züchtigen läßt, wird selten Widersetzlichkeit gegen die Züchtigung finden, und selten oder nie deshalb gerichtlich belangt werden.

15te Regel. Man suche ja Religiosität unter seinen Dienstboten auf alle Weise zu erhalten und zu befördern. Man halte sie daher nie vom Kirchengehen und Kommuniziren ab, sondern vielmehr fleißig dazu an, und gehe ihnen vor allen Dingen selbst mit gutem Beispiele vor. Es giebt so manche Art der Laster und Bubenstücke, welche ganz ins geheim getrieben werden, und deren Entdeckung äußerst schwer, ja fast unmöglich ist. Von dergleichen Unthaten müssen diese rohen Menschen lediglich durch die Religiosität zurückgehalten werden. Es giebt aber auch manche andere minder schwer zu entdeckende, von denen sie die Religion zurückhält, und welche der weltliche Richter nicht bestraft, z. B. Undank, Verläumdung, zänkisches Wesen u. dgl. Derjenige große und kleine Haushälter versteht also seinen Vortheil sehr schlecht, der seine Untergebenen nicht auf alle Weise zur Religiosität anzuleiten und sie nicht dabei zu erhalten sucht.

Wenn

Wenn die Religion den rohen Haufen nicht mehr zügelt, so werden die Gesetze auch bald unwirksam werden.

16te Regel. Hat man gute und brauchbare Dienstboten, und wünscht sie, als ein wahres Kleinod, zu behalten, so sey man in puncto sexti nicht allzu strenge. Hemmen kann man den oft unbändigen Geschlechtstrieb unter diesem großen und rohen Haufen doch nicht, und bestraft man den Ausbruch desselben zu strenge, so geht der Bestrafte meistens dahin, wo er mehr Freiheit in diesem Stücke findet, und man hat einen guten Dienstboten verloren, — denn die Erfahrung lehrt, daß meistens die klügsten und brauchbarsten Dienstboten am ersten zur Liebelei geneigt sind. Man würde jedoch sehr fehlen, wenn man Zügellosigkeit duldete, oder dem Buhler wol gar seinen Beifall auf irgend eine Art, wegen seiner Buhlerei, bezeigte. Man benehme vielmehr seinen Untergebenen, nach aller Möglichkeit, die Gelegenheit, auszuschweifen; man ermahne sie, wenn man Ausschweifungen von ihnen erfährt: will aber dies nicht helfen, dann ist ein vernünftiges Ignoriren das Beste; dann überlasse man dem Prediger und Richter das Uebrige. Gutes Beispiel wird auch hier gar vieles wirken. Damit gehe man also vor, und hüte sich vor allen Dingen vor dem

so sehr groben und doch nicht seltenen Fehler, sich mit den Untergebenen selbst auf einen buhlerischen Umgang einzulassen.

17te Regel. Verlieben ein Paar Dienstboten sich in einander, bis zur wirklichen Verquäckelung oder Eheversprechung, dann suche man sie entweder, sobald als möglich, von einander zu trennen, oder sie mit einander zu verheirathen. Das sogenannte Verliebtseyn verrückt ihnen meistens die Köpfe, giebt nicht selten zu Unbesonnenheiten und Nachlässigkeiten Anlaß und wird leicht die Ursache, daß die Arbeit träge, kaum halb und höchst fehlerhaft geschieht.

18te Regel. Man rede mit seinen Dienstboten diejenige Sprache, die sie selbst gewöhnlich reden; man behalte ihre Ausdrücke und Benennungen ökonomischer Werkzeuge, Arbeiten und Gegenstände bei, und wenn sie auch noch so fehlerhaft seyn sollten. Thut man dieß nicht, so wird man gar oft von ihnen nicht gehörig verstanden werden, und es sich selbst beizumessen haben, wenn ein aufgetragenes Geschäft nicht gehörig ausgerichtet wird. Manche Menschen scheinen in dem Wahne zu stehen, als verlören sie an ihrem Anse-

hen dadurch, wenn sie die Sprache des gemeinen Volks redeten; ja sie leiden wol gar nicht einmal, daß ihre Kinder diese Sprache reden und reden lernen; allein diese Menschen sind gewöhnlich sehr beschränkte, oder durch Erziehung verschrobene Köpfe. Ein Mann von gutem Kopfe wird schon durch andere und reellere Wege sein Ansehen aufrecht zu erhalten wissen, als durch solch ein elendes Mittel.

19te Regel. Man lade den Dienstboten und Arbeitern nie mehr Arbeit auf, als sie ohne Erschöpfung verrichten können, und treibe nicht ohne Noth an. Ein solches Verfahren macht meistens mißmüthige und verdroßne Menschen, und die übermäßig angestrengten werden sich, zu andern Zeiten, durch Faulheit sicher dreifach zu entschädigen suchen. Man muß bei dieser Art von Leuten schon in großem Ansehn seyn, um sie im Falle der Noth zuweilen übermäßig anstrengen zu können, ohne daß sie murren und sich nachher durch Faulheit schadlos halten. Man strenge sie daher nicht ohne wirkliche Noth übermäßig an und suche sie durch kleine Bewilligungen dann zu entschädigen. Ein zu rechter Zeit bewilligter Schnapps, eine Kanne Bier kann oft viel ausrichten; nur hüte man sich, damit zu freigebig zu seyn und diese Art von

Belohnungen zur Gewohnheit werden zu lassen. Verheissung einer Lustbarkeit nach vollendeter Arbeit ist meistens das wirksamste Mittel, um sie willig zu erhalten, wenn sie z. B. in der Erndte sich häufig anstrengen müssen. Daher ist das Fest des Erndte-Kranzes sehr gut ausgesonnen. Trägt man einem Dienstboten eine Arbeit auf, die er noch nicht verrichtet hat, oder die ihm noch nicht bekannt seyn kann, wie z. B. die Bearbeitung des Ackers mit einem ganz neuen, noch nie in der Gegend gebrauchten, Ackerwerkzeuge; so zeige man ihn mit Gelassenheit die Zurecht-Richtung dieses Werzeuges und dessen Gebrauch, so deutlich als nur immer möglich und poltere nicht, wenn man nicht gleich verstanden wird, oder es mit dem Gebrauche nicht gleich gehen will; denn rohe Menschen haben nicht viel Beobachtungs-Geist und Fassungs-Vermögen, jedoch giebt es einige, die von Natur viel Anlage haben. Diese wähle man also zu solchen Arbeiten aus, und überlasse es ihnen nachher, die übrigen zu unterrichten; weil sie sich besser zu ihnen herabzulassen verstehen.

20te Regel. Einen Dienstboten, welchen man einmal aus dem Dienste

entlassen hat, nehme man nie wieder in Dienst. Aus langjähriger Erfahrung weiß ich, daß man schlecht dabei fährt. Ein solcher glaubt gar zu leicht, man habe ihn nicht entehren können, es müsse doch wol was besonders Gutes an ihm seyn, und denkt daher meistens, er könne sich nun wol etwas herausnehmen, macht eben deshalb gewöhnlich immer mehrere Prätensionen und eben dadurch seine abermalige Entlassung nöthig, schadet aber leicht durch sein Beispiel.

Bemerkung. Daß man die auf einer großen Oekonomie dienenden Menschen verschiedenen Ranges nicht alle auf eine und die nämliche Art behandeln müsse, versteht sich von selbst. Einen Hofmeister, einen Scheurenvogt muß man z. B. nie öffentlich über seine Fehler schelten, sondern dieß muß auf dem Zimmer unter 4 Augen geschehen, weil diese Leute bei den ihnen Untergebenen in Ansehn bleiben müssen.

Den Braumeister, den Branntweinbrenner und alle zu einer gebildetern Klasse gehörenden Untergebenen muß man schon höflicher und glimpflicher behandeln. Bei ihnen kann man schon mehr Ehrgefühl voraussetzen und dieß muß man auf alle Weise zu schonen suchen. Ein strafender Blick, eine sanfte Ermahnung wirken bei dieser Art von Men-

schen oft schon so viel, als bei den untersten Dienstboten ein derber Verweis. Auf jeden Fall muß man aber auch diese in der gehörigen Subordination zu erhalten wissen und, wo Winke und Ermahnungen nicht helfen, andere zweckdienliche Mittel in der Stille anwenden, sie zu ihrer Schuldigkeit und zur Ordnung anzuhalten.

Zweiter Abschnitt.

Von der Haushalts-Polizei, der solche erleichternden strengen Subordination der Dienerschaft, und demjenigen, was bei Annahme der Dienstboten zu beobachten ist.

§. XIX.

Der Begriff der Haushalts-Polizei wird festgestellt.

Im vorigen Abschnitte habe ich die aus Erfahrung abstrahirten Regeln über das zu Erwerbung der nöthigen Achtung und Bewirkung der so nützlichen Folgsamkeit der Untergebenen kürzlich dargelegt. Durch deren Befolgung kann nun zwar viel Gutes bewirkt werden; allein, um eine vollkommen gute Ordnung im Hauswesen zu erhalten, ist noch manches andere erforderlich. Alles dieß glaube ich unter dem Namen einer guten Haushalts-Polizei zusammenfassen zu können.

So wie sich die öffentliche Polizei, wenn sie rechter Art ist, hauptsächlich damit beschäftigt, Vergehungen und Verbrechen zu verhüten, und

Schaden und Unheil abzuwenden, so beschäftigt sich die Haushalts-Polizei damit, Vergehungen gegen die Regeln eines guten Haushalts zu verhüten und allen von Unordnung, Nachlässigkeit und Untreue der Haushalts-Glieder und sonst von Menschen und Vieh für die Wirthschaft zu besorgenden Schaden abzuwenden, und so wie jene ihre eignen Polizei-Strafen auf geringe Vergehungen hat und ausübt, größere Vergehungen und Verbrechen aber der Justiz zur Untersuchung und Bestrafung anzeigt, so muß es auch diese thun.

Die Haushalts-Polizei ist also der Inbegriff der sämmtlichen, auf Verhütung aller die Sicherheit und gute Ordnung im Haushalte störender Nachlässigkeiten, Ausschweifungen und Vergehungen und auf Abwendung alles davon und sonst zu befürchtenden Schadens abzweckenden Mittel, und die Lehre von deren Kenntniß und Anwendung die Haushalts-Polizei-Wissenschaft.

Die Haushalts-Polizei sorgt dafür, daß überall im Hauswesen, es sey in Küche und Keller, in Stallungen und Scheuren, auf den Kornböden und auf dem Hofe, kurz allenthalben, die erforderliche Reinlichkeit, Ordnung und Sicherheit herrsche; daß weder von Menschen noch Vieh irgend etwas für die Gesundheit der Menschen und Thiere und für deren Leben Ge-

fährliches vorgenommen und aller von Untreue und Nachlässigkeit und besonders von Unvorsichtigkeit mit Feuer und Licht, oder sonst, zu befürchtender Schaden verhütet werde.

§. XX.

Die Wichtigkeit einer guten Haushalts-Polizei wird kürzlich gezeigt.

Bei einem irgend beträchtlichen Haushalte kommt alles darauf an, daß überall Ordnung und Pünktlichkeit herrsche, daß jedes Haushaltsglied seine Pflicht vollkommen thue und jede Unordnung, Nachläßigkeit und Untreue verhütet werde, wenn er mit gehörigem Erfolge betrieben werden soll. Es hat also der Direktor oder Lenker desselben allen Fleiß und alle Achtsamkeit auf die Erhaltung guter Ordnung zu verwenden und dahin zu sehen, daß auch selbst die kleinsten Fehler gegen diese gute Ordnung, die geringste Untreue nicht ungerügt bleiben, damit diese nicht zu größern verleiten; da schon aus kleinen Nachläßigkeiten oft die traurigsten Folgen entstehen, welche der Nachläßige nie ahndete. Er hat die größte Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, daß mit Feuer und Licht überall vorsichtig umgegangen und dadurch kein Unglück veranlaßt, bei etwa ausbrechender Feuersbrunst möglichst schnell die erforderliche Anstalt zu dessen Löschung getroffen werde; weil er sonst leicht auf einmal ein Bettler werden kann.

Da nun die Haushalts-Polizei die Mittel in sich begreift, alle Unordnung und Untreue zu verhüten und alle Gefahr und allen Schaden nach Möglichkeit abzuwenden, so ist sie allerdings als ein sehr wichtiger Theil der Oekonomie zu betrachten.

§. XXI.

Die verschiedenen Theile, oder Zweige, der Haushalts-Polizei werden angegeben.

Gerade auf die nämliche Art, wie die Staats-Polizei von den Gegenständen, womit sie sich befaßt, in Land- und Stadt-Wirthschafts-, in Gesundheits-, Feuer und Straßen-Polizei u. s. w. abgetheilt wird, kann man auch die Haushalts-Polizei nach den Dingen, womit sie sich beschäftigt, eintheilen in

I. Die allgemeine, welche für die Sicherheit und Ordnung des Haushalts im Ganzen sorgt und das deshalb Erforderliche überall vorkehrt, und

II. Die besondere, welche das bei jedem einzelnen Zweige der Wirthschaft, zu Erreichung der mehr beregten Zwecke, Erforderliche besorgt. — Diese begreift wieder unter sich

A. Die Polizei des inneren Haushalts, wofür die besondere Sorge hauptsächlich der Hausfrau, oder, wo diese fehlt,

der Haushälterinn — Meyerinn — obliegt, und welche über die Sicherheit, Reinlichkeit und Ordnung in 1) der Küche, 2) dem Keller und 3) in der Molkenkammer oder Meyerei sorgt, folglich in die Küchen-, Keller- und Molkenkammer-Polizei abgetheilt werden kann. Man kann ihr auch noch die Polizei des Gänse und Enten, des Truten und Hühner und des Taubenhauses zugesellen, wenn man sie in ihren sämmtlichen Theilen darstellen will.

B. Die Polizei des äußern Haushalts, worüber der Hausherr die Ober- und der Verwalter, oder, in dessen Abwesenheit, der Schreiber die Unter-Aufsicht hat. Diese zerfällt wieder in

a) die Hof-Polizei,
b) die Stall-Polizei,
c) die Scheuren- und
d) die Kornböden-Polizei, und da, wo Brauerei, Brennerei u. dgl. Neben-Gewerbe getrieben werden, auch in die Brau- und Brennhaus-Polizei u. s. w.

C. Die Acker- oder Feldpolizei.

Jede derselben zweckt auf Sicherheit und Ordnung hin, und da das Besondere darüber in dem Folgenden gesagt werden soll, so würde es unnütz seyn, hier etwas mehr darüber vorzutragen.

§. XXII.

Die wichtigsten Stücke der allgemeinen Haushalts-Polizei werden kürzlich berührt.

Die allgemeine Haushalts-Polizei hat ihr Auge überall im Haushalte und sorgt für Ordnung, Sicherheit, Reinlichkeit u. s. w. Insbesondere sorgt sie aber

A. dafür, daß überall mit Feuer und Licht vorsichtig umgegangen werde. Sie achtet also darauf, daß

1) das in den Ställen, auf den Scheuren, den Kornböden und sonst erforderliche Licht durch gute Laternen unschädlich gemacht werde und ohne Noth niemand irgend wo Licht gebrauche. Sie erlaubt niemand mit ofner Laterne irgendwo auf der Oekonomie zu gehen, damit alles Abspringen der brennenden Nösel verhütet werde; sorgt mithin auch dafür, daß die Laternen an dem bestimmten Orte aufgehängt oder aufgestellt, und, um gut zu leuchten, auch stets gut geputzt werden; daß

2) jede Laterne gleich nach dem nöthigen Gebrauche sofort wieder ausgelöscht und besonders fleißig nachgesehen werde, ob die Knechte und andere Dienstboten das ihnen erlaubte Licht auch mit Vorsicht gebrauchen und die Laternen zur rechten Zeit wieder auslöschen; daß

3) niemand weder auf dem Hofe noch in den Ställen, in den Scheuren und auf den Kornböden, oder wo sonst leicht feuerfangende Materien sind, z. B. Flachs u. dgl. mit offenem Lichte oder brennender Pfeife gehe und ersucht, zu Verhütung böser Beispiele, selbst Besuchende, sich dieser nöthigen Anordnung zu unterwerfen; daß

4) bey dem Einheitzen im Winter nicht mit brennenden Holzscheiten von einem Ofen zum andern, geschweige dann über den Hof gelaufen werde; daß

5) der Ruß jedes Rauchfanges oder Rauch-Mantels von der Küchen-Magd, so weit sie reichen kann, an jedem Abende mit einem Besen abgekehrt werde; weil dieser, wenn er sich anhäuft, gar zu leicht Feuer fängt und Unglück veranlaßt; daß

6) jeder Schornstein, Schlot oder Kamin gehörig feuerfest sey und so oft, als nöthig, gekehrt oder gereinigt werde. — Die gewöhnliche Art ist: daß man den Schornstein- oder Schlot-Feger in Accord nimmt und ihm aufgiebt, jeden Schornstein 2 oder mehrmal jährlich zu reinigen. — Diese ist aber nicht gut; denn nicht jeder Schornstein wird gleich oft gebraucht. Der Küchen-, Schlot und jeder andere, worin häufig Rauch aufsteigt, muß viel-

mehr so oft gereinigt werden, als sich der Ruß darin irgend stark angesetzt hat; daß

7) die glühende Asche — Emmern, Ammern oder Glumern — und die Kohlen in guten feuerfesten Gefäßen von Stein, Kupfer oder Eisen aufbewahrt und gedämpft, nie aber in hölzerne Gefäße geschüttet werden; daß

8) kein Flachs bei dem heissen Ofen gedörrt werde, und nie die Verarbeitung desselben — das Spinnen ausgenommen — bei Licht geschehe.

Sie sorgt

B. dafür, daß bei etwa entstehender Feuers-Brunst schnell die nöthige Anstalt zur Löschung getroffen werden könne. Zu dem Ende denkt sie

1) auf Anschaffung einer größeren Feuer-Spritze und mehrerer kleinern Handspritzen, Anschaffung der Feuerhaaken und sonstiger Löschungs-Geräthe;

2) auf Anstellung eines treuen Nachtwächters und empfiehlt diesem vorzüglich bei seinen nächtlichen Wanderungen auf alle Gebäude und vor allen auf diejenigen, worin viel mit Feuer und Licht umgegangen wird, ein wachsames Auge zu haben, und, bei irgend eintretendem Verdachte, sofort dem Verwalter die Anzeige zu thun, damit

gleich nachgesehn und jede erforderliche Vorkehrung getroffen werden könne;

3) auf die sehr gute Einrichtung, daß jedes Haushalts-Glied, bei entstehendem Feuerlärm sich unverzüglich an dem ihm auf diesen Fall angewiesenen Orte einfinde und dort weitere Befehle erwarte, nicht aber alles durch einander laufe und jeder thue was er will, oder für gut findet. Meistens läuft bei solchen Unglücksfällen alles durch einander und weiß nicht, wozu es greifen soll, denkt auch wohl erst auf das Retten seiner Sachen und der herrschaftlichen Mobilien und das Feuer greift indeß um sich, welches bei der gehörigen Ordnung in der Geburt hätte erstickt werden können;

4) auf die höchstnöthige Vorkehrung, daß in seiner Abwesenheit auch ein fähiger Befehlshaber da sey, der die erforderlichen Löschungs-Vorkehrungen treffe und jedem seine Verrichtung anweise. Er giebt also seinem Verwalter die nöthigen Vorschriften auf den Fall und erlaubt ihm durchaus nicht, sich weit vom Hofe zu entfernen, sobald er selbst nicht daheim ist, am wenigsten Nachts vom Hofe abwesend zu seyn.

Nur wenige Menschen denken darauf, sich mit den Ihrigen über den Fall einer etwa entstehenden Feuersbrunst und darüber

zu berathen, was dabei geschehen solle und müsse; daher weiß denn niemand wonach er greifen, was er thun will u. s. w.

5) auf die von Zeit zu Zeit nöthige Untersuchung der Löschungs-Geräthe und deren Reparirung, so wie auf eine zweckmäßige Uebung der bei jedem derselben angestellten Personen. Ich bin überzeugt, daß sehr wenige Oekonomen auf diese wichtigen Stücke denken, oder gedacht haben und glaube daher die Achtsamkeit auf selbige nicht genug empfehlen zu können.

Die Allgemeine Polizei sorgt

C. Für Sicherheit gegen alle Entwendungen und Diebereien ꝛc. Sie leidet also

1) nicht, daß irgend einer der Dienstboten Abends und Nachts auf dem Hofe herumlaufe, weil sonst die heimlichen Entwendungen und Zusammenkünfte nicht zu vermeiden sind, auch leicht Diebe durch dergleichen Unordnungen herbeigelockt werden.

2) nicht, daß irgend einer der Dienstboten, außer in Geschäften, sich bei Tage oder bei Nacht vom Hofe entferne, ohne es angezeigt zu haben, oder wohl gar in die Krüge, oder sonst zu Sauf- und Spielgelagen laufe; weiset ihnen also lieber einen Platz zur Erhohlung z. B. zum Ballspielen, Kegelschieben u. dgl. an, und giebt ihnen

allen-

allenfalls an Sonn- oder Festtagen, besonders in der Erndte, einen freien Trunk dabei;

3) nicht, daß irgend ein Domestike andere nicht zum Haushalte gehörige, in sofern sie nicht mit einer besuchenden Herrschaft gekommen sind, bei sich habe, oder wohl gar Nachts beherberge, ohne es angezeigt zu haben;

4) nicht, daß unbekannte Juden, Trödler u. dgl. auf dem Hofe und in irgend einer der Wohnungen umhergehe; indem dergleichen Leute nicht selten Ausspäher der Gelegenheit zum stehlen sind, oder, wie sie in der Diebessprache heißen: Balltower.

Sie macht es also da, wo der Oekonomie-Bezirk Nachts verschlossen werden kann, und dieß sollte billig überall der Fall seyn, dem Pförtner zur Pflicht, bei Nachts keinen der Dienstboten, seyen es nun eigne oder fremde, vom Hofe zu lassen, ohne vorher deshalb angefragt zu haben; dem Nachtwächter schärft sie aber auf das strengste ein, jeden, der sich Nachts auf dem Hofe sehen läßt, anzuhalten und es jedesmal dem Verwalter, oder dem Herrn selbst, am nächsten Morgen anzuzeigen, wenn ein Dienstbote sich Nachts auf dem Hofe hat sehen lassen; bei Bemerkung anderer verdächtiger Personen aber sofort Lärm zu machen, damit man sie, wo

möglich, ergreifen könne; und da alle Diebe, der Erfahrung und ihrem eignen Geständniß nach diejenigen Wohnungen am meisten scheuen, wo sie Licht bemerken, so sorgt sie dafür, daß gehörigen Orts mit der nöthigen Vorsicht, Nachtlicht brenne, welches ohnehin noch in mehrern Rücksichten nützlich ist. Sie sorgt ferner dafür

D. daß alles dasjenige entfernt werde, was der Gesundheit und dem Leben irgend eines Menschen oder Thiers nachtheilig werden kann. In dieser Absicht leidet sie,

1) nicht, daß böse Thiere, seyn es nun Pferde, Ochsen oder Hunde, ohne die nöthige Aufsicht auf dem Hofe gelassen werden;

2) nicht, daß Teiche, Gräben u. dgl. worin leicht jemand Schaden nehmen kann, ohne Befriedigung und ohne sichre und feste Brücke und Stege bleiben;

3) nicht, daß Sensen und andere schneidende Werkzeuge unvorsichtig hingestellt, eiserne Eggen, Hecheln u. dgl. mit den Spitzen aufwärts hingelegt, Glasstücke auf den Hof geworfen, geladenes Feuer-Gewehr unvorsichtig hingestellt, überall mit demselben gespielt und durch irgend etwas im Wege stehendes die freie Passage gehemmt werde; weil man nicht wissen kann, was unvermuthet im Dunkeln hie und da muß vorgenommen werden.

§. XXIII.

Die einzelnen Theile der besondern Haushalts-Polizei werden durchgegangen und darunter zuerst die Regeln der inneren Haushalts-Polizei kürzlich angegeben.

Da es bei dem innern Haushalte vorzüglich auf Reinlichkeit, Sparsamkeit und Ordnung ankommt, so sorgt dessen Polizei auch hauptsächlich dafür, also

1) daß alles Koch- und sonstige Küchen-Geschirr, nach dem Gebrauche, sofort wieder gereinigt und jedes an seinen bestimmten Ort gestellt, das Eisen-, Kupfer-, Messing-, Zinn- und Blech-Geräthe aber nach der Reinigung auch gleich wieder getrocknet werde, theils deshalb, damit es durch den Rost jeder Art, der Gesundheit nicht nachtheilig werde, und theils darum, daß es vor der Zeit nicht abgängig werde;

2) dafür, daß mit dem Brennholze und jedem andern Feuer-Material gehörig sparsam verfahren werde. Zu dem Ende sorgt sie auch nach Möglichkeit für Holz-Ersparung, durch Anlegung eingemauerter Kessel, Koch-Oefen, Spaar-Heerde u. s. w. Daß das Essen für das Gesinde sowohl, als für die Herrschaft zur rechten Zeit gut und schmackhaft und in hinlänglicher Menge zubereitet, bei der Bereitung jede Verschwendung vermieden, und

alles Uebriggebliebene vorsichtig aufgehoben werde, in so fern es nicht etwa der Armuth zu Theile wird; denn sie erwägt, daß dasjenige, was an jedem einzelnen Tage eine Kleinigkeit ist, im ganzen Jahre ein Beträchtliches ausmacht. Sie sorgt

3) dafür, daß bei der Einsäurung und Einpökkelung der zur Nahrung bestimmten Sachen mit der erforderlichen Reinlichkeit und Achtsamkeit verfahren und vorzüglich das Frauenzimmer zur Zeit seiner monatlichen Blüthe von diesen Sachen entfernt gehalten werde; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Sachen, so gut wie Wein und Bier, leicht in die fauligte Gährung übergehen und anschmäckig werden, oder gar verderben, wenn sich in der bemeldeten Reinigung begriffene Frauenzimmer ihnen nähern, mithin im ersten Falle eine unschmackhafte Speise für Herrschaft und Dienstboten werden, im letzten Falle aber dem Haushalte fehlen, welches, wenn man auch den Schaden nicht in Anschlag bringen will, sehr unangenehm ist.

Es wollen zwar manche Frauenzimmer behaupten, ohne Schaden bei die Gefäße jener Sachen in der beregten Zeit gehen zu können; allein, das Beste ist doch immer, die Regel allgemein zu machen, da es noch zweifelhaft ist, ob die mit dem angeblichen Vorzuge be-

gabten Frauenzimmer auch zu allen Zeiten ohne Nachtheil bei die bemeldeten Sachen gehen können. Dem beregten und in heißeren Klimaten vermuthlich noch stärkeren Einflusse, den die Nähe der Frauenspersonen, in der fraglichen Periode, auf mancherlei Sachen hat, ist wohl auch das jüdische Gesetz zuzuschreiben, nach welchem die in jener Krise Begriffnen für triefe und unrein gehalten werden und sich der Bereitung der Eßwaaren bei den Juden noch jetzo enthalten müssen.
Sie sieht ferner

4) dahin, daß die Bouteillen, Steinflaschen und alle in dem Keller vorhandenen Trink- und übrigen Gefäße zur rechten Zeit wieder gereinigt und ihrer Beschaffenheit und Bestimmung gemäß vor dem neuen Gebrauche auch wieder ausgebraut, gebähet und geräuchert, neue hölzerne gut ausgelauget und kurz jedes auf die anpaßlichste Art gesäubert und an seinen bestimmten Ort gebracht werde. Beiläufig glaube ich hier die Erfahrung bekannt machen zu müssen: daß Bier-Bouteillen und Flaschen nicht so leicht fauligt oder mulstrig werden, wenn man die Hefen darin bis kurz vor dem neuen Gebrauche läßt und sie dann mit kaltem, oder besser mit flachwarmen Wasser, da dieß eine größere Auflösungskraft hat, rein ausspült, nachdem der Boden-

Saz erweicht worden; als wenn man sie gleich nach der Ausleerung wieder spühlt und so hinstellt. Das wenige Wasser, welches in den Flaschen bleibt, verdirbt weit leichter an der Luft und verursacht also den fatalen faulligten Geschmack weit eher, als der noch mit Wein-Säure geschwängerte Hefen oder Boden-Saz. Sollte dieser auch wirklich sauer geworden seyn, so kann man durch Ausschwenkung mit Buchen-Asche und Salz dem Uebel bald abhelfen; der faule Geschmack hingegen ist schon schwieriger fortzubringen und ich werde deshalb auch in einer Anmerkung ein noch wenig bekanntes Mittel angeben, die höchstschädliche Fäule aus den Gefäßen aller Art sicher wieder wegzuschaffen. Sie sieht endlich

5) darauf, daß die Milchgefäße jeder Art stets mit der größten Vorsicht gereinigt und nicht nachlässig durch einander geworfen, sondern mit Behutsamkeit an den ihnen bestimmten Oertern hingestellt werden, damit sie nicht vor der Zeit verderben und sich abnutzen; sie achtet darauf, daß die Molkenkammer oder der Molkenkeller zur rechten Zeit gelüftet und möglichst rein und frisch erhalten werde, um schmackhafte Butter und Käse liefern zu können.

1te Anmerk. Ich hoffe keinen Undank zu verdienen, wenn ich hier beiläufig 2 frappante

Erfahrungen vorlege, welche die Gefahr beweisen, welche dabei ist, wenn man in der monatlichen Reinigung begriffne weibliche Geschöpfe über der Gährung unterworfne Sachen gehen läßt.

Die erste ist diese: Als ich noch in Diensten des jetzigen Herrn Grafen von Brabeck war, besuchte mich ein Günstling desselben. Ich wollte ihn gern mit einem Glase Rothwein bewirthen, ihn aber auch nicht gern verlassen. Von der Dienerschaft war niemand als eine Magd vorhanden. Ich trug also dieser auf, ein Fläschchen des beregten Weins zu zapfen und sie that es. Nach Ausleerung der Flasche entfernte sich mein Besuch und ich gieng zum Glück sofort in den Keller, um zu sehen, ob der Hahn auch gut wieder zugedreht sey. Zu meiner nicht geringen Bestürzung fand ich das Spund-Loch offen und der Wein brauſete hoch aus dem Fasse. Ich schickte sogleich zu dem Küfer, der den Wein behandelte und ein erfahrner Mann war. Er kam, und erklärte sofort, daß ein in der monatlichen Blüthe begriffnes Frauenzimmer bei dem Fasse gewesen seyn müsse, holte dann aber ohne Verzug ein Stück rohen magern Rindfleisches, etwa eine Hand groß, hieng es, an einer Haarnadel befestigt, in das Spundloch und so in den Wein, klappte das

Spund wieder darauf und die Ruhe war hergestellt und der Wein gerettet. Bei der Untersuchung ergab sich hernach, daß die Magd wirklich in der oftbemeldeten Krise begriffen war.

Die zweite, noch frappantere, ist folgende: Als ich Pächter zu Großen-Lobke war, hatte meine Frau auf meinen Geburtstag einige Anverwandte eingeladen und insgeheim einige Flaschen Champagner von einem rechtlichen Weinhändler mitbringen lassen. Zwei derselben wurden von einem Bedienten aus dem Kutschkasten, worin sie mitgebracht waren, genommen und fortgetragen. Die dritte aber wurde der Magd einer Verwandtin zum Fortbringen übergeben. Diese wurde bei dem Trinken zuerst geöffnet und der Wein brauste bis auf den letzten Tropfen fort und war gar nicht zu bändigen. Ich hielt den Wein für ein schädliches Gebräu und schalt auf den Weinhändler, öffnete jedoch auch die zweite Flasche. Der Wein in dieser war ruhig und schmackhaft und so auch der in der dritten Flasche. Durch die obige Erfahrung gewitzigt, verfiel ich darauf, daß in der Berührung der ersten Flasche, welche durch die Magd geschehen, der Grund der sonderbaren Erscheinung liegen könne. Es wurde, mit der nöthigen Schonung, Erkundigung über den Gesundheitszustand der Magd eingezogen,

und es ergab sich, daß solche wirklich in der Reinigung begriffen war.

Die Ursache dieser Erscheinung wage ich nicht anzugeben; jedoch scheint so viel klar zu seyn, daß hier ein sehr feines und flüchtiges Wesen wirken müsse; indem es mit der größten Schnelligkeit selbst durch das Glas gedrungen war.

2te Anmerk. Da die in den hölzernen und andern Milch- und sonstigen Gefäßen entstandene Fäulniß in manchen Haushaltungen so viele Verlegenheit verursacht, so wird ein zuverlässiges Mittel, solche wegzubringen, hoffentlich nicht unwillkommen seyn. Dieß besteht in folgender kaustischen Lauge, welche auf die nachstehende Art bereitet wird. Zu $\frac{1}{4}$, oder einer Viertel-Metze, eines braunschweigschen Himptens an Buchen-Asche setzt man 20 Quart oder Bouteillen Wassers und läßt solche damit langsam aufkochen, bis eine starke Lauge daraus wird. In dieser läßt man $\frac{1}{2}$ ℔ Pottasche und 1 ℔ ätzenden, oder eben frisch gebrannten, oder auch gleich nach dem Brande in einer Bouteille, welche dicht verstopft und mit Blashaut zugebunden, aufbewahrten Kalk zergehen, und seihet nun das Ganze durch. Der Gebrauch der Lauge ist dieser: Man durchnäßt damit jedes fauligt gewordene Gefäß durchgehends, nachdem es

zuvor auf die gewöhnliche Art gereinigt und wieder getrocknet worden ist. Das überall mit der Lauge gleichsam dünn inkrustirte oder überzogene Gefäß, stellt man so lange an die freie Luft, bis sich darin ein weißer Ausschlag zeigt. Dann wird es mit kaltem Wasser nachgespült und die Fäulniß, welche durch die Lauge aufgelöset, oder, weil es von Säure herrührt, zu einem Mittelsalze umgewandelt ist, verbindet sich mit dem Wasser, und geht davon, das Gefäß aber wird so rein, als es bei seiner Neuheit war.

3te Anmerk. Daß die Polizei des innern Haushalts sich, nach Zeit und Umständen, auf mehrere Gegenstände erstrecken müsse, leidet keinen Zweifel. Ich habe nur das gemein Nützliche davon angegeben, um nicht zu weitläuftig zu werden.

§. XXIV.

Die Gegenstände und Regeln der Polizei des äußern Haushalts werden im allgemeinen durchgenommen.

Die Polizei des äußern Haushalts beschäftigt sich hauptsächlich mit der Fürsorge, daß alles, was die äußere oder größere Oekonomie betrifft, zur rechten Zeit und auf die zweckmäßigste Art geschehe. Sie begreift demnach die genaueste Aufsicht über den Oekonomie-Hof,

über die Ställe, Scheuren und Kornböden, auch da, wo Brauereien, Brennereien u. dgl. Nebengewerbe sind, die Aufsicht über diese mit unter sich. Die Besorgung derselben liegt hauptsächlich dem Verwalter ob, der denn wieder den Scheurenvogt, Hofmeister oder Ackervogt, im Meklenburgschen Statthalter genannt, den Braumeister, Brenner u. s. w. unter sich hat und diese zu der besondern Aufsicht anhält, sie auch von Zeit zu Zeit kontrollirt. Ein nicht unwichtiger Theil derselben ist die Feldpolizei, wobei die Oberaufsicht des Verwalters und des Herrn selbst vorzüglich nöthig ist, wenn sie gehörig betrieben werden soll. Die einzelnen im 21. §. angegebenen Theile der Polizei des äußern Haushalts sollen nun noch kürzlich durchgegangen werden.

§. XXV.

Von der Hof-Polizei und deren Gegenständen.

Die Hof-Polizei, welche zunächst der Hofmeister besorgt, beschäftigt sich mit der Fürsorge:

1) daß der Mist aus allen Ställen in die gemeinsame Miste und darin gehörig aus- und durcheinander gebracht, nicht aber auf dem Hofe herumgestreut;

2) das alles überflüssige, insbesondere das Dach-Wasser von der Miste abgehalten und alles dasjenige weggeschafft werde, welches dessen

Abfluß hemmen und es in die Mistgrube leiten könnte.

3) Das alles auf dem Hofe Aufzubewahrende, es bestehe in Holz, Steinkohlen u. dgl. an seinen rechten Ort gebracht, auch alles Acker- und Fuhr-Geräthe entweder unter Obdach geschafft, oder so hingestellt werde, daß es die freie Passage auf dem Hofe nicht hindere.

4) Daß alles Geräthe in dem besten und brauchbarsten Stande erhalten, das Fuhrwerk und sonstiges Geschirr, was geschmiert werden muß, zur rechten Zeit geschmiert und, so oft es nöthig ist, gereinigt und ausgebessert werde.

5) Daß da, wo der Oekonomie-Hof gepflastert ist, dieß Pflaster gehörig unterhalten, da aber, wo kein Pflaster ist, der Fahrweg gut geebnet und im Stande erhalten, alles stagnirende Wasser beizeiten abgeleitet und jedes Entstehen einer unfahrbaren Stelle auf alle Weise verhütet werde.

6) Daß der zu den Geschäften erforderliche Raum zur rechten Zeit von Koth und sonst gereinigt, der in der Miste brauchbare Unrath dahinein, der andere aber nöthigen Falls vom Hofe geschafft werde.

§. XXVI.

Das Allgemeine der Stall-Polizei wird vorgetragen.

Die Stall-Polizei beschäftigt sich im Allgemeinen mit der Sorge für die rechte Wartung

und Pflege des Viehes und der Abwendung alles dessen, was der Gesundheit und dem Leben desselben auf irgend eine Weise gefährlich werden kann. Sie sucht alle Unterschleife und Nachlässigkeiten bei der Fütterung und Benutzung des Viehes zu verhüten. Sie achtet hauptsächlich darauf, daß alles, was die Behandlung des Viehes, seine und der Ställe Reinigung, die Futterung u. s. w. betrifft, zur rechten Zeit und auf die rechte Art geschehe; daß jedes Stück des Pferd- und Rindviehes an seinen rechten Ort gebracht und dadurch Unruhe und Unheil verhütet, mit Feuer und Licht in den Ställen vorsichtig verfahren; jedes Stück des Geräthes und Geschirres an seinen bestimmten Ort gestellt, oder gehängt, und dadurch alles unnütze Suchen vermieden werde: endlich dafür, daß jeder der Stall-, Dienstboten zur rechten Zeit an seinem Platze sey und das ihm obliegende Geschäft mit Fleiß und Treue verrichte, damit jeder Schaden nach Möglichkeit abgewendet werde.

§. XXVII.

Die einzelnen Theile der Stall-Polizei werden abgehandelt und deren Gegenstände auseinandergesetzt.

Unter der Polizei der Ställe ist die des Pferde-Stalles die wichtigste und einer vorzüglichen Aufmerksamkeit werth; indem kein

Thier des Haushalts mehrerm Mißbrauche, mehr der Gefahr der Verwahrlosung, und folglich auch mehrern Unfällen und Krankheiten, ausgesetzet ist, als das Pferd, dieß in so manchen und Gegenden für den Landhaushalt so unentbehrliche so theure Geschöpf. Die Pferdestall-Polizei sorgt also mit allem Fleiß dafür:

1) daß jedes Pferd zur rechten Zeit, mit der ihm bestimmten Portion vorsichtig gefüttert und von dem Futter nichts entwendet werde, auch das Tränken und Schwemmen nicht zur Unzeit und unvorsichtig geschehe und das Pferd nicht in die Zugluft gestellt werde, besonders wenn es von der Arbeit kommt;

2) daß der Stall oft genug gereinigt und gelüftet und jedes Pferd volkommen gut geputzt,

3) daß eines jeden Beschlag und Gesundheitszustand täglich genau untersucht und jeder daran befundene Mangel sofort zur schleunigen Remedur angezeigt und

4) sowohl bei Tage als bei Nacht gute Ordnung im Stalle gehalten, zur rechten Zeit aufgestanden und schlafen gegangen werde u. s. w.

Die Horn-Vieh-Stall-Polizei beachtet hauptsächlich:

1) daß jedes Stück Vieh und jede Sorte gehörig aufgestellt und abgesondert hingestellt;

2) daß das Futter für alle Sorten zur rechten Zeit herbei geschafft und gleich vertheilt, auch

besonders das grüne Futter gegen das so leicht mögliche Brennen oder Erhitzen gesichert werde;

3) daß das Melken zur rechten Zeit und auf eins von allen Dienstmägden und Officianten oder Deputatisten geschehe, auch rein ausgemolken, also jeder Unterschleif und jede Betrügerei verhütet werde. Insbesondere hält sie darauf, daß das Melken unter eins jedesmal geschehe und nicht etwa die Deputatisten, davon meistens eine Kuh in der Reihe mit ausgefüttert wird, wie z. B. dem Kuhhirten, Hofmeister, Schaafmeister, Braumeister u. s. w., früher zu melken anfangen, bis die Meyerin, oder Haushälterin mit den Mägden in dem Stalle ist und diese zugleich melken; weil diese Menschen sonst gern die den ihrigen zunächst stehenden Kühe gern in etwas mit ausmelken.

Der Kuhhirt muß deßhalb strenge dazu angehalten werden, durch Klatschen, oder ein anderes Zeichen anzudeuten, daß gemelkt werden solle und niemand das Melken früher zu erlauben, bis alle Melker bei einander sind und die Haushälterin zur Oberaufsicht erschienen ist.

4) daß das Reinigen und Streuen zur rechten Zeit und auf die beste Art geschehe;

5) daß jedes einzelnen Stücks Gesundheit fleißig untersucht und jede Krankheit sofort angezeigt,

auch besonders bei dem Kalben der Kühe alle nöthige Vorsicht angewandt, endlich

6) da, wo Weide-Behütung ist, das Vieh zur rechten Zeit aus- und heimgetreiben und besonders im heißen Sommer nicht nur auf der Weide, sondern auch im Stalle gegen zu viele Hitze und Belästigung der Insekten möglichst gesichert werde.

Die Schweine-Stall-Polizei richtet ihre Aufmerksamkeit vorzüglich darauf, daß

1) das Vieh ordentlich gefüttert und dessen Gesundheitszustand täglich erforscht;
2) von dem Schweinemeister und dessen Knechten von dem Futter nichts entwendet;
3) vor dem Werfen den Säuen zur rechten Zeit die erforderliche Streu von der rechten Art des Strohes gemacht und bei dem Werfen dem Auffressen oder das Erdrücken der Färken auf alle Weise vorgebeugt;
4) jede Sorte der Schweine und jede Zuchtsau besonders aufgestallt und besonders den Kempen der Zutritt zu den färkenden Säuen nicht verstattet werde.

Die Schaaf-Stall-Polizei erstreckt sich hauptsächlich auf die erforderliche Absonderung der Böcke von dem übrigen Schaafen, der Mutter-Schaafe von dem guten Viehe und so auch der Lämmer u. s. w., auf die Sorgfalt, daß jeder Sorte des Viehes die ihr bestimmte und paßliche Art des Futters stets in zureichen-

der Menge und zur bestimmten Zeit gereicht und das trächtige Vieh nicht nur vor, sondern auch bei dem Lammen vernünftig behandelt; das sämtliche Vieh bei dem Aus- und Eintreiben nicht übereilt und vorzüglich gegen die Raude und andere Seuchen und Krankheiten gesichert, das erkrankte aber schleunig angezeigt und für dessen Heilung bestens gesorgt werde.

1ste Anmerk. Daß es auch eine Polizei der Feder-, Vieh-, Ställe und anderer Ställe gebe und geben könne, will ich nicht leugnen; ich halte aber für überflüssig, davon etwas zu sagen; weil man die Regeln derselben sich leicht aus demjenigen abstrahiren kann, was im vorigen §. im allgemeinen und in diesem §. im besondern über die Stall-Polizei gesagt worden ist.

2te Anmerk. Die untere oder nächste Aufsicht auf die Polizei des Pferdestalles hat der Ackervogt, über die andern Ställe aber auch der Hirte, Schaaf- und Schweinemeister; welche sämtlich unter der Kontrolle des Schreibers, und Verwalters, ja des Herrn selbst, stehen.

§. XXVIII.

Es wird gezeigt, worin die Scheuren-Polizei bestehe.

Die Scheuren-Polizei ist ein nicht unwichtiger Theil der Haushalts-Polizei, und

ihre Handhabung geht zunächst den Scheuren-Vogt an, den die Obern genau kontrolliren müssen. Sie besteht in einer guten Aufsicht über das Innere der Scheure, die darin vorzunehmenden Arbeiten und die Sicherheit der Früchte in derselben; also

1) in der Achtsamkeit auf die Reinlichkeit und Dichtheit der Drösch-Tenne, der Fächer, des Dachs u. s. w. Sobald der Scheuren-Vogt merkt, oder erfährt, daß Mäuse oder Ratten in der Scheuer sind und nicht nur die Dresch-Tenne und den Boden der Fächer durchwühlen, sondern auch die vorhandenen Früchte ausschoten, macht er sofort die in der Tenne und sonst befindlichen Löcher fest zu, damit das Getreide nicht in solche fallen oder hineingeschleppt werden könne, zeigt aber außerdem das Uebel an, damit gegen die bösen Gäste die nöthigen Vorkehrungen zeitig getroffen werden mögen.

Werden die Fächer ganz leer gedroschen, so sorgt er für die Fortschaffung des alten, meistens anrüchigen Strohes und für die etwa nöthigen Ausbesserungen des Grundes, der Wände, Luftlöcher, Klappen und des Daches. Sie besteht

2) in einer guten Lenkung der in den Scheuren erforderlichen Arbeiten, auf daß sie mit Fleiß, Genauigkeit und Ordnung geschehen.

Bei dem Einscheuren der Früchte sorgt sie dafür, daß jede Art derselben an den für sie paßlichsten Platz gut und ordentlich hingelegt und bei dem Ausdröschen, welches nicht in Verding geschieht, dafür, daß es gehörig schnell geschehe, und es ist deshalb gut, den Scheuren-Vogt gleich bei der Annahme zum Dröschen mit zu verpflichten, damit er den Takt, als Vordröscher, selbst angeben könne. Dieser sorgt auch mit dafür, daß rein ausgedroschen werde, welches besonders bei den Verding- oder Himten-Dröschern nöthig ist. Bei den andern Dröschern aber sorgt er, daß nach Abdröschung einer jeden Lahde, oder dessen, was auf eins zum Ausdrusch hingebreitet wird, nicht gefaullenzet, sondern gleich an das Aufbinden und Fortschaffen des Strohes an den ihm angewiesenen Ort und dann wieder an Hervorholung einer neuen Quantität Getreides gedacht werde.

3) In einer genauen Aufsicht auf die fernere Reinigung des ausgedroschnen Getreides, damit sie mit dem nöthigen Bedacht und Fleiße geschehe, und während desselben sowohl, als während des Dröschens und bei dem Abholen des Kaffs, nichts von dem guten Korne mit entwandt werde.

4) In einer genauen Verschließung und Verriegelung aller Scheuren-Thüren, damit weder

von den Knechten, noch Tagelöhnern, noch sonst jemand irgend etwas daraus entwendet werden könne. Bleibt ein Vorrath von Getreide auf der Tenne liegen, so macht der Scheuren-Vogt, nach Entfernung aller Dröscher, Zeichen um den Haufen, damit er desto leichter eine etwanige Entwendung am folgenden Morgen entdecken könne; vernichtet aber dann die Zeichen, ehe die Dröscher kommen. Sobald er eine Mauserei bemerkt, sucht er auszuforschen, auf welche Art sie geschehen sey, und zeigt sie zugleich seinen Vorgesetzten an, damit man dem Diebe auf die Spur kommen und künftige Entwendungen verhüten möge u. s. w.

§. XXIX.

Die Korn-Boden-Polizei, deren Handhabung u. s. w. wird kürzlich dargelegt.

Die Polizei der Kornböden, welche zunächst dem Oekonomie-Schreiber, oder Verwalter, obliegt, bezweckt die rechte Aufschüttung und die beste Konservirung und Sicherung des reinen Getreides aller Art. Sie hält also

1) genaue Aufsicht darauf, daß das Dach des Kornhauses und jeder Kornboden, so wie jedes Gitter der Zuglöcher und jeder Zugang zu dem Boden, völlig dicht und fest sey; daß jede der Zugklappen zur rechten Zeit und auf die rechte Art geöffnet und verschlossen werde,

damit jede Feuchtigkeit, jedes Geflügel und Insekt, so wie jeder Dieb, von dem Korne abgehalten werde. Sie sorgt

2) für die erforderliche Reinigung eines jeden Kornbodens zur paßlichen Zeit; für die zweckmäßige Aufschüttung des Getreides in Haufen oder Beethe; für die nöthige Absonderung jeder einzelnen Fruchtart von der andern; und für die häufige Umstechung der einzelnen Beethe, so wie für die Abhaltung und möglichste Vertilgung der Mäuse, Ratten und Kornwürmer; auch

3) für die Verhütung aller Entwendungen und Unordnungen bei dem Auf- und Abmessen; Umstechen, Verkaufen u. s. w. und für die Herausbringung etwa geschehener Diebstähle und deren fernere Unmöglich-Machung.

§. XXX.

Die Gegenstände der Acker- oder Feld-Polizei werden kurz berührt, und es wird ein wirksames Mittel empfohlen, die Feldhüter wachsam zu machen und zu erhalten.

Die Feld-Polizei, deren Besorgung wegen ihres großen Umfangs nicht nur dem Acker-Vogt und dem Schreiber, sondern auch dem Verwalter und der Herrschaft selbst am Herzen liegen muß, hat zum Zwecke: jede Beschädigung und Entwendung der Feldfrüchte zu verhüten. Sie sorgt demnach

1) für Ableitung alles überströmenden und stagnirenden Wassers von den Fruchtfeldern durch ober- oder unterirrdische Gräben oder Kanäle; für Abfangung aller Hungerquellen und Trockenlegung aller sumpfigten Stellen; achtet auch auf die gute Unterhaltung derselben;

2) für zweckdienliche Befriedigung der Fluren durch Hecken, Zäune, Gräben u. s. w. damit Menschen und vierfüßige Thiere davon abgehalten werden;

3) für die thunliche Vertilgung oder doch Verminderung der schädlichen Thiere aller Art, und der bösen Unkräuter. Sie sucht also deren Brut und sie selbst auf alle nur irgend ausführbare Art zu vernichten;

4) für die Abwendung jedes Unfugs und jeder Beschädigung des Ackers und der Früchte, deren Sicherung gegen Diebe u. s. w.

Zur Erreichung dieses letzten Zwecks sind heut zu Tage fast überall schon beeidigte Feldhüter — Flurschützen, Flurer, Feldvögte, Feldwächter, Pfänder, Feldwoger, nach Verschiedenheit der Gegenden, genannt — angestellt, welche jedes Menschen oder jedes Thiers, das Schaden an dem Felde oder dessen Früchten, Befriedigungen u. s. w. anrichtet, habhaft zu werden suchen, um den Menschen, oder den Eigenthümer des Thiers, der Obrigkeit, zur Bestrafung und Erstattung des Schadens und der

Kosten, abzuliefern, oder anzuzeigen; allein die Erfahrung lehrt leider, daß diese Menschen nur gar zu oft ihre Pflicht vergessen und sich, da sie gewöhnlich sehr schlecht besoldet sind, nicht nur leicht bestechen lassen, sondern selbst wohl vor und in der Erndte die Schoten von den Hülsenfrüchten und die Aehren von den Halmfrüchten bei Nacht rauben und in einer verborgenen Tasche früh Morgens heimtragen. Es wird also wohl nicht unangenehm seyn, wenn ich hier die auf den Eigennutz dieser Menschen berechneten Mittel, solches zu verhüten und sie treu und wachsam zu machen, kürzlich anzeige, bei deren Befolgung ich mich wohl befunden habe.

1) Man bezahle den Feldhüter nicht zu elend, damit sich anerkannt rechtliche Leute dazu verstehen, einen solchen Posten zu übernehmen, dessen gute Verwaltung wahrlich nicht gleichgültig ist.

2) Man bedeute jedem Feldhüter bei seiner Annahme und Beeidigung, daß man ihm genau aufpassen und jede Vernachlässigung seiner Pflicht, als einen Eidbruch in sich fassend, auf das nachdrücklichste rügen und ahnden werde.

3) Man ordne auch eine gute Kontrolle des Feldhüters an und kontrollire von Zeit zu Zeit unvermuthet selbst; erfülle auch da, wo es nöthig ist, seine Drohung pünktlich.

4) Man schenke demselben außer seinem Pfand-Gelde, welches nicht zu gering seyn muß, auch noch den Schaden-Ersatz und die Strafe, welche die Ertappten erlegen müssen, damit er mehr Vortheil bei der Erfüllung als bei der Vernachläßigung seiner Pflicht findet.

Da, wo man eine isolirt liegende Oekonomie hat, folglich den Feldhüter allein bezahlen muß, wird man am besten thun, einem treuen und flinken Dienstboten das Feldhüten mit zu übertragen, weil es doch nicht zu allen Zeiten nöthig ist, auf die Sicherheit des Feldes zu achten, und es zu theuer fallen würde, einen besondern Feldhüter hinlänglich zu besolden; da aber, wo die Oekonomie in oder bei einem Dorfe, oder in oder bei einer Stadt liegt, wird man wohl thun, den Feldhüter der Stadt mit zu dem seinigen zu machen und mit dahin zu sehen, daß ein rechtlicher Mensch dazu genommen werde, diesem auch allenfalls in der Zeit, wo im Felde nicht viel aufgepaßt zu werden braucht, ein Tagelohn verdienen zu lassen.

1te Anmerk. Gegen das vierte Mittel, welches ich für das beste halte, könnte man einwenden: Man habe ja, wenn man dem Feldhüter die Wrogen und den Schaden-Ersatz hingebe, von seinem Aufpassen gar keinen Vortheil, sondern noch obenein die unnütze Ausgabe der Besoldung; allein ich erwiedere

hierauf: Der Vortheil wird sich in der Folge schon von selbst ergeben, wenn keine Exzesse mehr begangen werden, und dieß wird gar bald der Fall seyn; indem es sehr schnell bekannt wird, wo ein flinker und unbestechlicher Feldhüter ist, sich also jedermann hütet, in dessen Hände zu fallen. Der verursachte Schaden kann ohnehin nicht immer dargelegt und taxirt werden, wird aber auch nie ersetzt, und wie mancher Schaden bleibt nicht ganz unersetzt, weil auf die Thäter nicht genug gepaßt wird, wenn kein Interesse dabei ist, sie zu fangen, oder mehr Interesse dabei ist, sie durchschlüpfen zu lassen.

Ich bleibe also bei meiner Regel, und rathe sogar dann, wenn die Exzesse sich sehr gemindert haben, dem Feldhüter etwas an Lohne zuzulegen, damit er nicht von seiner Thätigkeit ablasse und das Exzediren nicht wieder einreisse.

2te Anmerk. An Heerstraßen und sonst sehr befahrnen Wegen liegenden Gütern ist ein pflichtliebender Feldhüter am nöthigsten. Diese müssen sich also vorzüglich um einen solchen bemühen, und auch dahin sorgen, daß, bei etwa eintretender Widersetzung der Exzessisten, dem Feldhüter gleich von allen Seiten zur Hülfe geeilt, auch in einem solchen Falle die Widersetzlichkeit mit bestraft und von der-

selben jedem der zur Hülfe Hinzugeeilten ein angemessener Theil gegeben werde. In einsamen Gegenden liegende Oekonomien leiden gar wenig von Feld-Exzessen und die Besitzer derselben werden vielleicht über meine ängstliche Besorgniß wegen der Feldhüter lachen; allein sie dürfen nur die Besitzer der in der Nähe der Städte oder großen Dörfer und an Heerstraßen liegenden Güter fragen, wie manchem Schaden ihre Fluren ausgesetzt sind, und sie werden sich bald von der Nothwendigkeit, einen treuen und achtsamen Feldhüter zu haben, überzeugen. In manchen an frequenten Straßen liegenden Dörfern hat man deshalb auch die Feldhüterei mit zu einem öffentlichen Amte gemacht, welches so gut, als die Bauermeisterschaft, nach der Reihe verwaltet werden muß.

§. XXXI.

Eine genaue und strenge Subordination wird, als das Haupt-Mittel zur Handhabung einer guten Haushalts-Polizei und zur vollkommnen Betreibung der Geschäfte, sehr empfohlen.

Ein guter Landhaushalt muß eine monarchische Form haben; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die monarchische Regierungs-Art sowohl bei der Land- als bei der Staats-Wirthschaft die beste und zweckdienlichste sey.

Von dem Herrn der Oekonomie — sey er nun Pächter oder Administrator — muß alle Gewalt ausgehn, in ihm muß sie sich konzentriren. Seine Befehle müssen gleichsam Orakelsprüche seyn, eben deshalb aber vorher mit der nöthigen Sachkenntniß reiflich überlegt und mit Vor- und Umsicht ertheilt werden. Nur ein vernünftiger, erfahrner und vorsichtiger Befehlshaber kann sich auf die Dauer die nöthige Achtung und bereitwillige Folgsamkeit seiner Untergebenen sichern.

Der oberste Vorsteher der Oekonomie ist also der höchste Befehlshaber seiner Wirthschaft, er sey Pächter, oder selbst kultivirender Grund-Eigenthümer, Oberverwalter, oder wie er sonst heissen mag. Zunächst unter ihm steht der Verwalter und unter diesem der Schreiber und alle übrigen Dienstboten. Unter dem Schreiber stehen zunächst die niedern Offizianten, als: der Acker-Vogt, Scheuren-Vogt, der Schaaf- und Schweinemeister und der Kuhhirt, und da, wo Brauereien und Brennereien sind, auch Braumeister und Brenner und deren sämmtliche Untergebenen. Die niedern Offizianten befehligen aber wieder ihre Knechte, und diese die Enken oder Ackerburschen, auch wohl Junge genannt.

Die niedern Offizianten sind einander gleich und haben also einer dem andern nicht zu befehlen, so wie auch die Knechte. Die Ackerknechte

müssen sich jedoch in Ansehung der Zeit, wenn an, oder ausgespannt, oder überhaupt die Arbeit angefangen und beendigt werden soll, nach dem Groß-Knechte richten, der in dieser Hinsicht der Erste unter seines gleichen ist, und man thut deshalb wohl, zu diesem einen rechtlichen und fleißigen Menschen zu wählen, damit er den andern mit gutem Beispiele vorgehe.

Die Hausfrau ist die höchste Gebieterin der weiblichen Dienerschaft, steht aber da, wo die Wirthschaft rechter Art und gut seyn soll, unter dem Hausherrn, und muß sich dessen das Ganze betreffenden Anordnungen willig unterwerfen. Unter ihr steht alle weibliche Dienerschaft, von der Haushälterin oder Meyerin herab, bis zu der Klein-Magd, und unter der Meyerin stehen die übrigen weiblichen Dienstboten. Der Hausherr befehligt, wenn es nöthig ist, auch diese weiblichen Dienstboten, die Hausfrau wird aber wohl thun, sich des Befehlens über die Knechte und Enken, und besonders über die Offizianten, so viel möglich, zu enthalten und dasjenige, was sie diesen aufgegeben zu sehen wünscht, lieber dem Hausherrn vorzutragen. Kutscher und Bedienten machen jedoch hiervon eine Ausnahme, und müssen sich auch dem Befehle der Hausfrau fügen, sobald der Hausherr ihnen nicht etwa zugleich etwas aufträgt, als in welchem Falle sie der Frau anzeigen müssen, was ihnen von dem Herrn geheissen worden ist.

Tagelöhner und Fröhner müssen zunächst den Befehlen desjenigen niedern Offizianten gehorchen, der über die Arbeiten, zu welchen sie angestellt sind, die Aufsicht hat, und falls sie und die Knechte und Enken Klagen über dessen Benehmen haben, müssen sie sich zunächst an den Schreiber oder Verwalter zu wenden befehligt werden, jedoch mit der Bemerkung: daß ihnen da, wo sie es nöthig zu haben glauben, der Weg zu dem Hausherrn offen bleibe. Haben die Enken Klagen über die Knechte, so müssen sie diese zuerst dem Acker-Vogt vortragen, bevor sie den Schreiber, den Verwalter, oder dem Herrn damit behelligen.

Klagen der niedern Dienstboten, welche deren gemeinsames Interesse angehen, z. B. über die Qualität oder Quantität der Speise und des Tranks, über Mangel an gehöriger Wärme im Winter oder dgl. vorzutragen, muß keinem erlaubt seyn, als dem Groß-Knechte, und es muß deshalb jedem Knechte, Enken und Magd bei der Annahme bekannt gemacht werden, daß sie den Vortrag über solche Gegenstände nicht selbst machen können, sondern durch den Groß-Knecht müsse machen lassen. Durch diese Einrichtung wird manche unnütze Querel, mancher kleine Verdruß verhütet; denn wenn der Groß-Knecht ein rechtlicher Mensch ist, so wird er manche aus Animosität gegen die Meyerin u. s. w.

entstehende Unzufriedenheit und Klage der übrigen Dienstboten schon zurückzuweisen wissen, besonders wenn der Hausherr die Kunst versteht, ihn durch eine gute Behandlung, durch einen wohlangebrachten Schnapps oder dgl. bei guten Gesinnungen zu erhalten und dessen Anhänglichkeit zu gewinnen.

Ueberhaupt muß es aber eine Grund-Regel seyn: daß jeder der Dienstboten sich mit seinen Klagen über seines Gleichen zunächst an den ihm vorgesetzten Officianten, mit Klagen über diesen zunächst an den Schreiber, mit Klagen über den Schreiber zunächst an den Verwalter und in höchster Instanz erst an den Hausherrn zu wenden habe. Auf gleiche Art muß auch das weibliche Gesinde zu handeln angewiesen werden, sich mit Klagen über seines Gleichen an die Meyerin u. s. w. und mit Klagen über diese an die Hausfrau, im hohen Nothfalle aber erst an den Hausherrn zu wenden. Klagen der weiblichen Dienerschaft über männliche Dienstboten gehen in erster Instanz an den Schreiber oder Verwalter und erst in letzter Instanz an den Hausherrn. Was dieser in Oekonomie-Angelegenheiten entscheidet, ist unabänderlich.

1ste Anmerk. Wenn ich die höchste Lenkung einer bestimmten Landwirthschaft mit einer Monarchie verglichen habe, so habe ich dabei wohl erwogen, daß eine Monarchie keine Despotie sey, worin Willkühr an die Stelle der

Vernunft und guten Ordnung tritt. Hausdespotie, welche jeden Einfall, jeden Befehl, und sey er auch noch so widersinnig, blos aus Laune und Eigensinn durchsetzt, ist eben so schädlich, als Staatsdespotie und kann nie zum Guten führen. Weder der Hausherr noch die Vorgesetzten müssen Despoten seyn. Alle müssen Güte und Milde der Strenge vorziehen und diese letztere nur da zeigen, wo Vernunft und Ueberlegung sie anrathen; alle müssen, bei zu ertheilenden Befehlen vernünftige Gegenvorstellungen der Untergebenen ruhig anhören und gegründete gut aufnehmen, grundlose mit Schonung verwerfen, Widerspenstigkeit aber auf keine Weise dulden.

2te Anmerk. Es macht einem Hausherrn keine Schande da, wo es die Umstände erfordern, sich mit seinen Untergebenen über eine vorzunehmende Arbeit u. dgl. zu besprechen; dieß Besprechen muß aber nie in ein Raths-Erholen ausarten und es muß dabei durchaus keine Anmaßung, oder Unbescheidenheit des Untergebenen geduldet werden; sonst wird der Untergebene bald aus einem Rathgeber ein Befehlshaber werden und das Ansehen des Hausherrn mit jedem Tage abnehmen.

3te Anmerk. Der Zutritt zu dem Hausherrn muß jedem aus der Dienerschaft zustehn, dagegen aber unbescheidne Zudringlichkeit des ei-

nen oder andern Dienstboten nicht gelitten werden. Werden Klagen angebracht, so muß der Herr sie mit Geduld und Kälte anhören und mit der strengsten Unpartheilichkeit und nachdem er zuvor den Verklagten auch gehört hat, entscheiden, wenn er die Parteien nicht etwa durch Ermahnung zur Verträglichkeit, oder Vergleich, beruhigen kann. — Wissen die Dienstboten, daß der Herr da, wo es nöthig ist, mit Strenge seine unparteiische Entscheidung durchsetzet, so werden sie sich schon hüten, es dahin kommen zu lassen.

§. XXXII.

Die Mittel, eine gehörige Subordination einzuführen und zu erhalten, auch besonders die Vorsichts-Maaßregeln bei Annahme des Gesindes, werden angegeben und sehr empfohlen.

Da eine gehörige Subordination der Haushalts-Dienerschaft ein so wichtiges Stück der Haushalts-Polizei und zugleich das Haupterforderniß zur glücklichen und erfolgreichen Betreibung der Landwirthschaft ist, so ist es wohl der Mühe werth die Mittel kennen zu lernen, welche deren Einführung erleichtern.

Das erste und Hauptmittel ist: daß man jeden der Haushaltsdiener mit allen seinen Obliegenheiten und Pflichten genau bekannt mache, damit er sich nicht, aus Unbekanntschaft mit sei-

nen

nen Pflichten, widersetze und dadurch Unheil anrichte. Das zweite aber: daß man jeden ohne Unterschied von Zeit zu Zeit kontrollire und ihn zu der Erfüllung der übernommenen Pflichten mit Ernst und Strenge anhalte.

Die Bekanntmachung der Obliegenheiten würde am besten und sichersten durch gedruckte Regulative für jede Artder Dienerschaft geschehen, worin alles, was jedem obliegt, kurz, deutlich und bestimmt vorgetragen würde, und welche man der Bestallung und dem Miethscontrakte sehr gut einverleiben könnte, und in diesen Bestallungen und Miethsverträgen könnte man sich auch am besten gegen alle Untreue und Widerspenstigkeit und gegen alle sonstige Untugenden des Gesindes, auch gegen alle Entschädigungs- und sonstige Klagen über vorzeitige Dienstentlassung u. dgl. sicher stellen. Es wäre deshalb wohl der Mühe werth, auf eine vernünftige und zweckmäßige Einrichtung solcher Bestallungen und Miethskontrakte zu denken, da man, besonders in denen Ländern, wo das Gesinde gar zu leicht mit Klagen gegen seine Herrschaft gehört wird, sich manchen Verdruß und manche Kosten durch deren zweckdienliche Abfassung ersparen würde.

1ste Anmerk. Es war bis hiehin fast überall auf großen Oekonomien gebräuchlich, nur den höhern Haushalts-Officianten, als dem Administrator, oder Verwalter, dem Schreiber und der Haushälterin oder Meyerin eine Be-

stallung zu geben, mit den übrigen Dienstboten aber nur einen kurzen mündlichen Miethskontrakt zu errichten; allein, da die niedern Officianten und Dienstboten auch mancherlei Pflichten haben und man nicht wohl annehmen kann, daß sie mit allen diesen Pflichten hinlänglich bekannt sind, auch das Lokal manche besondere Vorschrift nöthig machen kann, überhaupt aber auch der rohe Haufen noch gar wenig Begriff von Ordnung und Moralität und von seinen Pflichten im Ganzen hat, so scheint es mir eine große Nachlässigkeit zu seyn, daß man mit dieser Art Leuten nur einen unvollkommnen mündlichen Kontrakt errichtet; indem sie es gerade am nöthigsten haben, mit ihren Pflichten genau bekannt gemacht zu werden.

Da aber der größte Theil dieser Menschen nicht schreiben und Geschriebenes nicht lesen kann, so würde es nöthig seyn, die Miethskontrakte mit denselben ganz leserlich drucken zu lassen. Dieß könnte im Ganzen wenig kosten und die Kosten bezahlten sich reichlich durch die Verhütung manchen Verdrusses und manches unangenehmen und kostspieligen Prozesses. Ich möchte deshalb fast rathen, auch einem jeden der niedern Officianten eine gedruckte Bestallung, jedem der Dienstboten aber einen gedruckten Miethskontrakt zu geben, und beide, in diesen gedruckten Aufsätzen,

mit allen ihren Rechten und Pflichten genau bekannt zu machen, ihnen, bei der Annahme, solche Bestallungen und Kontrakte laut und deutlich vorlesen zu lassen und sie zu ermahnen, solche oft mit Aufmerksamkeit selbst zu lesen und sich nach dem Inhalte auf das genaueste zu richten; allein, da wo diese Bestallungen und Kontrakte noch nicht herkömmlich sind, oder nicht vom Gesetzgeber vorgeschrieben werden, mögte es schwer halten, die gemeineren Dienstboten zur Annahme und Unterzeichnung einer solchen Bestallung oder eines solchen Kontrakts zu bewegen; weil sie alles Ungewöhnliche zu scheuen und gleich zu fürchten pflegen, man wolle ihnen dadurch die Hände gar zu sehr binden u. dgl. m.

2te Anmerk. Hausdiebstähle sind bekanntlich so leicht möglich und doch so sehr nachtheilig, und die gemeinen Leute haben meistens so wenig einen Begriff vom Hausdiebstahle und sehen manches kleine Entwenden von Eß- und Trinkwaaren gar nicht dafür an, machen sich folglich aus Unverstande strafbar, und verfallen nicht selten in die harten Strafen, welche man auf die Hausdiebstähle, zu deren besserer Verhütung, zu setzen für nöthig gefunden hat und welche sie meistens keine Gelegenheit hatten, kennen zu lernen. Es ist daher sehr gut, ihnen in ihren Miethskontrakten deutlich bekannt zu machen, daß man jede

Entwendung, sey es nun an Gelde, oder an Futter fürs Vieh, an Eß- und Trinkwaaren, an Obst und sonstiger Näscherei-Waare für einen Hausdiebstahl halte und ihnen die Gesetze über den Hausdiebstahl nicht nur bei ihrer Annahme laut und deutlich vorzulesen oder vorlesen zu lassen, sondern auch diese Vorlesung an einem bestimmten Tage des Jahrs, am besten bei dem Anfange eines neuen Dienstjahrs für alle feierlich zu wiederholen und derselben eine väterliche Ermahnung zur Treue und zum Fleiße nachzufügen. Diese Vorsichtsmaaßregel wird viel Gutes wirken und manches Vergehen verhüten. Ich habe mich wenigstens sehr gut dabei befunden und kann sie also aus Ueberzeugung empfehlen. Es muß ja auch einem gefühlvollen Herzen sehr wehe thun, wenn er einen untreuen Dienstboten, der die Strafen des Hausdiebstahls nicht kannte, ja selbst nicht einmal einen richtigen Begriff vom Hausdiebstahle hatte, der Strenge der Gesetze überantworten soll und deshalb wird ihn oft das Mitleid und selbst sein Gewissen davon abhalten. Hat er hingegen jeden seiner Dienstboten mit dem richtigen Begriffe des Hausdiebstahls und dessen Strafen gehörig bekannt gemacht, dann braucht er sich kein Gewissen daraus zu machen, den Verbrecher dem Richter zur Bestrafung zu überliefern, wenn Ermahnungen nicht fruchten wollen.

Zweites Hauptstück.

Von der theoretisch-praktischen Oekonomie insbesondere.

Einleitung.

§. 1.

Das erste Hauptstück dieses Werks hat uns mit dem Allgemeinen der Landwirthschaft, mit dem richtigen Begriffe von der theoretischen und praktischen Oekonomie, mit den Haupttheilen derselben und mit den Hülfswissenschaften, oder den Vor- und Nebenkenntnissen, so wie mit den Hauptregeln über das Benehmen gegen die Untergebenen und der guten Haushalts-Polizei und deren Vorschriften, welche als ein wichtiges Stück der ausübenden Landwirthschaft anzusehen sind, bekannt gemacht. Das zweite Hauptstück soll nun die Grundsätze einer auf richtige Theorie gestützten praktischen Oekonomie darlegen und zeigen, wie der gute Landwirth jeden Zweig des Landhaushalts, dessen Betreibung Lokal- und andere Verhältnisse ihm erlauben und anrathen, auf die zweckmäßigste und vortheilhafteste Art betreiben und benutzen; sein Vieh und seine Aecker gehörig kennen und behandeln; allen Schaden, so viel in seinen Kräften steht, abwenden; zulässige Verbesserungen aller Art mit Klugheit

und Vorsicht anbringen; das mit Mühe und Fleiß erworbene gehörig aufbewahren und mit dem möglichst größten Vortheile zu Gelde machen; die sämmtlichen Geschäfte und Arbeiten gehörig vertheilen und jede zur gelegensten Zeit vornehmen; über jeden einzelnen Zweig, so wie über das Ganze des Haushalts, gute und vollständige Rechnung führen und so sich überzeugen solle, welcher derselben mit Vortheil oder mit Nachtheil betrieben und ob er im Ganzen vor- oder rückwärts gekommen sey. Endlich soll es die nicht leichte Kunst lehren, den Pacht- oder Kauf-Werth eines einzelnen größern oder kleinern Guths im Ganzen und in seinen Theilen nach richtigen, auf Erfahrung und Nachdenken gestützten, Grundsätzen zu taxiren oder zu veranschlagen, um sich bei dem Erpachten oder Erkaufen, so wie bei dem Verpachten und Verkaufen mit Vorsicht zu benehmen und dadurch allen Nachtheil und Schaden von sich abzuwenden.

Es ergiebt sich hieraus zur Gnüge, von welchem weiten Umfange die vollständige Kenntniß der ausübenden Landwirthschaft sey und wie manche wissenschaftliche und praktische Kenntnisse ein ausübender Landwirth haben müsse, um den Namen eines guten Oekonomen mit einigem Rechte zu verdienen. Jeder einzelne Zweig des Landhaushalts macht gleichsam ein besonderes Ganze und die Kenntniß von dessen richtiger Betrei-

bung eine besondere Wissenschaft für sich aus, und bei jedem müssen Theorie und Erfahrung einander zu Hülfe kommen, wenn er vollkommen gut und mit dem besten Erfolge betrieben werden soll. Eben daher ist es auch, zu Vermeidung aller Verwirrung und Undeutlichkeit, nöthig, jeden für sich zu behandeln und bei jedem das Theoretische mit dem Praktischen zu verbinden. Dieß soll denn in dem Folgenden nach Möglichkeit geschehen.

Erster Theil.

Von der Viehzucht.

Erster Abschnitt.

Über den richtigen Begriff des Worts: Viehzucht, über die verschiedenen Arten der Viehzucht und die allgemeinen Mittel, sich gutes Vieh aller Art zu verschaffen und es gesund und in gutem Stande zu erhalten.

§. 2.

Was ist Viehzucht und was begreift sie unter sich?

Das Wort Viehzucht in seiner ursprünglichen Bedeutung genommen, bedeutet eigentlich nur die Erziehung des Viehes, und schloß bei seinem ersten Entstehen vermuthlich auch die Idee von Zähmung und Bändigung mit in sich, so wie in der Folge auch die von der Erzeugung oder Vermehrung und Aufziehung und Wartung. Ebendeshalb nennt man noch das junge Vieh die Zuzucht, und sagt von Thieren, welche zu gleicher Zeit geboren und mit einander auferzogen sind, eine Zucht, oder Thiere von einer Zucht, und im Plattdeutschen heißt das Wort tüchten, von Tucht, so viel als Junge bringen.

In der Folge erweiterte sich der Begriff immer mehr und schloß auch die Behandlung und Heilung der kranken Thiere mit in sich.

Da die Landwirthschaft bis auf die neueren Zeiten in Deutschland fast blos von rohen und ungebildeten Leuten und am wenigsten von Philosophen, besonders nicht von Logikern betrieben wurde, so verband man in der Folge auch noch einen ganz andern Begriff mit dem Worte Viehzucht, verstand darunter die Lehre von der Viehzucht und vermengte es also eigentlich mit dem Worte, Viehzuchts-Wissenschaft, und in diesem Sinne ist sie die Wissenschaft von der Erzeugung, Erziehung und Behandlung jeder Art des nutzbaren Viehes, von dessen Erhaltung und Veredelung, so wie von dessen zweckmäßigster Benutzung.

§. 3.

Die verschiedenen Arten der Viehzucht werden angegeben und die nutzbarsten und gemeinnützigsten bemerklich gemacht.

Es giebt bekanntlich in den verschiedenen Theilen der Erde, so wie in verschiedenen einzelnen Reichen und Provinzen eines Erdtheils mehrere Arten des nutzbaren Viehes; und die nutzbaren Thiere eines und des nämlichen Landes werden bald alle, bald aber nur einige der-

selben bei den Oekonomieen benutzet, je nachdem es die Lokal- und sonstigen Verhältnisse erlauben. Jeder Erdtheil hat also gewissermaaßen seine eigne Viehzucht und so auch jedes Reich. Im Ganzen kann man die Viehzucht nach ihrem Gegenstande eintheilen:

I. In die ökonomische Viehzucht, welche sich mit der Erziehung und Behandlung aller nutzbaren Hausthiere, oder gezähmten Thiere beschäftigt, und

II. In die luxuriöse Viehzucht, welche sich mit der Unterhaltung und Behandlung mehr oder minder nutz- und kostbarer wilder Thiere abgiebt.

Die erste beschäftigt sich mit der Wartung

A. der vierfüßigen nutzbaren Hausthiere und heißt dann Viehzucht im engsten Sinne des Worts. Diese wird in Deutschland, nach den verschiedenen Arten dieser Thiere, eingetheilt in

1) die Pferde-Zucht, welche sich auf die Erziehung und Wartung der Pferde beschränkt und die Füllen-Zucht, oder die Zuziehung junger Pferde, mit in sich begreift.

2) Die Rindvieh-Zucht, welche die Erziehung und Wartung des alten und die

Heranziehung des jungen Rindviehes und dessen vernünftige Behandlung zum Gegenstande hat, so wie

3) die Schaaf-Zucht oder Schäferei die der Schaafe und Lämmer und

4) die Schweine-Zucht die der Schweine und Färken.

B. der nutzbaren gefiederten Hausthiere. Dann heißt sie Geflügel, oder Federvieh-Zucht, und je nachdem sie sich beschäftigt, mit der Wartung

1) der Tauben, Tauben-Zucht,

2) der Hühner, Hühner-Zucht,

3) der Enten, Enten-Zucht,

4) der Gänse, Gänse-Zucht,

5) der Truten, oder Truthühner (Puter oder Puterhühner, Wälschen Hühner, oder Kalekutischen Hühner) die Truten-Zucht; endlich

6) der Fasanen, Fasanen-Zucht, oder Fasanerie.

C. der nutzbaren Fische. Dann nennt man sie Fischerei oder besser Fisch-Zucht, weil das Wort Fischerei eigentlich das Fangen der Fische bedeutet. Man könnte auch diese von den verschiedenen Arten der Fische, welche man erzieht, in

Kar-

Karpfen-, Karauschen-, Forellen-Zucht u. s. w. eintheilen; allein diese Ausdrücke sind noch nicht eingeführt.

D. der nutzbaren Insekten, und zwar

1) der Honigtragenden Bienen, Bienenzucht,

2) der Seiden-Raupen oder Seiden-Würmer, Seidenbau.

Die luxurioſe Viehzucht beſchäftigt ſich:

A. Mit der Wartung und Pflege aller Arten ausländiſcher Thiere und heißt dann Menagerie oder

B. mit der Hegung und Pflegung inländiſcher nutzbarer wilden Thiere, in Thiergärten und dergleichen, welche einen Theil der Jägerei ausmacht.

Sie paßt nicht für die Oekonomie, ſondern gehört nur für große Herrn.

1te Bemerk. Die Haupt-Viehzucht iſt die der vierfüßigen Nutzthiere und da, wo es die Umſtände anrathen, die des Geflügels und der Fiſche. Bienenzucht und Seidenbau paſſen nicht für große Oekonomien und ſind zu lokal, als daß ſie ein Gegenſtand der ökonomiſchen Viehzucht werden könnten; doch ſind ſie dem Landmanne da, wo das Lokal ſie begünſtigt, anzurathen. Schnecken- und Schild-

kröten-Zucht ist auch viel zu lokal, als daß sie unter die ökonomische Viehzucht aufgenommen werden dürfte, so wie auch die Kaninchen-Zucht u. dgl.

2te Bemerk. In denen Ländern, wo Esel und Maulthiere zu ökonomischen Arbeiten benutzt werden, z. B. in Italien und Spanien, giebt es auch eine Esel- und Maulthier-Zucht; so wie es in Lappland eine Rennthier-Zucht, in Afrika und Asien eine Kameel- und Elephanten-Zucht und in Kamtschatka eine Hunde-Zucht giebt, u. s. w.

3te Bemerk. Eine Ziegen-Zucht, im eigentlichen Sinne des Worts giebt es in Deutschland nicht; weil man es bisher noch nicht für rathsam gehalten hat, Ziegenheerden zuzulegen, indem sie zu viel Schaden an Holzungen, an Obstbäumen und an lebendigen Befriedigungen anrichten. In felsigten und unfruchtbaren Gegenden, wo die Ziege minder schädlich ist, mag es jedoch immer eine Ziegenzucht geben, so wie es da, wo die angorische und Kameelziege gedeihet, allerdings eine ökonomische Zucht dieser Thiere giebt, die auch kein unwichtiger Theil der Landwirthschaft seyn mag.

4te Bemerk. In der Nähe einer großen und üppigen Stadt kann die Federvieh-Zucht und Fischerei; vielleicht auch Schnecken- und

Schildkröten-Zucht, ein wichtiger Gegenstand werden, wenn das Lokal und sonstige Umstände sie anrathen. Der Regel nach ist aber nicht viel auf die erste zu rechnen, obgleich man Unrecht thun würde, sie ganz zu versäumen; weil es manchen Abfall im Haushalte giebt, wovon sich das Geflügel nährt, der sonst wenig oder gar nicht benutzt werden würde. Ob die andere zu betreiben sey, müssen die Umstände ergeben und da, wo gute Fischteiche, Sicherheit und Absatz für Fische sich finden, würde ein Oekonom Unrecht thun, die Fischerei ganz zu vernachlässigen; wozu man auch die wilde Fischerei und den Krebsfang rechnen kann.

Da hingegen, wo Absatz und Sicherheit fehlen, mögte es, wofern die Teiche trocken gelegt werden können, rathsamer seyn, solche zu Kohlgärten, natürlichen und künstlichen Wiesen und sonst zu benutzen.

5te Bemerk. Die Jagd wird von manchem Gutsbesitzer für eine wichtige Berechtigung und einen wahren Schatz gehalten. Für den Oekonomen halte ich sie jedoch nicht vortheilhaft; denn wollte er das Wild schonen, so würde es ihm an seinen Feldfrüchten leicht mehr Schaden thun, als es werth ist; wollte er sich aber der Jagd zu sehr widmen, so würden die Hauptgeschäfte leicht darunter leiden und es

würde das Wildpret nicht nur hiedurch, sondern auch durch den Aufwand, der meistens bei der Jagd vorfällt, sehr theuer werden; besonders in wildarmen Gegenden, welche dem wahren Oekonomen doch die liebsten sind. Wo jedoch Wildbahnen und Jagdgerechtigkeit bei einem Gute mit verpachtet werden, welches zum Glück selten der Fall ist, da würde der Oekonom Unrecht thun, diese Gerechtigkeit unbenutzt zu lassen, am besten wird es aber seyn, einen guten Jäger darauf zu halten, welcher meistens die Fischerei mit besorgen kann, den Haus-Officianten aber das Jagdlaufen gar nicht zu gestatten, weil die Jagd gar zu leicht Passion wird.

§. 4.

Die Ursachen, warum heut zu Tage eine gute Viehzucht ein so wichtiges Stück des Landhaushalts sey, werden angegeben.

Bei schon lange kultivirten Aeckern, denen nicht etwa ein segnender Fluß den Dünger wieder zuführt, ist guter und kräftiger Dünger die Seele des Ackerbaues. Bei den meisten, ja fast bei allen Oekonomien Deutschlandes ist aber der Boden, Neubrüche und trockengelegte Moore etwa ausgenommen, schon lange kultivirt und meistens des Düngers mehr als zu viel bedürftig. Es ist daher auch ein heut zu Tage allge-

mein angenommener ökonomischer Grundsatz: daß eine gute und angemessene Viehzucht ein Hauptstück des Landhaushalts sey; weil bekanntlich der animalische Dünger, besonders wenn er von gut genährten Thieren kommt, der beste ist; mithin wird es wohl keines weitern Beweises über die Wichtigkeit einer guten Viehzucht gebrauchen. Eine Art der Viehzucht ist jedoch, wie wir in der Folge lernen werden, einträglicher als die andere, auch, nach Verschiedenheit des Lokals, paßlicher, als die andere; folglich muß der gute Oekonom auch wohl überlegen, welcher er, nach seinen jedesmaligen Umständen, seine vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen habe.

§. 5.

Untersuchung der Frage: Ob die Viehzucht schon überall in ihrer Vollkommenheit sey und der Ursachen, warum sie es noch immer nicht sey.

So sehr auch in einigen Provinzen Deutschlands die Viehzucht hie und da schon verbessert ist, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie im Ganzen noch sehr zurück sey, und daß sie in den meisten Provinzen noch nicht einmal mittelmäßig, geschweige dann vollkommen genannt werden könne. Man trifft noch an so manchen Orten kleine, erbärmliche Pferde, schwaches und elendes Rindvieh, grobhaarige, krüpplichte und raudige Schaafe, kurze und krüppelhafte Schweine an, daß

ein guter Oekonom sich oft eines gerechten Unwillens über solch eine elende Viehzucht nicht enthalten kann. Bei einigem Nachdenken geräth man aber bald auf die Ursachen, warum die Viehzucht bisher in vielen Provinzen Deutschlands so schlecht bleiben mußte.

1) Die Verbesserung der Viehzucht lag den Regenten gar nicht am Herzen, und ob sie gleich in Rücksicht auf die Remontirung ihrer Reuterei und Anschaffung guter Artillerie- und Train-Pferde vorzüglich auf Veranstaltung einer guten Pferde-Zucht hätten denken, für gute Zuchthengste aller Art sorgen, und solche in ihrem Lande hätten vertheilen sollen, damit gute Pferde hätten herangezogen werden können, so verfielen sie doch nicht auf diesen wichtigen Punkt und dachten noch weniger daran, auf ihre Domainen gute Stiere und Böcke zu schicken, oder es dem Pächter zur Pflicht zu machen, solche anzuschaffen. Sie hatten auch nicht das Glück auf diese Punkte aufmerksam gemacht zu werden, weil man vermuthlich Scheu trug, Dinge in Vorschlag zu bringen, welche zur Anlage und Unterhaltung Geld erforderten, das ohnehin schon so viele Auswege hatte und meistens so rar war.

2) Die ansehnlichsten Privat-Gutsbesitzer fanden es meistens für bequemer und für ihre

Neigung zum Hochleben paßlicher, ihre schönen Güter zu verpachten und die Pacht im Auslande zu verzehren, als auf deren beste Benutzung zu denken. Wenn auch hie und da einer unter ihnen ein rühmliches Beispiel gab, auf Verbesserung seiner Pferde durch Anlegung guter Stutereien verfiel, schöne Stiere und Böcke kommen ließ, um dadurch auch die Rindvieh- und Schaafzucht zu verbessern, so waren doch diese Beispiele zu selten und wirkten auf die Nachbaren um so weniger, da die Besorgung des Viehes den gemeinen Hirten und Kurschmieden, welches meistens abergläubische, unwissende und an Vorurtheilen klebende Menschen waren, anvertraut werden mußte, welche durch Unwissenheit und Nachlässigkeit das Vieh verwahrloseten und es bald eben so krüppelhaft machten, als das Landvieh.

3) Die Pächter und Verwalter der Domanial- und andern Güter waren meistens Menschen vom niedrigsten Stande, ohne alle wissenschaftliche Erziehung. Sie hatten nicht viel gesehen und noch weniger gelesen. Diese dankten also Gott, wenn sie nur nach dem alten Schlendriane fortwirthschaften konnten, und da sie nichts besseres kannten, und meistens ohnehin reich bei ihrem trägen Gange wurden, so fiel es ihnen nicht ein, auf Verbesserung irgend einer Art zu denken. Das Vieh aller Art

war und blieb rohen, dummen und abergläubischen Hirten und Knechten überlassen, die es durch unvernünftige Fütterung und Behandlung noch elender machten, als es war, besonders wenn sie in der alle Industrie erstickenden Leibeigenschaft lebten.

4) Die Vieh-Weiden, die man von jeher so unverantwortlich vernachlässigte, lieferten auch von jeher eine elende und magere Nahrung für das Vieh, besonders für das Rindvieh, und doch wollte man das Weide-Recht nicht unbenutzt lassen. Das Landvieh gieng also immer in elenderem Zustande von Generation zu Generation über, und das mit vielen Kosten angeschaffte bessere Vieh kam auf solchen elenden Weiden bald so herab, daß es in der dritten Generation zu gemeinen Landvieh herabgesunken war. Man sahe dieß, dachte nicht auf kräftigere Futterung und bessere Behandlung; konnte auch fast überall nicht an Stallfütterung denken, weil das schädliche Weide-Recht den Anbau der Futterkräuter meistens unmöglich machte, die Ställe auch zu elend eingerichtet waren — und so blieb alles bei dem Alten. Seitdem jedoch Männer von Ansehen und hellem Geiste anfiengen, ihr Augenmerk auf die Landwirthschaft zu richten, und besonders auch die Wichtigkeit der Viehzucht einzusehen, seitdem man den Nutzen der Stall-

fütterung erfuhr und solche also allgemein angepriesen, ja auch mancher Orten eingeführt wurde, fieng die Viehzucht an, sich zu heben und der Gedanke an deren Verbesserung gemeiner zu werden.

§. 6.

Worauf es bei einer vernünftigen Viehzucht im Allgemeinen ankomme.

Bei einer guten und zweckmäßigen Viehzucht kommt es im Allgemeinen darauf an, daß man

1) sich die beste, den lokal- und sonstigen Umständen anpassende Art von jeder besondern Gattung des Viehes anschaffe;

2) daß man jeder Gattung gute und gesunde Ställe verschaffe, worin jedes den erforderlichen Raum und besonders auch gesunde Luft finde; daß man

3) für jede Gattung nicht allein die beste und zuträglichste Art des Futters für die verschiedenen Jahrszeiten wähle, sondern auch dafür sorge, daß solches zu allen Zeiten in hinlänglicher Menge vorhanden sey, und jedem Stück zu rechter Zeit in der erforderlichen Quantität gereicht werde; daß man

4) für die Reinlichkeit der Ställe und häufige Reinigung und sonst für gute Wartung des Viehes selbst genaue Sorge trage; daß man

5) jede Mißhandlung, jede unzeitige Tränkung und Schwemmung, mithin jede innere und äußere Erkältung des Viehes zu verhüten suche; daß man endlich

6) den Gesundheits-Zustand seines Viehes oft und fleißig untersuche, und bei entstehenden Krankheiten die Ursachen derselben auf das genaueste zu erforschen suche, um solche nicht nur mit desto besserem Erfolge heilen, sondern auch für die Zukunft verhüten zu können; alle Seuchen aber durch vernünftige Vorbauungs-Mittel abzuhalten trachte.

§. 7.

Die Mittel, wodurch man sich einen guten Vieh-Stapel, ohne großen Aufwand, verschaffen, oder sein Vieh in sich selbst und sonst veredeln und verbessern könne, werden im Allgemeinen angegeben.

Die Art, wie bisher manche bemittelte Landwirthe ihre Viehzucht verbesserten und veredelten, nämlich die Ankaufung besseren Viehes, war wohl zu kostbar und zu wenig zweckdienlich, als daß sie allgemein werden konnte. Nur wenige Oekonomen sind im Stande, mit großen Kosten bessere Raßen Viehes jeder Art anzuschaffen. Auch ist die schnelle Anschaffung ganz neuen Viehes sehr mißlich, weil auf die Weide und die Behandlungsart gar viel in Ansehung

des Gedeihens ankommt. Eine wohlfeiler und richtiger berechnete Art, seinen Vieh-Stapel zu verbessern, konnte und kann einzig und allein die Lust dazu allgemein machen. Diese beruht aber im Ganzen auf Folgendem:

1) Man suche sein Vieh durch bessere, aber auch dafür passende Männchen zu erfrischen.

2) Man wähle zur Zucht und Fortpflanzung nur gesunde, wohlgebaute Thiere beiderlei Geschlechts von guter Art und Abkunft.

3) Man gebe diesen Thieren von Jugend auf eine gesunde und kräftige Nahrung, lasse sie also hinlänglich lange saugen, und schaffe den Müttern gute Nahrung, damit sie auch gute Milch geben.

4) Man lasse sie nicht eher zur Begattung, bis sie sich völlig ausgebildet haben; auch nehme man sie nicht früher zur Arbeit.

5) Man behandle die trächtigen Thiere, während ihrer Trächtigkeit, mit vorzüglicher Sorgfalt, gebe ihnen gesundes und reichliches Futter und bewahre sie vor aller Verwahrlosung.

6) Man lasse das zur neuen Zeugung bestimmte Mutter-Vieh nicht zu lange und nicht bis kurz vor dem neuen Wurfe melken, sondern setze es durch zeitige Einstellung des Melkens in den Stand, für die heranwachsende Lei-

besfrucht auch die nöthige Nahrung abzusetzen und Kräfte zu der Geburtsarbeit zu sammeln.

§. 8.

Worauf man allgemein bei dem Ankaufe des Viehes zu sehen und welche Vorsicht man dabei anzuwenden habe.

Wer seinen Vieh-Stapel durch Ankauf verbessern will, muß jedesmal den Hauptpunkt vor Augen haben: daß das angekaufte Vieh für das Lokal paßlich und von guter Art sey. Wer z. B. veredelte oder Spanische Schaafe mit vielen Kosten ankaufen wollte, um sie auf elende und ungesunde Weiden zu bringen, der würde thörigt handeln und seinen Fehler leicht hart büßen müssen. Ein solcher thut besser, gutes Land-Schaaf-Vieh zu kaufen, und überhaupt seine Schäferei einzuschränken. Wer Zuchthengste mit vielen Kosten kaufen wollte, um selbst gute Füllen anzuziehen, ohne zu bedenken, ob er auch gute Weide für die Zucht-Stuten und Füllen habe, würde einen großen Fehler begehen, und eben so der, welcher Schweizer- oder Friesisch-Vieh ankaufen wollte, um es auf magern Weiden halb verhungern zu lassen. Nur der, welcher gesunde Schaafweiden hat, kann auf eine Spanische Schaafzucht, der, welcher gute Füllen-Weide hat, auf eigne Pferde-Zuzucht und der, welcher Stallfütterung hat, oder mit fetten Weiden versehen ist, auf Anschaffung großen

und guten Rindviehes denken, wobei er jedoch auf milchreiches Vieh besonders zu achten hat.

Bei jedem Ankaufe ist aber noch außerdem die größte Vorsicht nöthig, damit man sicher sey, nicht etwa den Ausschuß anderer Länder oder Güter sich auf den Hals zu kaufen, welches gar leicht geschehen kann, weil in der Regel das beste Vieh nicht verkauft zu werden pflegt. Man wird also sehr wohl thun, sich an Freunde oder sonst an zuverlässige Menschen zu wenden, wenn man Vieh ankaufen will, und lieber gutes junges Vieh nach und nach heranzuziehen, als auf einmal viel altes Vieh anzukaufen.

§. 9.

Die Frage: Ob es besser sey, sein Vieh, besonders das Pferde- und Rindvieh, zu weiden, oder auf dem Stalle zu füttern? wird für die Stallfütterung entschieden; es werden jedoch auch die Ursachen angegeben, warum selbige vorerst noch nicht allgemein werden könne.

Die Frage: Ob die Stallfütterung dem Weiden vorzuziehen sey, kann im Allgemeinen wohl nicht anders, als zu Gunsten der Stallfütterung entschieden werden; denn bei dieser wird

1) viel Dünger gewonnen, der bei dem Weiden unnütz verstreut wird; es kann dabei
2) die Fütterung des Viehes besser eingetheilt und stets gleich gehalten werden, und folglich

muß auch der Ertrag der Milch stets mehr gleich und Milch und Dünger fetter ausfallen, als wenn das Vieh auf magern Weiden herumläuft, auch wohl in heißen Tagen vom Ungeziefer gequält und am Fressen gehindert wird. Sodann ist auch

3) das Vieh bei dem Weiden mehrern Unfällen, Erkältungen u. dgl. ausgesetzt, als im Stalle; und

4) ist dasselbe bei der Stallfütterung vor Seuchen und einigen Krankheiten, z. B. dem Blutharnen oder der Harnruhr, auch Weidebruch genannt, weit mehr gesichert, als dasjenige, was geweidet wird, sobald man bei jener die nöthige Reinlichkeit und gesunde Luft in den Ställen erhält, auch das Vieh, während des Ausmistens, zu Schöpfung frischer Luft, unter Aufsicht auf den Oekonomie-Hof läßt.

Es haben deshalb gute Haushalter auch durchgehends die Stallfütterung vorgezogen, ja wohl gar bei den Schaafen die Stall- und Hordenfütterung angewandt. Lokal- und andere Verhältnisse können jedoch die Stallfütterung widerrathen, z. B. da, wo das Vieh schöne und fette Weiden hat, welche ohne das Weiden des Viehes nicht wohl würden benutzt werden können; da, wo die Schlag- oder Koppelwirthschaft eingeführt ist u. s. w., bleibt das Weiden im-

mer zuträglicher, so wie da, wo die Ställe noch nicht gehörig eingerichtet sind.

Eben die unvollkommne Einrichtung der Ställe und die Weide-Berechtigungen, welche man nicht gern aufgeben will, sind, nebst dem unvollkommnen und hie und da sehr erschwerten Bau der Futterkräuter, als die Hauptursachen anzusehen, warum die Stallfütterung noch nicht durchgehends eingeführt werden kann, und sie wird nur dann erst allgemein werden können und müssen, wenn die Theilung der Hut und Weide und die Aufhebung der schädlichen Sammt- und Koppelhütung erst überall mit Ernst betrieben wird, welcher leider fast allenthalben so manche Hindernisse und Schwierigkeiten im Wege stehen.

§. 10.

Was ein guter Viehstall im Allgemeinen für Eigenschaften haben müsse, wird kürzlich angezeigt.

Der Hauptzweck eines jeden Stalls ist der, daß das Vieh darin einen sichern, bequemen und gesunden Aufenthalt finde. Die Hauptpunkte, worauf man daher bei der Einrichtung der Ställe für alle Arten des Viehes sehen muß, sind diese:

1) daß sie an einem gesunden und trocknen Orte angelegt und eher etwas aus der Erde heraus, als in dieselbe hinein gebracht werden, damit

das Vieh nicht durch feuchte Dünste an seiner Gesundheit leide.

2) Daß sie luftig und mit gegen einander überstehenden Klappen in hinlänglicher Anzahl versehen sind, um von Zeit zu Zeit Zugluft darin zu erregen, und so die Ausdünstungen des Viehes selbst und seines Unraths fortschaffen zu können.

3) Daß sie gehörig dicht sind und Thüren und Klappen gut anschließen, damit bei hartem Winter die Kälte von dem Viehe abgehalten werden könne.

4) Daß sie hinlänglichen Raum haben, damit jedes Stück Vieh darin so viel Platz finde, sich bequem hinlegen zu können; damit es nicht etwa unruhig werde und das übrige Vieh beschädige.

5) Daß sie gute Krippen und Raufen, auch gute Futtergänge haben, damit das Vieh bequem und ohne unnütze Zeitverschwendung gefuttert werden könne.

6) Daß sie hinlänglich große Gefäße zu Aufbewahrung des Tränk-Wassers haben, worin das Tränk-Wasser von der Luft in etwas erwärmt werde, in so fern nicht etwa Gelegenheit vorhanden ist, es im Freien mit Flußwasser zu tränken.

7) Daß sie hinlängliche Ein- und Ausgänge haben, damit der Unrath bequem fortgeschafft

und

und die nöthige Reinlichkeit darin unterhalten werden könne.

Da übrigens bei jeder Art der Ställe noch die beste Einrichtung derselben angegeben werden soll, so enthalte ich mich, darüber hier weiter etwas zu sagen.

§. 11.

Was in Ansehung der Futterung, Tränkung, Streuung und Reinigung des Viehes überall zu beobachten sey, wird angegeben.

Bei der Futterung des Viehes kommt es hauptsächlich darauf an, daß gesundes Futter, in angemessener Menge und zur gehörigen Zeit gereicht; bei der Tränkung, daß das Vieh nicht zur Unzeit geschwemmt und getränkt; bei der Streuung, daß solche reichlich genug geschehe, damit das Vieh sich ausruhen könne und nicht in seinem Unrathe liege und bei der Reinigung, daß solche oft genug und zur rechten Zeit geschehe.

Vorzüglich muß das trächtige und junge Vieh gutes und seinen Umständen angemessenes Futter und Getränk haben, wenn man sich einen guten Viehstapel verschaffen und zu erhalten gesonnen ist; denn ohne gute und hinlängliche Nahrung ist keine vollkommne Entwickelung der Thiere möglich.

Wer alle diese Regeln beobachtet, wird manche Krankheit und Schwäche seines Viehes verhüten.

§. 12.

Es wird gezeigt, worauf es, bei entstandenen Krankheiten und Seuchen des Viehes, hauptsächlich ankomme, und wie man besonders der Entstehung und Verbreitung der Seuchen vorbauen könne.

Selbst bei der vorsichtigsten Behandlung des Viehes ist es doch möglich, daß Krankheiten unter demselben entstehen. In diesem Falle kommt es hauptsächlich darauf an, daß die nöthigen Heilmittel schleunig angewandt werden; weil manche Krankheiten schnell tödtlich werden können.

Um aber die rechten Mittel anwenden zu können, muß man die Krankheit gehörig zu beurtheilen im Stande seyn, und die wirksamsten Mittel gegen selbige sich bekannt gemacht haben. Man muß sich also die nöthigen veterinarischen Kenntnisse auf alle Weise zu verschaffen suchen.

Wer diese Kenntnisse nicht hat, thut wohl, sich aufs schleunigste an einen guten Thierarzt zu wenden, nicht aber unwissenden und abergläubischen Hirten und Quacksalbern die Heilung zu überlassen, welche durch ihre zwecklosen Mittel meistens mehr verderben als gut machen.

Damit die Heilmittel schnell genug angewandt werden können, muß jeder Hirt und jeder Knecht auf das strengste dazu angehalten werden, es

gleich anzuzeigen, wenn irgend ein Stück Vieh erkranket, oder auch nur einer Krankheit verdächtig ist.

Zu Verhütung einiger Seuchen, z. B. der Pocken der Schaafe, der Rindviehseuche ist die Impfung das beste Sicherungsmittel und man thut wohl, solches in Zeiten anzuwenden, wenn die Seuche in der Gegend eintritt; weil die Ansteckung immer gefährlicher wird, je mehr die Seuche um sich greift und das sogenannte Miasma oder der Ansteckungsstoff sich in der Luft verbreitet und verstärkt.

Bei allen Seuchen aber muß man, sobald man von deren Verbreitung in der Nähe Nachricht erhält, die Sorte des Viehs, worunter die Seuche herrscht, auf dem Stalle lassen, den Stall aber mit verdoppelter Vorsicht reinigen, lüften und räuchern, auch dem Viehe kräftiges Futter geben und fleißig Salz über solches streuen.

Bei wirklich eingetretener Seuche muß vor allen Dingen das sieche Vieh von dem gesunden so schnell, als nur immer möglich, abgesondert werden, um das Anstecken nach Möglichkeit zu verhüten. Bei dem siechem Vieh müssen aber schnell die zweckdienlichsten Mittel angewandt werden. Kennt man solche selbst nicht, so muß man nicht säumen, einen geschickten Thierarzt zu Hülfe zu rufen.

§. 13.

Warum ein guter Oekonom die Viehzucht unter eigener genauerer Oberaufsicht halten müsse.

In dem auf jeder irgend beträchtlichen Oekonomie zu haltenden Viehstande steckt heut zu Tage ein sehr ansehnliches Kapital, und ein Oekonom, der so unglücklich ist, häufig durch Verwahrlosung und Nachlässigkeit in der Behandlung des Viehes an diesem Kapitale zu verlieren, wird, bei aller Emsigkeit und Anstrengung, leicht mehr rück- als vorwärts kommen. Es ist daher ohne vieles Nachdenken einzusehen, daß man diesen wichtigen Zweig des Landhaushalts unter der strengsten Aufsicht halten müsse, und nicht der Disposition der Knechte und Hirten allein überlassen dürfe.

Von der Gesundheit und dem Wohlstande der Thiere hängt der bessere oder schlechtere Betrieb des Ackerbaues, als der Seele der Wirthschaft, ab. Die Gesundheit der Thiere selbst aber hängt großen Theils von guter Behandlung ab. Gesunde und reine Luft, gesundes und reines Futter zur rechten Zeit gegeben, gehörige Wartung und Reinigung sind sowohl bei dem Viehe, als bei dem Menschen die besten Mittel zur Erhaltung der Gesundheit. Ein guter Landwirth muß also häufig, und zwar jeden Tag mehrmals, danach sehen, daß diese Mittel stets gehörig angewendet werden — da-

her das alte Sprüchwort: Das Auge des Herrn macht fettes Vieh. —

Dennoch kann bei der besten Aufsicht, durch allerlei Zufälle, das Vieh äußerlich oder innerlich erkranken, und deshalb ist nöthig, daß sich der Oekonom auch da zu helfen wisse und wenigstens bei gewöhnlichen Vorfällen die zweckmäßigen Mittel selbst anzuwenden verstehe, bei ungewöhnlichen aber die nöthigen Vorkehrungen treffe, um bald die nöthige Hülfe zu erlangen und größeres Uebel zu verhüten.

Nach diesen Grundsätzen werde ich nun die Behandlung einer jeden Art des Viehes durchgehen, den angehenden Oekonomen auf das, was er zu thun hat, aufmerksam machen, und ihm zeigen, wann und wie er es thun, wonach und wie er sehen solle.

Zweiter Abschnitt.

Von den einzelnen hauptsächlichen Arten der ökonomischen Viehzucht, und dem, was bei jeder Art derselben zu beobachten ist.

Erstes Kapitel.

Von der Behandlung der Pferde, und demjenigen, wonach ein guter Oekonom hiebei zu sehen hat.

§. 14.

Von der zweckmäßigen Einrichtung eines Pferdestalls.

Ein angehender Oekonom wird freilich nicht immer Gelegenheit haben, einen Pferdestall neu anzulegen; allein er kann doch sicher in der Folge Nutzen davon ziehen, wenn er gleich mit der gehörigen und zweckmäßigen Einrichtung eines Pferdestalls bekannt wird, weil es Gelegenheit genug geben wird, diese Kenntniß, ganz oder zum Theil, bei alten Pferdeställen praktisch anzuwenden.

Ein guter Pferdestall soll

1) und vor allen Dingen so eingerichtet seyn, daß die Thiere darin immer reine und gesunde Luft einathmen. Er soll also vorzüglich die gehörige Höhe haben. Diese ist 10, besser 12 Fuß. Er soll ferner so eingerichtet seyn, daß man, so oft man will, frische Luft durch solchen könne streichen lassen, zu andern Zeiten aber die rauhe Luft und die Kälte von ihm abhalten könne. Er soll also mit den gehörigen Klappen und Thüren versehen seyn, um nach Willkühr jenen Zug der Luft hervorbringen zu können. Die engen, immer offnen Luftlöcher, die man häufig in den Ställen antrifft, taugen durchaus nicht, und sind die Ursache mancher Krankheiten, sind sehr oft die Hexen, welche des abergläubischen Landmanns Vieh plagen. Kann man dagegen aber in der Decke des Pferdestalls ein Dampfrohr, oder einen Dunstschornstein, anbringen und oben zum Dache hinausführen, so wird man dadurch für die Gesundheit der Thiere viel gewinnen.

2) Muß ein guter Pferdestall das nöthige Licht haben, jedoch wird es gut seyn, wenn dieß Licht den Pferden nicht unmittelbar in die Augen fällt. Es müssen also die Fenster gehörigen Orts angebracht, jedoch auch mit Klappen, in- oder auswendig, versehen werden, um den Stall im Sommer

gehörig dunkel machen, und dadurch Mücken und Fliegen von dem Viehe möglichst abhalten zu können, damit solches die gehörige Ruhe habe; denn die Erfahrung lehrt, daß Mücken und Fliegen sich nicht gern im Dunkeln aufhalten.

3) Ein guter Pferdestall muß ferner, wo möglich, so angelegt werden, daß die Eingänge gegen Norden, oder Nordwesten liegen. Dadurch wird man dem Eindringen des Ungeziefers schon sehr zuvor kommen. Es ist nicht wohl möglich, daß bei dem vielen Aus- und Eingehen, bei dem Reinigen u. s. w. die Thüren immer verschlossen gehalten werden; liegen solche nun aber gegen Osten, Süden oder Westen, so findet das Ungeziefer bald den Weg in die Ställe, wenn die Sonne in die Thüren scheint. Man könnte meinen, im Winter sey es schädlich, wenn der Nord- und Nordwestwind auf die Thüren stoße; allein im Winter werden die Thüren bei weitem weniger geöffnet werden, als im Sommer, und die wenige eindringende Kälte ist lange so nachtheilig nicht, als das im Sommer eindringende Ungeziefer; auch werden bei strenger Kälte die Knechte weit eher darnach sehen, daß sie gehörig verschlossen gehalten werden, als bei warmer Witterung.

4) Muß ein guter Pferdestall gehörigen Raum für die darin aufzustallenden Pferde haben. Jeder Pferdestand muß 6 Fuß Breite und 8 Fuß Länge haben, theils, damit jedes Thier sich bequemlich legen, theils, damit man bei der Reinigung um selbiges gehörig vor allen Seiten herumkommen könne. Ueberdem müssen die Stände gehörig von einander abgesondert werden, und wenigstens durch Latirbäume getrennt seyn, damit ein Thier dem andern nicht leicht Schaden zufügen könne.

5) Muß ein guter Stall auch so eingerichtet seyn, daß das Futtern leicht und sicher geschehen könne. Es müssen also auch die Krippen, wo möglich, so angebracht seyn, daß das Futtern geschehen könne, ohne daß man dabei eben zwischen die Pferde zu gehen braucht. Wo zwei Reihen Pferde stehen, werden deshalb die Krippen so gelegt, daß die Pferde mit den Köpfen gegen einander stehen, und zwischen die 2 Krippen der Futtergang komme; wo aber nur eine Reihe Pferde ist, da richtet man es gewöhnlich so ein, daß aus der mit dem Pferdestalle zu verbindenden Schneidekammer das Futtern geschehen könne.

6) Gehören auch in einen guten Pferdestall gute Krippen und Hilten.

Am besten sind wol unstreitig die von Eichenholz, welche auf dem Rande mit Blech beschlagen sind, indem in den steinernen im Winter das Futter leicht friert, wenn etwa ein wenig naß gefüttert wird. Auch müssen die Krippen nicht zu hoch und nicht zu niedrig seyn, damit das Vieh mit Bequemlichkeit fressen könne, und in gleicher Absicht müssen auch die Hilten, Hillen oder Raufen, nicht zu hoch und nicht zu weit seyn. Dann muß auch

7) der Boden eines guten Pferdestalls vor allen Dingen gehörig eingerichtet seyn, das heißt: er muß

a) unter den Vorderfüßen der Pferde mit eichenen Bohlen, oder noch besser, mit 1½ Fuß langen eichenen, dicht aneinander gesetzten, Pfählen gehörig ausgelegt seyn; er muß

b) um dem Urine gehörigen Abfluß zu verschaffen, unter den Hinterfüßen der Pferde mit Steinen gepflastert seyn; doch darf der Abhang nicht viel über 3 Zoll betragen, weil sonst die Pferde zu gestreckt stehen, und die Sehnen der Beine zu sehr anspannen müssen, wovon sie gar leicht steif werden; dann muß der Boden

c) wo möglich einen Kanal zum Abzuge des zusammengelaufenen Urins haben, der, wie sich von selbst versteht, auch das gehörige Gefälle, d. h. die gehörige Schräge oder

Abhängigkeit nach dem Mistlager zu, hat.
Endlich muß

8) ein guter Pferdestall auch eine hinlänglich geräumige Schneidekammer und den nöthigen Raum für die Betten und Geräthschaften der Knechte, als welche nothwendig in der Nähe der Pferde schlafen müssen, so wie einen gehörigen Wasserbehälter haben, damit in solchem das Wasser durch die Luft nöthigen Falls temperirt werden, und es nicht leicht am erforderlichen Wasser fehlen könne.

§. 15.

Von der Durchlüftung des Pferdestalls.

Das Pferd dünstet, besonders bei warmen Sommertagen, sehr stark aus, auch hat dessen Urin einen sehr starken Geruch. Dadurch wird im Sommer, sogar in einem hohen, geschweige denn in einem niedrigen Pferdestalle, die Luft leicht ungesund. Man muß also in dieser Zeit Zugluft in den Ställen zu erregen suchen, und die Klappen und Thüren öffnen. Dieß geschieht am besten des Morgens, wenn die Pferde an der Arbeit sind. Es kann aber auch, nöthigen Falls, zu einer andern beliebigen Zeit des Tages, selbst wenn die Pferde im Stalle sind, geschehen; nur muß es dann weder am ganz frühen Morgen, oder ganz spät am Abend, noch am Mittage geschehen, weil ersteren Falls das Vieh sich leicht

erkälten, letztern Falls aber der Hauptzweck der Abkühlung nicht erreicht, vielmehr den Insekten der Zugang erleichtert werden würde.

§. 16.

Über die nöthige Reinigung des Pferdestalls.

Gemistet muß der Stall täglich werden, weil die Pferde, wenn sie stets auf dem Miste stehen, durch den in selbigem, und noch mehr durch den in dem damit verbundenen Urine enthaltenen, Salmiak, sprödes Horn bekommen, welches denn, bei dem Beschlagen, leicht ausbricht oder stark beschädigt wird, wenn etwa ein Pferd unterwegs ein Eisen verliert. Das Misten geschieht am besten des Morgens vor dem Anspannen der Pferde, damit der Mist nicht am Tage im Stalle ausdünste und die Luft verunreinige.

Von Staub und Spinngewebe muß aber der Stall, so wie die Schneidekammer, auch, wenigstens alle 8 Tage, gereinigt werden, theils, damit sich Ausdünstung und Unreinigkeit nicht in solchen hängen und dort fauligt werden könne, theils damit sich in das Spinngewebe nicht Stroh, Heu u. dgl. hänge, und dadurch die Feuersgefahr vermehrt werde, theils, damit das Spinngewebe nicht etwa hie und da, durch seine Schwere, zwischen das Futter, besonders das Häckfel, falle, und solches verunreinige. Auch müssen die Krippen häufig von allem Unrath und allem etwa mulstrig gewordenen Futter gerei-

nigt werden, damit das Vieh mit Lust fresse, und immer gehörig kraftvoll bleibe.

§. 17.

Von der Streu der Arbeitspferde.

Arbeitspferde müssen mit reichlicher Streuung versehen werden; denn da sie sich gern legen, so ist es auch gut, daß sie gemächlich liegen, um sich desto besser auszuruhn. Auch liegen sie auf dem Stroh reinlicher und, besonders im Winter, wärmer, welches ihnen sehr zuträglich ist. Das Streustroh muß also, wenn es nicht etwa sonst an Stroh mangelt, nicht geschont werden. Auf ein Viergespann Pferde rechnet man gewöhnlich 40 Pf. Stroh zum Einstreuen. Das Stroh kömmt ohnehin nicht um. Es saugt den Urin in sich, und wird ja mit selbigem demnächst auf das Mistlager gebracht, wo es den so sehr nützlichen Dünger vermehrt.

§. 18. a.

Wann und wie die Pferde täglich gewaschen oder abgeschwemmt, gestriegelt und sonst gereinigt werden müssen.

Gewaschen oder geschwemmt müssen die Pferde täglich zweimahl werden, nämlich Mittags und Abends. Das Waschen kann zu jeder Zeit, ohne Nachtheil, sofort geschehen, wenn sie von der Arbeit kommen; es sey denn, daß sie zu sehr erhitzt wären, welches jedoch bei guter Behandlung nicht leicht der Fall seyn wird. — Es geschieht am besten mit einer Bürste, die

man häufig ins Wasser taucht, und womit haar- an- und haarabwärts so lange gebürstet wird, bis das Wasser rein und klar über den Huf herabfließt. Besonders müssen aber dabei die Stellen zwischen den Vorder- und Hinterbeinen, und in den Köthen aller 4 Beine, ganz rein abgewaschen werden, weil sonst, wenn sich der Unrath dort festsetzet, im Fesselgelenke und zwischen den Beinen leicht Wunden und Schorf entstehen, die das Thier bei der Arbeit sehr belästigen und öfters Lähmungen und Mauken zur Folge haben.

Das Schwemmen muß nicht geschehen, wenn die Pferde irgend warm von der Arbeit kommen, weil sonst leicht Erkältungen und eben dadurch Drusen und andere übele Krankheiten entstehen. Erhitzte Pferde müssen also wenigstens erst eine volle Stunde im Stalle stehen und sich abkühlen, bevor sie in die Schwemme geritten werden.

Gestriegelt und geputzt müssen die Pferde täglich dreimal werden, nämlich Morgens, Mittags und Abends. Ein guter Oekonom muß also Acht haben, daß dieß alles pünktlich geschehe.

§. 18. b.

Wie untersucht und erfährt man, ob das Waschen, Schwemmen und Striegeln gehörig geschehen sey?

Man fährt mit den Fingern an mehreren Stellen, insbesondere über den Hintertheil, oder

die Croupe des Pferdes, gegen das Haar an. Entstehen straubichte Striche, zeigt sich Schmutz an den Fingern, dann ist nicht gehörig geputzt. Auf gleiche Art untersucht man die Stellen zwischen den Vorder- und Hinterbeinen und in den Köthen. Findet man hier hart gewordenen Dreck, Schmutz oder wol gar kleine Schörfe, so hat der Ackerjunge, oder Enke, dem das Reinigen oder Putzen obliegt, seine Pflicht nicht gethan, und dann muß er wegen seiner Nachlässigkeit zur Verantwortung gezogen und auf der Stelle angehalten werden, seinen Fehler gut zu machen; dem Knechte muß aber zugleich ein derber Verweis darüber gegeben werden, daß er seine Pflicht nicht gethan und den Enken nicht zu seiner Schuldigkeit angehalten hat. Wenn diese Untersuchung oft geschieht und mit Nachdruck auf das gehörige Reinigen gehalten wird, so wird dadurch manches kleine und größere Uebel verhütet werden.

§. 19.

Regeln, welche bei der Fütterung der Pferde zu beachten sind.

Ein guter Haushalter muß darauf achten:

1) Daß jederzeit das nöthige Futter in Vorrath sey. Der Knecht muß also angehalten werden, bei dem jedesmaligen Füttern das nöthige Häcksel zum nächsten Futter auf den Tag in Vorrath zu schneiden, damit es nicht daran fehle.

2) Daß das Futter gehörig gereinigt werde. Das zu gebende Korn muß also, jedesmal vor dem Futtern, in einer Mulde oder Futterschwinge, durch Aufwerfen und Wiederauffangen, von dem Staube gehörig gereinigt werden.

3) Daß das Futtern in gehöriger Art und zur gehörigen Zeit geschehe.

Auf gehörige Weise geschieht das Futtern, wenn den Pferden das Futter in gehöriger Menge und Mischung gereicht, wenn ihnen nicht zu vieles Futter auf einmal gegeben, wenn es gehörig gemengt und wenn verhütet wird, daß die Pferde nicht das Häckfel wegschnauben und das Korn allein fressen.

Die gehörige Mischung ist $\frac{1}{3}$ Korn und $\frac{2}{3}$ Häckfel; die gehörige Menge für ein Arbeits-Pferd ist täglich $\frac{1}{2}$ Himpten Korn Braunschw. Maaße und 1 Himpten Häckfel, nebst 5 bis 6 Pfund Heu, und die jedesmal zu gebende Portion ein Huthkopf voll, auf jedes Pferd, welches ihm gehörig auseinander gerührt und gemengt werden muß. Wird zuviel auf einmal in die Krippe gegeben, so frißt ein Pferd selten rein aus, weil sich zu viel Geifer und Dampf aus der Nase mit dem Futter vermischt, wodurch es ihm bald ekelhaft wird. Es geht also dadurch Futter verloren, wenn der Enke, aus Faulheit, zu

viel

viel Futter auf eins einschüttet. Das Wegschnauben des Häckfels wird dadurch verhütet, daß das jedesmalige Futter angefeuchtet und in der Krippe ein wenig mit Wasser besprengt wird. Zuviel Wasser aufzusprengen taugt aber nicht, weil, wenn das Pferd zu viel Flüssigkeit genießt, sein Blut zu flüssig wird und es zu leicht bei der Arbeit schwitzt; bei dem Tränken aber das Pferd ohnehin seinem Durste gemäß zu saufen pflegt.

Zur gehörigen Zeit und auf gehörige Art geschieht das Futtern ferner, wenn es

a) jedesmal wenigstens 3 Stunden vor der Arbeit angefangen und das Futtern und Tränken etwa 1 Stunde vor Anfang der Arbeit geendigt ist; so wie das während des Futterns geschehende Putzen, damit das Pferd erst in Ruhe verdauen könne und nicht mit vollem Magen an die Arbeit komme. Wenn es nun aber auf diese Art geschehen soll, so müssen Knechte und Enken wenigstens 3 Stunden vor Anfange der Arbeit der Pferde aufstehen. Es muß also hiernach gehörig gesehen werden. Das Futtern geschieht ferner gehörig, wenn

b) die erforderliche Menge gegeben wird. Bei einem solchen Futter muß ein Arbeitspferd einen Theil des ihm zugedach-

ten Futters in den oben angezeigten kleinen Portionen haben; auch muß

c) dahin gesehen werden, daß die Pferde, wenn sie eben von der Arbeit kommen, nicht gleich mit Korne gefuttert werden, sondern wo man es kann, muß man ihnen Heu auf die Raufen werfen und sie dabei ½ Stunde stehen lassen, sie, wenn sie warm sind, mit Stroh abreiben, demnächst aber abwaschen, oder abschwemmen und weiter reinigen, dabei aber füttern. Sodann muß

d) darnach gesehen werden, daß die Geschirre jedesmal, so oft die Pferde gefuttert werden, abgenommen und gehörig an den Latirbäumen hinter den Pferden aufgehängt, nicht aber etwa, wie oft geschieht, hinter denselben, an die Erde geworfen werden. Auf den Pferden dürfen die Geschirre nicht bleiben, theils, damit sie die Thiere, besonders im Sommer, nicht ohne Noth belästigen; theils, damit diese, wenn sie nach den Fliegen mit dem Kopfe, oder mit den Beinen schlagen, sich daran nicht beschädigen; theils, damit die Geschirre selbst nicht leiden, wenn die Pferde sich wälzen, oder wenn sich 2 aneinander drängen und, wie es leicht geschieht,

mit den Sielen-Haken sich an einander hängen, dann aber wild werden und zu reißen anfangen. Auf der Erde dürfen sie, theils der Unreinigkeit wegen, und theils deshalb nicht liegen, damit nichts daran zertreten, oder sonst beschädigt werde. Endlich muß

e) auch am Abend, wenn die Pferde von der Arbeit kommen, und auf die vorgeschriebene Art gefuttert und behandelt sind, jedem ein wenig Heu auf die Raufe gesteckt werden, damit es daran, wenn es noch Lust hat, ein wenig kauen könne. Nur wenn alles dies geschehen, darf erst der Enke sich zu dem Knechte in das Bette legen. Ueberdem ist es aber noch eine wichtige Regel: die Knechte dazu strenge anzuhalten, daß sie während des Anspannens oder vor demselben jedesmal die Krippen reinigen und das darin übrig gebliebene vor den Stall werfen, damit die Krippen nicht faul oder mulstrig werden und die Thiere die Freßlust nicht verlieren; das übrig gebliebene hingegen dem Federviehe allenfalls noch zur Nahrung diene.

§. 20.

Untersuchung der Frage: ob es rathsamer und vortheilhafter sey, den Pferden reines Korn mit Häcksel, oder sogenanntes Garben-Futter das heißt unausgedroschne und zu Häcksel geschnittene Garben, zu geben?

So sehr vortheilhaft auch diesem und jenem Oekonomen die Methode, Garben zu futtern, scheinen mag, weil er dabei den Dröscher-Lohn erspart, so halte ich doch dafür, daß, wenigstens bei großen Wirthschaften, es am gerathensten sey, reines Korn mit Häcksel zu geben und das Dröscherlohn nicht zu achten. Die Gründe, die mich dazu bewegen, sind diese:

1) Das Garbenfuttern erleichtert das Futterstehlen; die Knechte halten es, nach ihrer Moral, nicht nur nicht für unerlaubt, sondern sogar für verdienstlich, Futter für ihre Pferde zu stehlen; ja sie suchen sogar einen Ruhm darin, diese Kunst am besten zu verstehen und am meisten ausgeübt zu haben. Sie glauben kein Unrecht zu thun, weil sie das, was sie an Futter nehmen, den eignen Thieren des Herrn wieder zuwenden. Werden nun Garben aus der Scheuer gereicht, so ist leicht möglich, daß ein Paar mehr, oder minder, heimlich geholt oder mitgenommen werden.

Wird hingegen reines Korn gefuttert und zugemessen, so hält es der Knecht schon für

sträflicher, Korn zu stehlen, weil er weiß, daß der Verwalter, oder Schreiber, über das auf- und abgemessene Korn Rechnung führen und das Fehlende ersetzen muß. Gäbe es aber hie und da einen Knecht, der zum Stehlen des Futters dennoch geneigt wäre, so fällt der Diebstahl schwerer und ist, wenn sonst Ordnung auf dem Boden gehalten wird, leichter, als in den Scheuren, zu entdecken.

2) Bei dem Garbenfutter kann man nicht wohl verhüten, daß nicht bald viel, bald wenig Kornfutter gegeben wird, weil man die Beimengung des Häcksels, oder Strohes, nicht so gut in seiner Gewalt hat. Die Ursachen hiervon sind diese:

a) Die Garben oder Bunde können nicht wohl so egal gebunden werden, daß in jedem gleich viel Stroh und Körner säßen; indem auf dem einen Boden längeres Stroh und minder schweres und kräftiges Korn wächst, als auf dem andern. Die Garben werden nun aber so, wie sie sind, mit Aehren und allem geschnitten; folglich wird zu einer Zeit oft bei weitem mehr Korn gefuttert, als zu andern Zeiten, z. B. wenn am Berge gewachsene Frucht gefuttert wird, welche meistens kürzeres Stroh und kräftigeres Korn enthält.

b) Die geschnittenen Aehren fallen zwischen den ganzen Häcksel-Haufen vor der Schnei-

delade. Es ist also nicht wohl möglich, das Korn mit dem großen Haufen gleichmäßig zu vermischen; folglich bekommen die Pferde auch deshalb bald mehr bald minder Korn, also auch minder kräftiges Futter, und fressen also nothwendig oft viel leeres Stroh ein, welches den Magen füllt, ohne viele Kräfte zu geben. Es ist aber sehr zuträglich für die Gesundheit und Ausdauer der Pferde, bei der Arbeit, daß sie immer gleich starkes und kräftiges Futter genießen.

c) Bei dem Garben-Futtern kommt fast immer zu viel Häcksel nach Maaßgabe des Korns; die Pferde müssen also desto mehr von der Masse fressen, um die gehörige Menge Korn zu genießen und die abgegangenen Kräfte zu ersetzen, folglich geht desto mehr Zeit auf das Futtern. In den Saat- und Ernte-Geschäften taugt also auch schon, der größeren Zeitspieligkeit wegen, das Garbenfuttern nicht. Wenn man hingegen reines Korn nach Belieben mit Häcksel mengt, so ist man Herr darüber, die Menge des Korns zu mehren und die des Häcksels zu mindern, folglich in kürzerer Zeit die erforderliche Nahrung in den Magen zu bringen.

d) Mit vollem Magen zu arbeiten ist der Gesundheit eines jeden Thieres nachtheilig;

indem daraus Verstopfungen, Koliken, Kongestionen des Bluts nach dem Kopfe und andere Uebel, besonders bei heißen Tagen, entstehen können. Eben deshalb futtert man das Thier gern einige Zeit früher ab, das ist: man endigt das Futtern etwas früher, als die Arbeit angeht, wenigstens ½ Stunde vorher. Futtert man nun reines Korn mit Häcksel, dann hat man es in seiner Macht, die Mischung so einzurichten, daß das Thier zur gehörigen Zeit befriedigt sey, und eine Zeitlang vor der Arbeit schon verdauet habe. Muß es hingegen bei dem Garben-Futter eine größere Menge unkräftigen Futters fressen, so muß es auch längere Zeit fressen, folglich gleich mit vollem Magen wieder angespannt werden, wenn man keine Zeit mehr zu verlieren hat. Es wird alsdann träge und faul seyn, weit munterer aber, wenn es erst einen Theil der Verdauung, vor dem Anspannen, an der Krippe abgewartet hat. Erforderte aber auch wirklich einmal die Eile der Geschäfte, die Pferde schnell wieder anzuspannen, so wird ihnen doch eine kleinere und kräftigere Quantität Futters mit leichter Mühe zu verdauen seyn, und die nöthigen Kräfte ersetzen, als eine drei-, ja mehrfache Menge Garben-Futters.

Es bleibt also das Futtern des reinen Korns mit Häckfel bei weitem vorzuziehen. Im Winter, wo die Arbeit nicht strenge geht, die Pferde also oft still stehen und folglich Zeit genug zum fressen haben, scheint mir allenfalls das Garben-Futter noch am zulässigsten und unschädlichsten zu seyn.

§. 21.

Welche Art des Getreides zum Pferde-Futter am tauglichsten sey.

Es ist wohl eine ziemlich allgemeine Meinung erfahrner Oekonomen, daß der Hafer das rathsamste Pferde-Futter sey. Gerste mästet das Pferd meistens zu sehr, macht es dickblütig und träge, und die langen Eimen oder Grannen erschweren ihm das Kauen, verwunden ihm Maul und Zunge und machen es zum Fressen weniger geneigt. Rocken ist schon besser und kann bei Pferden, welche stark arbeiten und nicht zu jung sind, mit der gehörigen Vorsicht, ohne Bedenken gefuttert werden; doch muß er gehörig ausgetrocknet seyn, weil er sonst gewiß tödtliche Verstopfungen veranlaßt. Selten wird aber bei dem Rocken-Futtern Vortheil heraus kommen — und noch seltener bei dem Weitzenfuttern, also bedarf es darüber keiner vielen Regeln.

Bohnen und Wicken, oder sogenanntes Wällefutter, bekommen die Pferde auf großen Oekonomieen wohl selten, und mehr bei den Ackerleu-

ten und Köthern; allein davon gilt meistens alles das, was vom Garbenfutter gesagt ist. Ohnehin ist das Bohnenstroh, und folglich auch das Häckfel von selbigem, gröber und fordert also längere Zeit zum Kauen und Verdauen; und es tritt oft der Fall ein, daß die Bohnen und Wicken gar viel Stroh und gar wenig Korn geben. Es ist also wol zu dieser Art des Futters nicht sehr zu rathen, besonders da auch die Bohnen und Wicken schwerer zu zermalmen sind, als der Hafer, mithin auch längere Zeit zum Futtern erfordern. Dagegen sind reine Bohnen unter Hafer und zwar so gemengt, daß man einen Himpten Bohnen für 2 Himpten Hafer rechnet, ein sehr zuträgliches Futter für Pferde, die immer arbeiten; weil die nicht immer arbeitenden Pferde sehr leicht einen Ausschlag an den Beinen darnach bekommen. Für junge Pferde aber taugt das Bohnenfutter nicht; weil sie bei dem Kauen dieses harten Futters sehr die Augenmuskeln mit anstrengen müssen, und darnach leicht Blindheit erfolgt. Reitpferden muß man nie Bohnen geben.

§. 22.

Ist es gut, den Pferden im Sommer grünes Futter, als: Gras, Klee, und dergl. zu reichen?

Ich zweifle sehr daran, daß grünes Futter den Arbeits-Pferden zuträglich sey; weil es mei-

stens einen Durchfall erregt, folglich die Verdauungswerkzeuge auf einige Zeit schwächt und in Unordnung bringt; worunter die Kräfte offenbar leiden. Auf großen Oekonomieen, wo der gehörige Rindviehstapel gehalten wird, pflegt ohnehin das grüne Futter für das Rindvieh erforderlich zu seyn. Sollte aber ja ein Oekonom Klee, Esparcette und Gras übrig haben, so wird er besser thun, Heu daraus zu machen, und z. B. den getrockneten Klee und die trockne Esparcette im Winter zu futtern, wenn er ja auf Ersparung des Korns zu denken gezwungen ist. Daß bei diesen und jenen kränklichen Umständen dem einen oder andern Pferde grünes Futter, insbesondere Gras, sehr zuträglich sey, davon wird an seinem Orte gehandelt werden.

§. 23.

Von dem besten Stroh zum Häcksel, und wie gutes Häcksel beschaffen seyn müsse.

Hafer- und Rockenstroh ist zum Häcksel das beste, und Gersten- und Weizenstroh nimmt man nur aus Noth, in Ermangelung des erstern.

Gutes Häcksel muß aber nicht länger seyn, als das Stroh breit ist, das heißt, es muß, wenn man es platt drückt, viereckigt seyn. Findet man es so nicht, und ist davon nicht wenigstens immer auf einen ganzen Tag Vorrath, so ist der Knecht ein fauler Mensch, der sein Vieh

nicht lieb hat. Man muß ihn also zu besserem Fleiße anhalten, und wenn mehrmalige Erinnerungen nicht helfen, ihn fortschaffen, weil es zu gefährlich ist, ihm ein so theures Kapital, als ein gutes Spann Pferde ist, länger anzuvertrauen.

Daß das Häcksel auch vor allen Dingen aus gutem, trocknen, und nicht aus feuchtem und mulstrigen Stroh geschnitten, und an einem reinlichen und trocknen Orte aufbewahrt werden müsse, versteht sich von selbst. Unreines und mulstriges Häcksel wird ein Pferd mit Widerwillen fressen, folglich dabei sicher an Kräften abnehmen. Auf ein Gespann von 4 Pferden rechnet man täglich zum Häcksel 20 Pf. Stroh, das ist auf jedes Pferd 5 Pf. Reitpferde bedürfen jedoch weniger, können es auch ganz entbehren.

§. 24.

Ueber die Beschaffenheit des Wassers zum Tränken der Pferde, und von der Zeit, zu welcher sie getränkt werden müssen.

Nicht jedes Wasser ist dem Pferde zum Trinken gleich angenehm und zuträglich. Das sogenannte weiche Wasser, nämlich Regen- Röhr- Teich- und Fluß-Wasser ist ihnen am angenehmsten und zuträglichsten; das harte Quell- und Brunnenwasser hingegen verschmähen sie meistens, und es ist ihnen auch am wenigsten gesund. Die

Ursache davon ist die: Regen-, Teich- und Flußwasser ist meistens, nur im strengen Winter nicht, durch die Luft temperirt und gemildert; das frisch aus Quellen und Brunnen geschöpfte aber meistens zu kalt, und mit fremden, besonders Kalktheilen, zu sehr geschwängert.

Um daher stets temperirtes Wasser im Stalle vorräthig zu haben, lege man in selbigem gehörige Wasserbehälter an, und sorge dafür, daß sie immer zur rechten Zeit, das ist: gleich wenn die Pferde abgetränkt sind, oder doch bald nachher, wieder gefüllt werden, und wenn auch der Brunnen unmittelbar an der Stallthür läge, weil dieß ohnehin bei etwa eintretender Feuersgefahr sehr zuträglich ist. Ein oder mehrere ausgehauene Sandsteine sind zu den Behältern am besten, weil sie am dauerhaftesten sind; wo aber diese zu kostbar wären, da nehme man gute Kübel oder Fässer. Auch werfe man von Zeit zu Zeit eine mäßige Quantität Salz, z. B. auf jeden Stein etwa eine Hand voll gerechnet, in diese Tränkgefäße, weil dieß den Pferden äußerst zuträglich ist.

Durch diese Veranstaltung wird man nicht nur verhüten, daß es am Wasser ermangele und täglich das gehörige Tränken, besonders am Abende, wenn der Enke müde oder träge ist, und am wenigsten fürchtet, kontrolirt zu werden, nicht unterbleibe, sondern auch bewirken, daß

das Vieh nicht etwa, durch die Kälte des Wassers, vom hinlänglichen Saufen abgehalten werde, oder wenn es ja, vom starken Durste getrieben, saufen sollte, sich den Magen und die Eingeweide nicht erkälte, woraus oft die gefährlichsten Krankheiten entstehn, besonders wenn das Thier kurz zuvor von der Arbeit gekommen ist, und es nun das kalte Waßer in den erhitzten Körper, dessen Blut im heftigsten Umlaufe ist, hineinsäuft.

In Ansehung der Zeit, wann die Pferde getränkt werden müssen, ist folgende wichtige Regel zu merken:

Nie lasse man ein Pferd saufen, wenn es noch warm und von der Arbeit erhitzt ist, sondern man warte, bis es sich gehörig abgekühlt und erholt hat. Die Unterlassung dieser Vorsicht kann sehr nachtheilig werden, indem gar leicht gefährliche Krankheiten, ja der Tod selbst, die Folge von einer unzeitigen Tränkung der Pferde sind.

Man lasse also die Pferde, wenn sie von der Arbeit kommen, sich beim Heu erst verschnaufen und abkühlen. Merkt man ja, daß ein Thier vor Durst nicht einmal Heu fressen wolle, welches im heißen Sommer wol der Fall seyn kann; so lasse man es, mit Vorsicht, in kleinen Portionen saufen und werfe ihm ein wenig Heu oben auf das Wasser, so daß es das

Wasser dadurch schlürfen muß. Diese Regeln sind sehr wichtig, es muß also ein guter Oekonom auf deren genaue Befolgung strenge halten.

§. 25.

Vom Beschlage der Pferde und dessen gehöriger Untersuchung.

Dem, der in Sandgegenden seinen Ackerbau treibt, und nie anderswo gewesen ist, wird es vielleicht lächerlich scheinen, hier etwas vom Beschlage der Arbeits-Pferde, und was dahin gehört, zu lesen, weil in diesen Gegenden die Pferde meistens baarfuß gehen. In denen Gegenden aber, wo fetter und zäher, wo kleiigter und thonigter Boden ist, wo also Steinwege seyn müssen, oder wo von Natur steinigter und bergigter Boden ist, da müssen die Pferde nothwendig beschlagen, und der Hufbeschlag muß gehörig unterhalten werden, wenn man nicht alle Augenblicke durch Lähmungen der Pferde an der Arbeit behindert werden will; da muß also auch die genaueste Aufsicht auf den Beschlag seyn, und selbiger täglich untersucht, auch bei dem Beschlagen selbst die nöthige Aufsicht dahin gewendet werden, daß solches gehörig geschehe. Daselbst sind mithin folgende wichtige Regeln zu merken.

1) Sobald ein Hufeisen los ist, muß es sofort wieder fest gemacht werden, damit es nicht ferner losreiße und bei der Arbeit verloren gehe, ja

damit die Nägel nicht die Hornwand, durch das Wanken des Eisens, verletzen, oder durch das Abreißen desselben, bei einem Fehltritte, nicht etwa die Hornwand beträchtlichen Schaden leide.

2) Sobald ein Eisen durchgetreten, d. h. durchgebrochen ist, muß es abgenommen und durch ein neues ersetzt werden, damit nicht bei der Arbeit etwa ein Theil und mit ihm die Hornwand, worauf es geheftet ist, verloren gehe, welches bei Pferden, die weiches, oder die zu sprödes Horn haben, gar leicht geschieht.

3) Sobald ein Eisen zu tief im Fuße liegt, welches bei weichhufigten Pferden leicht der Fall ist, indem nach und nach die Hornwand darüber wächst, muß es abgenommen, der Huf neu ausgewirkt und neu wieder beschlagen werden, welches mit dem nämlichen Eisen geschehen kann, wenn es nicht etwa schon zu sehr abgenutzt ist.

4) Sobald ein Oekonom sich nicht auf seinen Schmidt verlassen kann, muß er auch vor allen Dingen dahin bei dem Beschlagen sehen, daß das Eisen gehörig passe, daß es gehörig gerichtet sey, d. i. daß es da, wo es aufgenagelt wird, allenthalben ganz platt und eben sey und allenthalben dicht aufschließe; vorzüglich aber darauf achten, daß die äußern Hornwände nach hinten zu bei dem Auswirken des Hufes nicht mit weggewirkt, und die sogenannte

Strahle nicht zu sehr ausgewirkt werde, welches leider mehr als zu oft geschieht. Durch die strengste Achtsamkeit bei dem Beschlagen der Pferde wird er manche Zwanghufigkeit, Vollhufigkeit, Steingallen und andere Uebel verhüten. Darum ist es gut, wenn er sich bei einem guten Thierarzte mit der besten und zweckmäßigsten Art, Pferde zu beschlagen, bekannt gemacht hat. Wer dazu keine Gelegenheit gehabt hat, wird mit großem Nutzen des verdienten Kersting's Unterricht Pferde zu beschlagen lesen.

§. 26.

Ob es besser sey, die Pferde auf Rechnung beschlagen zu lassen, oder den Beschlag mit den Schmieden zu verdingen.

Auf großen Oekonomieen pflegt man häufig einen eignen Schmid zu halten, diesem das Eisen zu schaffen, und ihn zur Pflicht zu machen, das nöthige Eisenwerk zu verfertigen, und besonders auch den Beschlag der Pferde stets in guter Ordnung zu erhalten, damit es nie an dem nöthigen Beschlage und sonstigen Eisenwerke fehlen möge. Dieß ist freilich in so fern gut, daß man nie auf einen Schmidt zu warten braucht; allein bei dieser Einrichtung ist das tägliche Untersuchen des Pferdebeschlags vorzüglich nöthig, weil sonst die Knechte, wenn sie boshaft sind, die loswerdenden Eisen der Pferde unterweges leicht

leicht abreissen und verkaufen, dadurch aber vielen Schaden verursachen. Hat man demnach einen guten Schmiedemeister in der Nähe, so thut man besser, mit solchem den Beschlag der Pferde zu verdingen, welches in hiesiger Gegend jetzo etwa jährlich auf 2 Thaler für jedes Pferd geschehen kann. Dadurch erhält man am wohlfeilsten und sichersten einen guten Pferdebeschlag; denn da der Schmidt dabei interessirt ist, daß nicht viele Eisen verlohren gehn, so wird er schon von selbst fleißig nachsehen, ob sie noch ganz sind und fest sitzen; ja, er wird allenfalls den Knechten ein Trinkgeld geben, damit sie die losen Eisen unterweges abreißen und so, wie die abfallenden, ihm abliefern.

Will man aber mit dem Schmidt sich auf Verding einlassen, so muß man dabei folgende Vorsicht brauchen.

1) Man muß mit in den Kontrakt setzen, daß, wenn die Pferde, auf einer Reise von einem Tage, Eisen verlieren, und man solche unterweges von fremden Schmieden habe müssen aufschlagen lassen, der Betrag dafür an der accordirten Summe jährlich abgezogen werden solle.

2) Man muß, sobald man die Pferde auf längere Reisen schickt, vor dem Abschicken den Beschlag genau untersuchen und in guten Stand setzen lassen.

Unterläßt man diese Vorsicht, so wird man viele Nebenausgaben für den Hufbeschlag haben, weil eigennützige Schmiede es gern, mit Hülfe der Knechte, darnach einrichten, daß die schlechten Eisen, für die bald neue aufgeschlagen werden mußten, unterweges verlohren gehen, wodurch denn noch obenein leicht der Nachtheil entsteht, daß die Pferde unterweges lahm werden, oder in die Hände ungeschickter Schmiede gerathen, die ihnen den Huf auf lange Zeit verderben. — Läßt man hingegen den Schmidt auf Rechnung arbeiten, so wird er gern sehen, daß er viel neue Eisen in Rechnung bringen kann, und da werden wieder die nämlichen Uebel eintreten, wie bei einer eigenen Schmiede, folglich wird da die Untersuchung des Beschlags wieder um so nöthiger seyn.

§. 27.

Von der nöthigen Untersuchung der Gesundheit der Pferde.

Die Gesundheit der Pferde muß ein guter Oekonom fleißig untersuchen. Es werden zwar, durch die gehörige Vorsicht bei der Reinigung, Futterung und Tränkung der Pferde, bei dem Beschlagen u. s. w., manche kleine und größere Krankheiten verhütet werden; allein, dennoch wird es immer hie und da Krankheiten geben, besonders wenn die Pferde oft auf größere Reisen geschickt werden müssen. Es muß also ein

guter Oekonom fleißig den Gesundheitszustand seiner Pferde untersuchen, besonders wenn sie von Reisen zu Hause kommen, und die Knechte dazu strenge anhalten, jedes, selbst das kleinste Uebel sofort anzuzeigen, indem oft ein solches Uebel im Anfange mit leichter Mühe geheilt werden kann, nachher aber unheilbar, oder doch weit schwerer zu heilen ist, wenn man es erst hat veralten lassen.

§. 28.

Muß auch ein guter Oekonom die kleineren und gewöhnlichern Krankheiten selbst zu heilen verstehen?

Ja! um nicht alle Augenblicke zum Thierarzte schicken und auf dessen Hülfe warten zu dürfen. Eben deshalb halte ich es für so sehr nöthig und heilsam, daß ein junger Mann, der sich dem Landhaushalte widmen will, wenigstens ein Jahr lang die Thierarznei studire, und sich mit den gewöhnlichen Krankheiten und deren Heilung praktisch bekannt mache. Hat er dieß aber unterlassen, so suche er sich in der Folge die Freundschaft eines guten Thierarztes zu erwerben, und von diesem die Heilung der gewöhnlichen Uebel nach und nach gründlich zu erlernen. Dieß habe ich selbst mit großem Vortheile gethan. Da aber leider die guten Thierärzte noch so sehr selten und nicht immer so uneigennützig sind, als mein Freund, der bekannte und geschickte Thierarzt Sander, die meisten

Thierarznei-Bücher aber so sehr unzuverlässig sind, so halte ich es für Pflicht, die Heilung der gewöhnlichen Uebel hier treu, deutlich und genau anzugeben; rathe aber dabei dennoch recht sehr, einen geschickten Thierarzt in Jahrgehalt zu nehmen, damit er, wenn er nöthig ist, zu haben sey. Die Ursachen, die mich zu diesem dringenden Rathe bewegen, sind folgende:

1) bekommt ein guter Thierarzt sein jährliches Gehalt, so wird er nicht so sehr zurückhaltend mit seinen Kenntnissen seyn, und den Oekonomen gern lehren, wie er dieß und jenes Uebel, was er etwa noch nicht zu heilen versteht, heilen müsse; steht er hingegen nicht in Jahrgehalte, und weiß, daß er nur gerufen wird, wenn Noth da ist, so wird ihn sein eigen Interesse nöthigen, verschlossen zu seyn.

2) Steht der Thierarzt nicht in Jahrgehalte, so wird er sich die Hauptkuren, wenn er solche nur zu besorgen hat, so hoch bezahlen lassen, daß er allenfalls eben so viel, ja mehr bekommt, als wenn er in Gehalte wäre; er wird, wenn er eigennützig ist, die Heilung in die Länge ziehen und dadurch doppelt kostbar machen. Steht er hingegen in Gehalte, so wird ihn sein eigner Vortheil antreiben, die Heilung abzukürzen und den Verwalter oder Schreiber anzulehren, selbst die Uebel zu heilen und die Kranken gehörig zu behandeln.

§. 29.

Von den gewöhnlichsten Krankheiten der Pferde, deren Ursachen, Kennzeichen und Heilungsart.

Das Pferd wird unter allen Haushalts-Thieren am meisten gemißbraucht, es ist aber eben deshalb auch den meisten Gebrechen und Krankheiten unterworfen. Ich will hier nur von den gewöhnlichsten reden, gegen welche ich sichere Mittel angeben kann.

1) Die gewöhnlichste Krankheit ist die Druse. Sie entsteht von Erkältung, und ist bei dem Thiere das, was bei dem Menschen der Schnupfen ist. Sie ist bald minder, bald mehr bösartig, und deshalb nicht immer auf einerlei Art zu behandeln. Man erkennt sie daran, wenn das Pferd hustet, und die Drüsen unter den Ganaschen, oder Kinnladen, mehr, oder minder, angeschwollen sind. Um aber dieß Schwellen gehörig beurtheilen zu können, ist es gut, die Kinnladen und die Beschaffenheit der Drüsen an solchen, bei dem gesunden Zustande des Pferdes, zu untersuchen. Hört nun bei der Druse das Thier nicht auf zu fressen, sind die Drüsen nur wenig geschwollen, und tritt kein Fieber ein, welches man aus dem Pulsschlage des Pferdes — den man vorher, bei jungen und alten Pferden, im gesunden Zustande fleißig untersucht haben muß, um einen fieberhaften Puls zu kennen — am besten beurtheilt; dann braucht man nichts, son-

dern hütet das Thier nur vor aller Zugluft, tränkt es nicht mit ganz kaltem Wasser, und giebt ihm, an Statt des Futters, Weizenkleien, unter welche man auf jedes erste Morgenfutter eine Hand voll Küchensalz mengt. Merkt man hingegen, daß die Drüsen stärker anschwellen, und daß dem Thiere das Fressen beschwerlich wird; dann koche man einige Hände voll frischen Heusaamens, mit einer etwa ½ Quart starken Portion Essigs und eben so viel Wassers, in einem verdeckten oder zugemachten Topfe, damit die Kraft bei einander bleibe; hänge, wenn alles etwa einmal aufgekocht ist, dem Pferde einen Sack über den Kopf, öffne den Topf unter diesem Sacke, und lasse den heißen Dampf, oder Brodem, an den Kopf des Pferdes steigen. Dieß wird die Spannung heben, die Drüsen erweichen, und die Unreinigkeit durch die Nase abfließen machen, folglich dem Thiere Linderung schaffen. Zertheilen sich die Drüsen-Geschwulste hiernach nicht, und wird das Athemholen dem Pferde noch beschwerlich, so ist die Hülfe eines guten Arztes nöthig. Man hat auch ein sogenanntes Drusenpulver, welches den drusenkranken Pferden auf das Futter gegeben wird. Dieß besteht aus 2 Theilen getrockneten und zerschnittenen Rheinfarrenkrauts, tanacetum vulgare, welches gesammelt werden muß, wenn es die gelben Knötchen hat, und

einem Theile Salz, gut durcheinander gemengt. Dieß Pulver ist gut, wird aber bei weitem nicht so schnell Erleichterung verschaffen, als die bemeldeten Bähungen. Doch kann man beides zweckmäßig verbinden. Daß man ein an der Druse leidendes Thier mit einer gehörig großen Decke belegen, und gegen die Zugluft und andringende kalte Luft möglichst sichern müsse, versteht sich wol von selbst.

Wer über die Druse und deren richtige Behandlung weiter belehrt seyn will, der lese des obengenannten Thierarztes Sander Abhandlung von den Drusen.

1ste Anmerkung. Bei der Beurtheilung des Pulses, um zu ermessen, ob er fieberhaft sey, ist vorzüglich Rücksicht auf das Alter und die Leibesbeschaffenheit der Thiere zu nehmen. Der Puls eines jungen Menschen und Thiers schlägt von Natur im gesunden Zustande stärker und schneller, als der eines alten. Lebhaftere und kraftvollere Thiere, haben einen volleren und schnellen Puls, als träge und matte. — Um also richtig über den Pulsschlag zu urtheilen, muß man sich mit dem Pulse junger und alter, lebhafter und träger Thiere u. s. w. bey deren gesunden Zustande bekannt machen, und vorzüglich einen fieberhaften und krampfhaften Puls kennen lernen, und nachher diese Kenntniß mit Ueberlegung

anwenden. Schlägt z. B. der Puls eines alten und matten Pferdes so stark, als der eines jungen und kraftvollen, so ist zwar bei dem ersten schon Krankheitszustand, aber deshalb noch nicht immer ein Fieber da.

Den Puls fühlt man übrigens am besten an den Kinnladen und an den Vorderschenkeln des Pferdes, besonders am linken. An den Kinnladen sieht man die Pulsader, in der Gegend vom Auge abwärts nach dem Rande, gewöhnlich schlagen, kann sie also um so leichter finden. An den Schenkeln muß man aber die Stelle wissen. Diese ist da, wo der Schenkel mit der Brust durch die Haut verbunden ist, oder besser, zwischen der Brust und dem Schenkel. Man findet hier den Puls am besten, wenn man mit des Vorder- oder auch des zweyten Fingers Spitze in einer am innern Schenkel herab, nach unten zu, laufenden Vertiefung langsam und vorsichtig herab fährt.

2te Anmerk. Die angegebenen Bähungen thun freilich ganz gute Dienste bei sehr angeschwollenen Drüsen, wenn vorsichtig dabei verfahren wird; allein, wenn das Bähen nicht mit der nöthigen Vorsicht geschieht, so schaden sie mehr, als sie nützen. Geschieht das Bähen nicht in einem warmen Stalle, läßt man die Nässe, welche am Kopfe von den Dämpfen entstanden ist, daran kalt wer-

den; stößt vielleicht gar eine kalte Zugluft durch die Thür oder eine andere Oeffnung auf das Pferd, so kann durch die von unten entstehende Erkältung die Druse leicht schlimmer werden. Im Allgemeinen ist daher bei stark angeschwollenen und harten Drüsen, welche dem Thiere bei dem Fressen hinderlich werden, folgendes Mittel mehr zu empfehlen. Man beschmiert die kranken Drüsen dick mit Gänse- oder, wenn man dieß nicht haben kann, mit Schweine-Schmalz. Man halte hierauf eine heiß gemachte eiserne Schaufel, oder besser, ein eigends hiezu gemachtes, 5 Zoll langes, 2 Zoll oder 3 Finger breites und ½ Zoll dickes mit einem Stiele versehenes heißes Eisen in einiger Entfernung und mit Vorsicht unter die harten Drüsen. Danach heben sich die Spannungen gleich und die Drüsen zertheilen und erweichen sich wieder, oder sie gehen in Eiterung über. Ersteren Falls ist das Uebel gehoben, letztern Falls öffnet man die Drüse, wenn sie weich und das Geschwür zeitig ist, läßt den Eiter heraus und wäscht die Wunde täglich einigemal mit Salzwasser, oder Wasser, worin eine verhältnißmäßige Quantität Salz aufgelöset ist, und die Wunde heilt bald wieder zu.

2) Eine zweite gar gewöhnliche Krankheit der Pferde ist die Darmgicht, die sogenannte Darmstrenge oder Kolik.

Die Kennzeichen dieser Krankheit sind folgende: das Pferd läßt vom Fressen ab, sieht sich oft nach den Flanken, oder dem Bauche, um, gleichsam um anzuzeigen, daß es hier Schmerzen empfinde, es ächzet laut, wirft sich, bei dem Zunehmen der Krankheit, mit Heftigkeit zur Erde, wälzt sich, und schlägt oft heftig um sich, steht auf, und wirft sich wieder hin, wobei ihm meistens heftiger und kalter Angstschweiß ausbricht.

Bei dieser gefährlichen Krankheit sind vor allen Dingen diese Vorsichtsregeln zu bemerken;

a) Da die Krankheit sehr schnell zunimmt und in Entzündung übergeht, auch sehr leicht lebensgefährlich werden kann, so muß man, sobald das Thier nicht frißt und nach den Seiten oder Flanken sich umsieht, keine Zeit versäumen, ihm Hülfe zu schaffen.

b) Da es bei dem häufigen Aufstehn und Niederwerfen leicht äußern oder innern Schaden nehmen, sich verrenken, Beulen oder Wunden fallen, das Netz zersprengen, oder die Eingeweide verletzen kann, wenn es hart fällt; so muß man vor allen Dingen auf ein weiches und gutes Lager denken, also reichlich Stroh unterstreuen, und, wenn es zur Seite gekratzt oder geschoben ist, solches wieder zurecht und zusammenschieben,

um, durch die Elastizität des Strohes, die Härte des Falles zu mindern.

c) Da das Thier oft vor Angst und Schmerzen heftig um sich schlägt, und also die neben ihm stehenden Pferde leicht verletzen, oder von ihnen verletzt werden kann, so ist es gut, solches gleich in einen besondern Stall, oder, wo dieß nicht geschehen kann, in der gehörigen Entfernung von den übrigen Pferden, hinzustellen.

Die gewöhnliche Ursach der Krankheit ist eine äußere oder innere Erkältung. Die erste entsteht davon, wenn man das bei der Arbeit warm gewordene Thier gleich nach der Arbeit in die kalte Schwemme bringt, oder aber in freier Luft stehen läßt, oder wenn es im Stalle in die Zugluft gestellt wird; die letzte dadurch, wenn man ihm gleich nach der Arbeit kaltes Wasser zu saufen giebt. Beides muß also sorgfältig vermieden, und es muß besonders darauf gesehen werden, daß nicht etwa kleine Oeffnungen in den Wänden oder Fenstern des Stalles entstehen; indem die durch solche eindringende Luft, da sie nur einen kleinen Theil des Körpers heftig trifft, um desto schädlichere Erkältungen verursacht.

Die gewöhnliche Heilungsart dieser Krankheit ist: daß man dem Thiere, durch Klystire aus Leinöhl und einem Absude, oder einer Ab-

kochung, von Kamillenblumen und Eingebungen von der nämlichen Mischung zu helfen, auch allenfalls die Klystire, durch Hinzusetzung von etwas Kochsalze oder Essig, noch reizender zu machen sucht, oder auch wol dem Patienten ein Tabacksklystir giebt, oder ihn eine Pfeife Taback mit dem After, worein man die mit einem hölzernen Rohre versehene Pfeife steckt, ausrauchen läßt. Allein, diese Mittel wirken alle zu langsam, und helfen daher nicht schnell genug, bleiben auch deshalb oft unwirksam, und das Thier geht drauf.

Das beste und zuträglichste Mittel, von dessen schleuniger Wirksamkeit mich eine fünfjährige Erfahrung überzeugt hat, ist dieß:

Man giebt dem kranken Thiere mit ½ Quart warmen Biers von folgenden Pulvern eins ein:

℞. ♄ rad. Serpent. virgin. unc. sem. (ʒβ)
Semin. carvi 2 Drachm. (ʒij)
Opii Thebaici
Camphor. ãã ½ Drachm, (ʒβ)
M. disp. in Dos. XXIV.

Das ist: ½ Unze von der pulverisirten virginischen Schlangenwurzel,
2 Drachmen Kümmel-Saamen.
½ Drachme Thebaisches Opium und
½ Drachme Kampfer.
Gemischt und 24 solcher Pulver gemacht.

Von diesen Pulvern muß ein guter Landwirth stets einen Vorrath im Hause haben, und um das gar leichte Verdunsten oder Verfliegen des Kampfers zu verhüten, in einem mit einer Blashaut wohl verwahrten Topfe aufbewahren, weil es auch bei dem Rindviehe in verschiedenen Fällen mit Nutzen gebraucht werden kann. Hilft eins der obigen Pulver oder eine der Dosen nicht, und dauern die Krämpfe und die Verstopfung noch fort, so giebt man etwa nach 3, oder, wenn die Krankheit sehr heftig ist, nach 2 Stunden noch eins, und fährt, nöthigen Falls, so weiter fort. Gar selten wird man ein zweites Pulver zu geben brauchen, wenn man mit der Hülfe nicht gesäumt hat, ein drittes fast nie.

Vorsichtsregeln nach der Heilung. Wenn das Thier Luft oder Linderung spürt, dann eilt es meistens wieder zum Futter, und wenn man hier nicht sehr vorsichtig ist, so kehrt oft der Unfall mit weit mehr Heftigkeit zurück, und das letzte Uebel wird ärger, als das erste. Man sorge also ja recht emsig dafür, daß das Thier, 4 bis 6 Stunden nach der Heilung, gar nichts zu fressen bekomme, als langes Stroh von der Raufe, damit es nur still stehe, und gebe ihm dann erst einige kleine Futter von Weitzenkleien; streue aber nachher das gewöhnliche Futter sehr dünn in

die Krippen, damit es nicht zu gierig und schnell hineingefressen werden könne.

3) Die dritte sehr gewöhnliche Krankheit besteht in den Beinlähmungen aller Art, nämlich Hüft- Fessel- und Huflähmungen.

Das Allerwichtigste bei diesen Krankheiten ist, daß man zu erfahren suche, wo der Grund der Lähmung steckt. Um dieß zu erfahren, lasse man

a) den Gaul im Schritte vor sich herführen, und merke genau auf dessen Gang. Findet man, daß er widernatürlich sey, welches man nur dann zu bemerken im Stande ist, wenn man auf den gesunden Gang des Pferdes fleißig Acht hat, so muß man folgende Beobachtungen und Versuche mit Fleiß und Genauigkeit anstellen. Man bemerkt zuerst, ob der Gaul, wenn er auf das kranke Bein tritt, das Fesselgelenk gehörig braucht, das heißt, ob das Fesselgelenk bei dem Auftreten nach hintenzu elastisch überweicht, wie es im gesunden Zustande stets geschieht. Geschieht dieß, dann ist man schon sicher, daß der Fehler im Fuße nicht stecke.

Nun beobachtet man ferner sehr genau, ob der Gaul im Gehen mit dem leidenden Beine so weit fortschreite oder vorgreife, als mit dem gesunden. Thut er dieß nicht,

dann ist man schon ziemlich gewiß, daß der Fehler in der Lende stecke.

Dann achtet man darauf, ob er bei dem mit Vorsicht veranstalteten Zurück- oder zur Seitegehen, von dem leidenden Beine schnell auf das andere trete. Thut er dieß, dann kann man gewiß seyn, daß der Fehler oben in dem Bein-Muskel sitze. Tritt aber das Pferd bei dieser Untersuchung mit dem Fesselgelenke nicht durch, und schnell auf das andere Bein, dann steckt der Fehler entweder in diesem Fesselgelenke oder im Fuße.

Ob er in dem Fesselgelenke stecke, kann man erfahren, wenn man dieß Gelenk umfaßt, solches mäßig drückt und den Fuß hin und her bewegt. Steckt die Lähmung im Fesselgelenke, so verräth das Pferd Schmerz bei dieser Bewegung.

Findet man dieß, so bedarf es keiner weitern Untersuchung. Zeigt sich aber hier kein Schmerz, dann steckt der Fehler im Fuße, oder Hufe, welchen man alsdann genau untersuchen muß, um die leidende Stelle zu finden.

Steckt nun die Ursache der Lähmung

1) oben in dem Lenden-Muskel, so gehört Geduld und Zeit zu der Heilung. Dann fängt nach einigen Tagen die Lende merklich an zu schwinden, das heißt, sie zehrt sichtlich ab und

wird dünner. Bei noch nicht zu alten Pferden heilt man diese Lähmung ziemlich sicher auf folgende Weise.

Man nimmt ein Loth gepulverter spanischer Fliegen, vermischt dieß Pulver mit zwei Loth Schweineschmalzes, giebt dazu etwa 2 Theelöffel voll Terpentin-Oehls. Mit der hieraus verfertigten Salbe beschmiert man unverzüglich den vom obersten Hüftgelenke bis zum Hacken, oder dem Kniegelenke, schräg herunterlaufenden Muskel, der Länge nach, etwa eine starke Hand breit, ein. Damit aber diese Salbe desto sicherer und besser auf die Haut dringe, reibt man gegen das Haar, oder haaraufwärts, um dadurch eine wohlthätige Entzündung zu erregen, und die Lebenskraft durch den Reitz in die nöthige Thätigkeit zu setzen.

Nach 2 Tagen wiederholt man dieß Einreiben und fährt damit so lange fort, bis sich eine ziemlich dicke Kruste oder Borke auf der beriebenen Stelle zeigt. Hat man diese bemerkt, dann bestreicht man solche mit hinlänglichem Leinöhl, wodurch sie erweicht wird und sich schnell ablöst.

Dieß Erweichen und Ablösen der Borke muß allemal geschehen, wenn die Lähmung hartnäckig ist und das Schwinden nicht aufhören will; denn, sobald die Einreibungen eine Kruste gebildet haben, greifen die neuen die

Haut

Haut nicht mehr an, indem die Salbe nicht bis zur Haut dringen kann, wenn die alte Rinde nicht weggeschafft ist.

Nun versucht man, ob der Gaul wieder seinen natürlichen Gang habe, das ist, ob er den Fuß des kranken Beins bei dem Gehen wieder eben so weit, als den des gesunden Beins, vorwärts setze; ob er, bei dem Schieben zur Seite oder rückwärts, wieder gleich stark mit jedem Beine auftrete, und kurz, man macht die oben angezeigten Proben wieder mit ihm. Zeigt sich hiebei kein Zucken u. dgl. mehr, dann ist die Krankheit gehoben. Bemerkt man hingegen noch Zeichen der Schwäche oder der Lähmung, so fährt man mit dem Einreiben und dem Ablösen der Kruste so lange fort, bis die Lähmung weg ist, und hütet das Pferd, nach Möglichkeit, vor aller Anstrengung der Muskeln, gebraucht es also gar nicht bei der Arbeit, und verhindert, daß es im Stalle nicht ohne Noth beunruhigt werde. Sitzt hingegen die Ursache der Lähmung

2) im Fesselgelenke, so wäscht man zu allererst dies Gelenke mit Seifenspiritus recht derb und reibt, wenn dies nicht hilft, das Gelenk täglich einigemal mit gutem Linimento volatili, oder flüchtiger Kampfer-Salbe, bis zur Besserung.

1ste Anm. Das auf den Apotheken meistens sehr theure und oft schon halb verdorbene

Linimentum volatile, verfertigt man, mit mindern Kosten, auf folgende Art: Man nimmt 2 Quentchen Kampfer, thut solchen in einen Mörser von Serpentin, Stein, oder in einen gut glasirten Napf, gießt einige Tropfen starken Brandteweins hinzu und zerreibt ihn in dem Mörser mit einem Stößel von eben dem Steine, und in dem Napfe mit einem gläsernen Glätt- oder Gnittel-Steine zu einem feinen Pulver. Dann giebt man 2 Quentchen guten klaren Baumöhls und 1 Quentchen Salmiackgeistes mit Kalk, das heißt kalzinirten oder flüchtigen Salmiackgeistes, hinzu, reibt oder mischt alles gut durch einander, und das Liniment ist fertig.

2te Anm. Von diesem Liniment muß ein vorsichtiger Oekonom stets einen guten Vorrath haben, und in einer Krucke oder Flasche, die mit einer Blashaut genau zugebunden wird, damit das Flüchtige nicht davon gehe, wohl verwahren, weil dieses Liniment auch in manchen andern Fällen gar treffliche Dienste thut.

Steckt endlich die Ursache der Lähmung, nach den Anzeigen,

3) in dem Fuße, oder Hufe; dann muß sofort das Eisen abgenommen und der Fuß auf das genaueste untersucht werden. Das

Untersuchen selbst geschieht, indem man mit des Schmidts Kneipzange am ganzen Hufe herum sanft kneipt, oder drückt. Trifft man die leidende Stelle, dann zuckt das Pferd minder oder mehr, je nachdem der Schmerz ist.

Hat man nun die leidende Stelle auf diese Art gefunden, und sieht, daß der Gaul vernagelt, oder von einem scharfen Steine, einem Nagel, Glasscherben u. s. w., den er in den Huf getreten hat, verletzt ist, so schneidet man unverzüglich mit einem eigends dazu eingerichteten gekrümmten Hufmesser so tief in das Horn des Fußes hinein, bis man auf die Eiterhöle kommt. Hat man diese gefunden, dann macht man die Wunde so weit, als möglich ist, ohne dem Fuße zu schaden, um dem Eiter Abfluß zu verschaffen, wischt unguentum basiliconis in die Wunde, hält ein glühendes Eisen dicht über solche, damit die Salbe zergehe und gehörig in die Wunde dringe, legt ausgezupftes und von der sogenannten Schefe gereinigtes Werg, oder Heede, darüber, um Unreinigkeiten abzuhalten, läßt dann das Huf-Eisen mit einigen Nägeln aufheften, damit der Verband liegen bleibe, und giebt dem Pferde, wo möglich, einige Tage Ruhe.

Sieht man nach einigen Tagen, daß es noch hinkt, so verfährt man auf die vorige Art, bis zur Heilung.

4) Eine vierte, ziemlich gewöhnliche Krankheit ist das Treten auf die Krone, oder den über dem Hufe zunächst befindlichen Theil, den Saum des Fußes.

Wird ein Pferd auf den Saum des Fußes, oder dahin, wo das Fell mit dem Hufe sich vereiniget, getreten und verwundet, dann säume man nicht, ihm Hülfe zu schaffen. Man schneide, ohne allen Aufschub, das losgewordene Horn des Hufes weit genug und abhängig, oder schräg nach unten zu, weg, und wasche die Wunde mit Bleiwasser bis zur Heilung.

Säumt man hier irgend mit der Hülfe, dann läuft der entstandene Eiter zwischen dem Horne des Hufes und dem eigentlichen Fuße hinein, frißt unter und verursacht oft sehr langwierige und gefährliche Schäden. Hat man nun etwa die durch einen Tritt auf die Krone entstandene Wunde, wegen ihrer geringen Bedeutung, nicht gleich bemerkt, und sie ist, dem Anscheine nach, von selbst geheilt; der Gaul fängt aber nach einiger Zeit an zu hinken: dann untersuche man ja den Fuß sehr genau, und schneide das Horn so weit weg, bis man auf die unterste Stelle der Wunde kömmt, und sollte man auch, wie es nicht selten geschehen muß, ein Viertheil des Fußes wegschneiden müssen, bis man das Ende des

Kanals, den der Eiter sich gebahnt hat, findet, und verfahre nun auf obige Art.

Gar leicht kann auch, durch das Unterfressen des Eiters, eine gefährliche Fistel am Fuße entstehn, wenn der Eiter durch den ganzen Fuß frißt. Dieß verursacht denn eine langwierige Kur, wobei oft der ganze Fuß verlohren geht.

Anmerk. Um die nöthigen Messer zum Ausschneiden des Horns, zum Aufschneiden der Wunden, und überhaupt die mancherlei bei der äußerlichen Heilung der Thiere nöthigen Werkzeuge immer bei der Hand und in guter Qualität zu haben, wird man wohl thun, sich ein vollkommnes Besteck veterinärischer Instrumente anzuschaffen, und sich die Instrumente selbst von einem geschickten Thierarzte angeben oder verschreiben zu lassen.

5) Eine fünfte ziemlich oft vorfallende Krankheit der Pferde ist das Wundziehen oder Durchziehen vor der Brust, und das Wunddrücken des Sattels oder Geschirrs, welches bei Pferden, die dünne und zarte Haut haben, besonders in heißen Tagen, nicht selten geschieht. Diese leicht zu erkennende Krankheit ist, sobald gleich das Nöthige dabei gethan wird, und nicht etwa schon tiefe Fleischwunden entstanden sind, gar leicht zu heilen.

Man wäscht die Wunde täglich einigemal mit Bleiwasser und sie heilt von selber. Sollte indeß Eiter, oder Jauche, an das Lederwerk oder Geschirr gekommen seyn, so muß solches mit Seife weggewaschen, und das Lederwerk wieder mit Oel eingeschmiert werden, damit die Wunde nicht durch das Drücken oder Reiben von neuem gereitzt und an der Heilung gehindert werde.

Anmerk. Das Bleiwasser kann man sich sehr leicht und wohlfeil selbst machen. Man nimmt 1 Pf. Silberglätte, giebt darauf ein halb Quart Essig und ein halb Quart Wasser, läßt es einige Zeit stehn, schüttelt dann das Ganze einigemal täglich, einige Tage hindurch, um, und das Bleiwasser ist fertig. Will man es kamphorirt haben, so setzt man eine Unze Kamphergeist hinzu.

6) Eine sechste, besonders im Sommer gewöhnliche, Krankheit ist das Zähren oder Thränen der Augen.

Die Ursache dieser Krankheit liegt meistens in dem zu starken Andringen des Bluts nach dem Kopfe, welches die Sonnenhitze verursacht, vielleicht auch in einem durch den Staub im äußern Auge entstandenen Reitz, der die Thiere antreibt, sich die Augen zu reiben, oft auch in einer zufälligen Verletzung, z. B. durch Stoßen, Beißen anderer Pferde u. s. w. Die

Heilung ist sehr einfach. Man stellt das Pferd an einen dunkeln und möglichst kühlen Ort, und badet ihm die Augen mit kaltem und reinem Wasser des Tages zu oft wiederholten Malen. Giebt es sich darnach nicht, dann kann man es mit Goulardschen, d. h. mit Bleiwasser versuchen. Sollte aber auch dieß nicht helfen, dann suche man ja ohne Zeitverlust die Hülfe eines geschickten Thierarztes, damit die Entzündung nicht zu heftig werde, und die Blindheit nicht etwa am Ende folge. Bekommt ein Pferd öftere Zufälle und kleine Entzündungen an den Augen, so sehe man vor allen Dingen nach, ob es nicht etwa bei dem Fressen oder sonst im Stalle von einer durch eine Ritze oder ein kleines Loch streichenden Zugluft getroffen werde. Eine gewöhnliche Windbeutelei der Pferdequacksalber oder Kurschmiede, ist das sogenannte Schneiden der Mäuse unter den Augen. Dieß ist eine schändliche und sträfliche Betrügerei, die das Pferd um ein Paar sehr nützliche Muskeln bringt, und zur Heilung des Auges nichts weiter beiträgt, als etwa ein Haarseil beitragen würde, weil es blos eine lokale Entzündung erregt, und allenfalls auf kurze Zeit die nach den Augen dringende Schärfe abhält.

Um zu wissen, ob die Augen eines Pferdes gesund sind, führt man es aus einem dunkeln Stalle mit dem Kopfe schnell in die Thür des-

selben, und sieht ihm nun scharf in die Augen hinein. Zieht sich nun die Pupille oder der Stern, das ist, das glasartige Fleckchen im Auge, in einen länglichten Strich zusammen, so ist das Auge gesund; bleibt hingegen der Stern so ausgedehnt, wie er war, oder zieht sich sehr wenig zusammen, so ist der Stahr schon da, oder sehr nahe, und dem Auge ist nicht mehr zu helfen.

Unter den Krankheiten der Pferde glaube ich auch noch zwei nicht ganz seltene Hautkrankheiten derselben berühren und kürzlich behandeln zu müssen.

Die erste ist die sogenannte Raspe, oder das Spree. Diese Krankheit befindet sich blos in den Kniegelenken der Vorderbeine, besteht in einem zu- und abnehmenden Ausschlage der Haut, der, wenn er stark oder heftig wird, in dicke Schörfe sich anhäuft und das Pferd zum Schnellaufen untauglich macht, scheint mit den bei Menschen jetzt so gewöhnlichen Flechten oder Hautflechten verwandt zu seyn und ist durchaus unheilbar, wie mich die Erfahrung bei einem sonst sehr braven Pferde, das ich als dreijährig kaufte und noch besitze, gelehrt hat. An diesem Thiere hat der bekannte Ober-Thierarzt Sander in Braunschweig, auf mein Verlangen, alles Mögliche versucht; allein, wenn die Krankheit auch auf einige Zeit zu weichen schien,

so stellte sie sich doch bald wieder ein. Das Thier lebt übrigens noch immer, ist jetzt 17jährig und sonst vollkommen gesund und gut.

Wer demnach ein Thier zum Laufen haben will, der hüte sich, ein Pferd zu kaufen, was mit dieser Krankheit behaftet ist; wer hingegen ein Ackerpferd zu haben wünscht, kann es ohne Bedenken kaufen, weil es die langsamen Ackerarbeiten dabei sehr gut verrichten kann. Sollte es jedoch in tiefen und kothigen Wegen gebraucht seyn, so muß er dafür sorgen, daß es einige Stunden nach dem Gebrauche von allem Unrath in den kranken Stellen sorgfältig gereinigt werde; dann wird er es lange gebrauchen können.

Die zweite ist die Mauke, die man bei ihrem ersten Entstehen auch die Struppe, von dem Sträuben der Haare, welches durch den Ausfluß aus der kranken Stelle veranlaßt wird, zu nennen pflegt.

Sie ist eine Krankheit des Fesselgelenks und besteht in einer Menge kleiner Geschwüre, welche sich daselbst ansetzen und sich mit dem Zunehmen des Uebels so sehr mehren und verdicken, daß das Gelenk zwei bis dreimal so dick wird, als es im gesunden Zustande zu seyn pflegt. Diese Geschwüre geben häufigen Eiter von sich, der bald sehr stinkend wird und den Stall verpestet, folglich die Behandlung eines solchen Pferdes höchst widerlich macht. In einigem Grade

macht auch diese Krankheit das Pferd, vorzüglich bei nasser Witterung und in kothigen Wegen, zum Gebrauche ganz untüchtig. Bei alten Pferden ist diese Krankheit, wie lange Erfahrungen aufrichtiger Thierärzte beweisen, ganz unheilbar; bei jungen Füllen von 1 bis 2 Jahren kann sie aber, wenn sie zeitig bemerkt und gehörig behandelt wird, völlig geheilt werden. Die Heilungsart besteht hier in Folgendem. Man läßt vor allen Dingen die Haare, welche durch die aus den anfangs kleinen Püstelchen oder Geschwüren geflossene Jauche zusammengebackt oder geleimt sind, so dicht als möglich auf der Haut mit einer Scheere, nicht aber etwa mit einem Rasirmesser, welches zu gefährlich ist, aus den Kothen oder Fesselgelenken wegscheeren. Dann läßt man die leidende Stelle mit einer starken Büchen-Lauge, wie sie bei dem Zeugwaschen gebraucht wird, abwaschen und gelinde reiben. Will das Uebel davon nicht weichen, so mischt man unter jedes Quartier Lauge ein Viertel-Pfund grüne Seife, und setzt damit das Waschen und Reiben fort, bis man die Wunden heilen sieht. Dann greift man zum unguento neapolitano, oder der bekannten Queckssilber-Salbe, und läßt davon in jede der schadhaften Stellen alle zwei Tage wie eine Haselnuß groß bis dahin einreiben, daß alles abgetrocknet ist; dann wird man die Haare wieder wachsen und das Uebel auf immer geheilt sehen.

Wollte man zu viel Salbe auf einmal oder zu öfters einreiben, so würde man dem Thiere leicht schaden und ihm einen bösen Speichelfluß verursachen. Wer demnach Füllen erzieht, der wird sehr wohl thun, sie von Zeit zu Zeit genau an den Beinen untersuchen zu lassen, oder selbst die Untersuchung vorzunehmen, damit er dem Uebel gleich im Entstehen entgegen kommen, dadurch aber sich dessen Heilung erleichtern könne.

Bemerkung. Vom Roße, Koller, vom Hartschlage (Haarschlächtigkeit) und der Mondblindheit habe ich in dem Obigen nichts gesagt, weil diese Krankheiten meistens unheilbar sind, und die zu der Heilung anzuwendenden Mittel gewöhnlich mehr Kosten verursachen, als der Werth des Thiers beträgt, eben deshalb auch fast allgemein unter die Hauptmängel gerechnet werden.

Um jedoch einen angehenden Landwirth nach Möglichkeit in den Stand zu setzen, zu verhüten, daß seine Thiere nicht durch unvorsichtige Behandlung in diese Krankheiten gestürzt werden, und daß er bei dem Ankaufe nicht von arglistigen Roßtäuschern mit dergleichen kranken Thieren betrogen, und dadurch in ansehnlichen Schaden gebracht werde, will ich es versuchen, ihn mit den Ursachen dieser Krankheiten, deren Kennzeichen und den Mitteln, sie zu verhüten, bekannt zu machen.

Alle diese Krankheiten entstehen bei schwachen Thieren gewöhnlich durch üble Behandlung, und man hat nicht nur in den Gegenden, wo keine Gesetze wegen der Hauptmängel und der Wandelzeit existiren, sondern auch in denen, wo es dergleichen Gesetze giebt, die größte Ursache, sich mit den Kennzeichen dieser Krankheiten genau bekannt zu machen, weil man in den erstern überall, und in den letztern nach dem Ablaufe der Wandelzeit mit der Redhibitionsklage übel zu fahren pflegt.

Der Roß, auch die Steindruse genannt, eine wegen ihrer Ansteckung höchst gefährliche Krankheit der Pferde, welche ihren Grund in einer gänzlichen Verdorbenheit der Säfte zu haben scheint, entsteht wohl hauptsächlich dadurch, wenn Pferde, bei ungesunder und unordentlicher Futterung, übermäßig angestrengt und häufig dem Winde und Wetter, oder der Erkältung ausgesetzt werden, dabei aber ohnehin schwächlicher Natur sind. Er pflegt deshalb auch in oder nach einem Kriege gewöhnlich unter den Pferden auszubrechen.

Wer also seine Pferde vor dem Roße bewahren will, der sorge dafür, daß sie gesundes Futter, hinreichend und zu gehöriger Zeit bekommen, daß sie nicht übermäßig angestrengt, und besonders, daß sie nach einer etwanigen Erhitzung nicht gleich in kaltes Wasser geritten, nicht der

Zugluft, in oder außer dem Stalle, ausgesetzt, nicht zur Unzeit getränkt, sondern überall gehörig, und so wie es in dem Obigen von mir angegeben ist, behandelt werden.

Man erkennt den Rotz nicht mit Sicherheit an der Beschaffenheit des Ausflusses aus der Nase, weil auch bei heftigen Drusen, oder der sogenannten Strengel, nicht selten ein ähnlicher Ausfluß bemerkt wird. Die sichern Kennzeichen des Rotzes sind diese:

1) Die Drüsen, welche zwischen den Ganaschen oder Kinnbacken der Pferde sitzen, und bei der Druse oft sehr dick angeschwollen, dabei aber weich und bewegbar sind, sind bei dem Rotze klein, festanliegend oder unbeweglich und steinhart, woher denn auch der Name Steindruse entstanden zu seyn scheint.

2) Der Ausfluß aus der Nase ist dabei grüngelblicht, und

3) die Schleimhaut in der Nase, insbesondere in den länglichten Nasenröhren, oder sogenannten tutenförmigen Beinen, welche bei gesunden Pferden blaßroth oder fleischfarbigt ist, hat bei rotzigen Pferden eine höhere, Entzündung verrathende Farbe, und ist mit einer Menge kleiner Pusteln, oder Geschwürchen, die wie Senfkörner anzufühlen sind, gleichsam übersäet.

Wo diese Zeichen sämmtlich vorhanden sind, da eile man, wenn sich solche bei einem eignen

Thiere äußern, selbiges sofort von den andern zu entfernen, um Ansteckung und Schaden zu verhüten, weil dann die Krankheit schon sehr weit gediehen und sehr ansteckend ist; auch hüte man sich ja, ein solches fremdes Thier zu kaufen. Ja, wo nur die beiden ersten sich finden, da sey man vorsichtig, kaufe ein fremdes Thier nicht, und sondere das eigne ab.

Um nun aber die Kennzeichen desto besser wahrnehmen zu können, mache man sich mit der Beschaffenheit der Drüsen, und mit der Farbe der innern Nase oder der Schleimhaut bei gesunden und drusigten Pferden häufig bekannt; man sehe und fühle genau zu.

Man kann zwar nicht bestimmt sagen, daß ein Thier, bei welchem sich alle drei Kennzeichen deutlich finden, schlechterdings unheilbar sey, weil von der Natur des Thiers und davon, ob selbiges von andern organischen Fehlern frei sey, bei der Heilung vieles abhängt; allein, da der sehr theure kermes mineralis das einzige bis hierhin bekannte Heilmittel ist, und anhaltend gebraucht werden muß, so ist es, besonders wegen der Gefahr der Ansteckung, gewöhnlich am rathsamsten, das Thier sofort tödten und einige Fuß tief in die Erde verscharren zu lassen. Selbst bei einem Pferde von großem Werthe wird ein erfahrner Thierarzt die Heilung des Rotzes nicht gern übernehmen, weil es meistens eine undank-

bare Arbeit ist, und er befürchten muß, daß selbst bei einer geglückten Heilung dem Eigenthümer die Kosten zu groß scheinen, und er in den Verdacht gerathen könne, als sey er auf das Prellen ausgegangen, daher wohl gar am Ende seine Rechnung noch eidlich bestärken muß. — Schließlich noch einen sehr wichtigen Rath. Wer auf einem Jahrmarkte, oder sonst irgendwo, einem wirklich rotzigen Pferde mit seinem Finger in die Nase gefühlt, und dort die kleinen Geschwürchen bemerkt hat, der hüte sich ja, mit diesem Finger einem gesunden in die Nase zu fassen, bevor er solchen mit Seifwasser rein abgewaschen und nachher abgetrocknet hat, sonst kann er sehr leicht, wider seinen Willen, einem gesunden Pferde den Rotz einimpfen, weil die Schleimhaut der Nase nicht nur, wegen ihrer Feinheit, der zur Ansteckung fähigste Theil, sondern auch leicht zu verletzen ist. Wer also Pferde zum Verkauf auf den Markt schickt, erlaube nicht jedem, solchen den Finger in die Nase zu stecken.

Der Koller, den man nach dem verschiedenen Grade des Uebels in den stillen und rasenden eintheilt, ist eine Krankheit, wobei das Thier, in mehrerm oder minderm Grade, des Gebrauchs seiner Sinne beraubt, und über die willkührlichen Bewegungen seiner Gliedmaßen zu gebieten, mehr oder weniger außer Stande, also zum Dienste untüchtig ist. Er entsteht meistens

daraus, wenn Pferde von schwachen Nerven, oder schwächlicher Konstitution, in Hinsicht der Futterung und Wartung, und besonders bei der Arbeit, nicht gehörig behandelt, und vorzüglich, wenn sie in der Jugend übermäßig angestrengt, und in dumpfigte, und dabei wohl gar feuchte, Ställe hingestellt werden. Hengste und Stuten, insbesondere aber Wallachen, sind dieser Krankheit unterworfen, und bei jungen Thieren tritt sie meistens leichter ein, als bei älteren; bei den meisten ist die Anlage zum Koller schon angeerbt, viele Thiere aber, besonders die in fetten tiefliegenden Weiden, in Marschgegenden erzogen sind, bringen die Anlage zu der Krankheit nicht selten aus der Weide mit.

Bei lauer warmer Witterung zeigt sich der Koller am meisten, und eben deshalb im Frühling und Sommer am gewöhnlichsten, bei kalter Witterung ist er hingegen weniger bemerkbar. Bei einigen Pferden zeigt er sich häufiger, bei andern seltener, je nachdem das Thier mehr oder minder empfindlich und der Grad der Krankheit selbst verschieden ist. Wenn aber die Krankheit schon einen hohen Grad erreicht hat, dann zeigt er sich zu allen Zeiten, und den rasenden Koller wird auch ein Ungeübter leicht erkennen.

Um nun nicht von schlauen und arglistigen Roßtäuschern mit einem Pferde, wobei die Krank-

Krankheit noch im geringeren Grade vorhanden, und gleichsam nur noch Anlage zur Krankheit ist, betrogen zu werden, muß man sich mit den nicht so leicht zu bemerkenden wahren Kennzeichen sehr genau bekannt machen. Folgendes sind die Kennzeichen, deren sich die meisten seyn wollenden Pferdekenner gewöhnlich bedienen, welche jedoch sehr trüglich sind:

1) Daß man dem Pferde mit dem Finger im Ohre kitzelt, und zusieht, ob es solches geduldig leide.

2) Daß man dem Thiere auf die Krone tritt und Acht giebt, ob es solches geduldig ertrage.

3) Daß man ihm die Vorderbeine kreuzweis übereinander stellt und zusieht, ob es solche in dieser Stellung ruhig stehen lasse.

4) Daß man es zurückzuschieben versucht, und Acht giebt, ob es dieß willig erleide; und ein Pferd, was sich in den Ohren ruhig kitzeln, sich ruhig auf die Krone treten, welches die Beine kreuzweis stehen und sich nicht gut zurückschieben läßt, hält man gewöhnlich für kollerigt.

Alle diese Kennzeichen, wie z. B. das erste und letzte, sind an sich trüglich, weil träge, unempfindliche Pferde, oder solche, denen es oft in die Ohren geregnet, geschneiet oder gehagelt hat, das Kitzeln in den Ohren leiden, ohne kollerigt zu seyn; weil hartmäulige, rohe,

nicht zugerittene oder eingefahrene Pferde sich oft nicht zurückschieben lassen, ohne deshalb kollerigt zu seyn, oder sie können durch listige Roßtäuscher auf eine Zeitlang versteckt werden, z. B. das zweite und dritte, indem sie kurz vor dem Verkaufe der Pferde eine geringe Entzündung auf der Krone, durch Pricken oder dergl. erregen, und ihm die Beine unten herum peitschen, sobald sie sich solche ruhig haben übereinander setzen lassen. Man verlasse sich also ja nicht auf die bemeldeten Proben.

Die wahren und untrüglichen Kennzeichen kann man, nach den verschiedenen Graden, in

a) entferntere, welche nur in dem allerersten Anfange der Krankheit bemerkbar sind, und

b) nähere, welche schon bei dem wahren Ausbruche der Krankheit sich zeigen, eintheilen.

Die entfernteren zu bemerken ist nicht leicht, und fordert einen mit der harmonischen Bewegung der Gliedmaßen, insbesondere der Augen und Ohren, bekannten Mann. Es ist daher höchst rathsam, sich diese Bewegung bei gesunden Thieren, durch häufiges Beobachten, genau bekannt zu machen. Sie bestehen übrigens in folgendem: Bei einigen Pferden bemerkt man

im ersten Anfange der Krankheit im Stalle nichts, sie benehmen sich wie die gesunden. Bei mehr empfindlichen nimmt man, wenn die Witterung, warm, lau, trübe oder feucht ist, einen Mangel an Freßlust wahr. Sie fressen nicht mit der Begierde, mit der Raschheit, wie gesunde Pferde, sondern träge und furchtsam, öfters auch nicht einmal ganz aus.

Außer dem Stalle, beim Reiten oder Fahren, sind einige anfangs munter, andere wie schüchtern, furchtsam, flüchtig, und gehen anfangs gleichsam hitzig; allein bei der geringsten anhaltenden Bewegung verlieren sie an Munterkeit, an Muth und Geist. Sie werden etwas träge, tragen den Kopf mehr niedrig, und lehnen sich etwas auf das Gebiß. Alles dieß thun sie minder oder mehr, je nachdem sie minder oder mehr reizbar und empfindlich sind.

Andere sind gleich vom Anfange an träge, und lassen sich zur Arbeit anmahnen, werden aber während derselben immer träger und träger, und betragen sich im stärkeren Grade so, wie es von dem vorigen gesagt ist. Noch andere drängen, bei dem Reiten oder Fahren, anfangs unmerklich, in der Folge aber, wenn die Arbeit anhält, merklicher nach der einen oder andern Seite. Wieder andere gehen immer in gerader Linie fort, allein sie steigen oder bäumen sich, wenn man sie treibt oder zieht, und schlagen wohl gar hinten über, wenn man sie anhält.

Beim Stillhalten, besonders beim plötzlichen Zurückhalten oder Pariren nach der Bewegung, wenn sie etwas anhaltend gewesen, bezeigen einige eine dumme Verwirrung, andere lassen sich mit etwas mehr, als gewöhnlicher Mühe, aufhalten.

Beim wirklichen Stillstehen senken sie den Kopf, ihre Augen stehn stier und gleichsam still, und nur gezwungen offen. Ihr ganzes Gesicht hat die vorige Munterkeit verloren, und ihre ganze Physionomie verräth etwas Gespanntes und Krampfhaftes.

Einige fahren bei dem geringsten Geräusche, Schalle oder Tone schreckhaft zusammen; andere ängstigen sich gleichsam bei dem geringsten, ihnen sonst gleichgültigen Gegenstande, und sind nur mit Mühe vorbei zu bringen, z. B. sie zittern vor der kleinsten Wasserpfütze, die sie sonst nicht achteten; treibt man sie aber davor vorüber, oder hindurch, so gehn sie entweder mit Furcht und Zittern, oder sie thun einen Sprung, als ob sie über einen Graben setzten.

Bald nach der Bewegung wollen einige nicht gleich fressen, andere fressen zwar, aber nicht so rasch, wie gesunde Pferde, und erst einige Stunden nachher fressen sie wieder als solche.

Diese entfernten Kennzeichen verrathen, je nachdem die körperliche Beschaffenheit und die Behandlung eines Thieres ist, ein halbes, ein gan-

ges, ja wohl einige Jahre vorher schon, den Koller, ehe er wirklich ausbricht, und erfordern einen mit den Bewegungen und dem Benehmen eines gesunden Pferdes, bei und nach der Arbeit, sehr bekannten Mann, damit sie von ähnlichen durch Furchtsamkeit, Unerfahrenheit, Mangel am Gesichte oder an Kräften, oder durch andere Ursachen, bei einem Thiere veranlaßten Erscheinungen gehörig unterschieden werden können.

Nähere Kennzeichen des Kollers sind, wenn bei Annäherung des Ausbruchs der Krankheit sich alle oben bemerkten Erscheinungen auffallender und deutlicher zeigen, überdem aber noch folgende:

Im Stalle steht das kranke Thier still, schläfrig und mit gesenktem Haupte. Einige gehen so weit von der Krippe zurück, als es die Halfter erlaubt, und stehen dann ruhig und still; andere lehnen sich so stark in die Halfter, daß sie zerreißt, fallen zurück, oder heben sich und schlagen hinten über. Kurz, die Trägheit nimmt bei allen zu, und die Freßlust ab, besonders bei warmer Witterung, oder in dumpfigten Ställen.

Unter diesen Umständen fressen sie meistens nur Morgens und Abends, selten am Tage. Bei dem Fressen bewegen sie das Maul geschwind, und schlingen langsam, auch mit Absätzen; ja einige fassen das Maul voll Futter und halten es still, kauen dann bald schnell, bald langsam, und schlingen selten.

Das Heu fressen sie selten ganz auf, holen es langsam, schläfrig und träge von der Raufe, und kauen und schlingen es eben so träge.

Bei dem Saufen kneifen einige die Lippen dicht zusammen und saufen mit Geräusch; andere trinken zwar ordentlich, allein wenn sie abziehen, so kauen sie das Wasser, als ob es Futter wäre, und lassen stets eine Portion davon wieder aus dem Munde laufen.

Außer dem Stalle sieht man in der Physionomie der Kranken etwas Trauriges, Finsteres, Dummes. Die Augen stehn nicht ganz offen, und wenn sie ganz geöffnet werden, so geschieht es langsam, träge und krampfhaft. Die Ohren bewegen sie gespannt, das eine rück-, das andere vorwärts. In der Bewegung der Augen und Ohren ist keine Harmonie, das heißt, sie sehen nicht dahin, wohin sie die Ohren richten.

Beim Reiten oder Fahren schieben sie, gleichsam mit in die Zügel gelehntem Kopfe, gerade vor sich weg, oder drängen schon merklicher auf die eine oder die andere Seite. Die Füße heben sie gespannt in die Höhe. Hält die Bewegung lange an, so erscheinen diese Zeichen immer merklicher. Einige lehnen, wenn man sie an den Zügeln vorwärts ziehen will, sich in die Höhe. Nach dem Grade der Krankheit sind sie, mit mehr oder minder Beschwerde, rechts oder links zu leiten, oder aufzuhalten. Hält

man sie endlich an, so stellen manche die Vorderbeine vor sich, als wollten sie vorn überfallen.

Nach der Bewegung fressen sie nur wenig, oder gar nicht, und bei lauer oder warmer Witterung oft vor Abends nicht. Sie lehnen sich mit dem Kopfe entweder in, auf, oder an die Krippe, und stehen mit tief gesenktem Haupte, wenn sie von der Krippe, so weit die Halfter es zuläßt, zurückgehn. Sie sind tiefsinnig, traurig und niedergeschlagen. Erst einige Stunden, und oft noch später, nach der Arbeit, nehmen die mindest Kranken einigermaßen eine andere Stellung wieder an, und fressen, jedoch auf die angegebene Art, etwas Futter.

Noch nähere und dringendere Anzeigen der Krankheit sind da, wenn alle die obigen Zufälle und Erscheinungen sich noch deutlicher bemerken lassen; wenn das kranke Thier ganz gefühl- und muthlos ist; wenn es stets niedergeschlagen und gedankenlos da steht und in eine Stelle gafft; wenn es den Kopf fest in oder auf die Krippe lehnt; wenn es, selbst bei entstandenem Geräusche, Augen und Ohren mühsam und träge oder fast gar nicht bewegt; wenn es nicht mehr auf den Zuruf des Wärters hört, gegen Schläge unempfindlich ist, und mit allen vier Füßen unter sich steht, als ob es vorn überfallen wollte; wenn es nicht mehr von selbst

herumgeht, sondern in der Streu herumgeschoben werden muß; wenn es wenig oder gar nicht mehr frißt; wenn es sein Futter nicht mehr aus der Krippe und von der Raufe holt, sondern nur etwas von der Erde, und nur, wenn es dazu angemahnt wird, langsam und träge zu sich nimmt, das Futter lange im Maule hält, und sich gleichsam bei jedem Bissen erst besinnt; wenn es das Heu lange im Maule hält, und nicht eher käuet, als bis man an den Halmen zerrt; wenn es nicht säuft, ohne daß ihm das Maul ins Wasser gesteckt wird, dann aber das Wasser käuet, und zum Theil wieder aus dem Maule laufen läßt.

Wenn es außer dem Stalle die Füße im Gehen hoch hebt, und gleichsam wie ein blindes Pferd mit den Füßen tappt; wenn es fast nicht mehr ohne Lebensgefahr zum Reiten oder Fahren gebraucht werden kann, oder, bei dem Gebrauche, mit stark in die Zügel gelehntem Kopfe vorwärts geht, oder auch auf die eine oder andere Seite drängt, sich nur mit vieler Mühe, oder gar nicht, aufhalten läßt; wenn es auf alle Gegenstände, auf Wände, Bäume, Hecken u. dgl. gerade losgeht, und keine Gefahr scheut; kurz wenn es ganz dumm und sinnlos ist.

Jeder wird indeß von selbst leicht einsehen, daß es sehr rathsam sey, sich mit den entfernteren Merkmalen des Kollers bekannt zu machen,

um nicht etwa die Krankheit bei einem gekauften Pferde zu spät zu bemerken, uud bei einem eignen die nöthigen Vorkehrungen gegen das weitere Einreissen des Uebels treffen zu können.

Aderlassen, Abführen, Drusen-Pulver und Tränke sind jedoch ganz unrechte Mittel, das Uebel zu hemmen; sie mehren und beschleunigen vielmehr die Krankheit, weil sie sämmtlich die schon vorhandene Schwäche mehren.

Haarseile auf beiden Seiten des Kopfs vom Ohre abwärts nach unten zu, an den Hintertheil der Ganaschen gelegt, kalte Umschläge um den Kopf, Vermeidung aller Anstrengung des Thiers, insbesondere bei warmer Witterung, Sorge für eine kühle und gesunde Luft im Stalle und für eine gute und vernünftige Behandlung des Thiers, können das Uebel, besonders im ersten Anfange, wo nicht heben, doch wenigstens sehr mindern und lange zurückhalten. Insbesondere muß aber auch eine gesunde und nicht zu karge Nahrung mit hinzukommen, damit die Natur Kräfte sammeln könne.

Nur bei sehr kostbaren Pferden ist es rathsam, anhaltend stärkende Medikamente zu gebrauchen; schlechte oder mittelmäßige sind der Kur nicht werth, sondern wenn bei diesen das Uebel arg wird, dann überliefre man sie dem Abdecker oder Wasenmeister, und wenn man auch nur die entferntesten Merkmale oder Vor-

zeichen der Krankheit bei einem fremden Thiere bemerkt, so hüte man sich, solches zu kaufen, und denke nicht etwa, daß die Schwäche sich in der Folge wol geben, oder man das Uebel schon heilen werde.

Der Hartschlag, den man auch den Dampf nennen könnte, ist eine von Schwäche gleichfalls herrührende Krankheit, und scheint ihren Grund hauptsächlich in den fehlerhaften Lungen des kranken Thiers zu haben. Sie besteht bekanntlich darin, daß der Patient, bei jeder irgend anhaltenden starken Bewegung, stark keicht, oder bauchschläget, oder den Athem verliert.

Auch diese Krankheit kann, besonders bei jungen Thieren, durch üble Behandlung, insbesondere durch übermäßige Erhitzungen und plötzliche Erkältungen, sey es nun durch Saufen, Schwemmen oder dergleichen, hervorgebracht werden, wenn sie nicht von Natur angeerbt worden ist; und es ist leicht einzusehen, daß auch sie ihre verschiedenen Grade habe, folglich das Keichen, minder oder mehr, von dem schnellen Athemholen starkbewegter, gesunder Thiere unterschieden, und daher leichter oder schwerer zu erkennen sey.

Das Hauptkennzeichen dieser Krankheit ist, meines Wissens, ein gewisses zuckendes oder krampfhaftes Schlagen der Flanken oder Seiten des kranken Thiers, nach jeder heftigen und dabei irgend anhaltenden Bewegung, und dieses

krampfhafte Schlagen scheint dadurch zu entstehen, daß die Lungen, bei dem Athemholen, sich überall nicht, oder doch nicht ohne Schmerzen, gehörig erweitern können. Wer jedoch dieß Bauchschlagen von den Keichen, oder schnellen Athemholen, eines gesunden und stark bewegten oder gejagten Pferdes richtig unterscheiden will, der muß öfters gar genau auf das Bauchschlagen gesunder und schnell bewegter Pferde geachtet haben, weil rasche und feurige Pferde auch nicht selten, nach irgend einer anhaltend starken Bewegung, stark bauchschlagen, damit er nicht das Bauchschlagen solcher gesunden Pferde mit den krampfhaften und hartschlägigen vermische.

Wer seiner Sache also noch nicht gewiß ist, und seinen Blick noch nicht genug geübt hat, der wird wohl thun, erfahrne Männer zu Rathe zu ziehen, oder sich des Ankaufs eines verdächtigen Pferdes ganz zu enthalten, oder aber da, wo keine Wandelzeit ist, sich in Beisenn einiger glaubhafter Zeugen mündlich oder schriftlich auszubedingen, daß der Verkäufer einige Zeit für den Fehler einstehen wolle.

Wer aber das kleine Unglück hat, ein mit dem Hartschlage behaftetes Pferd zu kaufen, oder ein eignes von diesem Uebel befallen zu sehen, und es nicht gern wegen anderer Ursachen verkaufen will, oder es nicht mit guter Manier los werden kann, der suche durch eine vernünftige

Diät das Uebel zu mindern, gebe dem Thiere nahrhaftes und wenig blähendes Futter und weniger Heu und dergl., und gebrauche es nur bei solchen Arbeiten, welche wenig schnelle Bewegung erfordern, so wird er ein solches Thier, wenn es sonst gesund ist, noch ziemlich lange benutzen können.

Von der Mondblindheit, welche auch häufig unter die Hauptmängel gerechnet wird, sage ich hier weiter nichts, als, daß es ein Uebel ist, welches nur zu gewissen Perioden eintritt und welches, außer diesen Perioden, selbst von geschickten Pferdekennern, an den Kranken nicht leicht zu bemerken ist, am Ende aber in gänzliche Blindheit ausartet. Wer sich sicher stellen will, nicht mit einem mondblinden Pferde in einem Lande angeführt zu werden, wo keine Wandelzeit ist, der lasse sich wenigstens auf einige Monate lang für diesen Fehler von dem Verkäufer einstehen, und zwar entweder schriftlich oder mündlich, in Beiseyn glaubhafter Zeugen, weil die Krankheit sich in einigen Monaten sicher äußern wird.

§. 30.

Ob man den Knechten erlauben dürfe, mit Licht frei im Stalle umher zu gehen, und daselbst zu rauchen?

Offenes Licht und brennende Pfeifen dürfen die Knechte und Enken im Stalle nie haben, und in den langen Sommertagen überall weder

Licht noch Laterne; weil sie, wenn sie auf Ordnung halten, alles beim Tageslicht verrichten können. Im Spatherbste, im Winter und im Anfange des Frühlings müssen sie freilich, bei dem Häckselschneiden, so wie bei dem Futtern und Putzen der Pferde, wenn es gehörig geschehen soll, Licht haben; allein, dieß muß blos in einer am gehörigen Orte aufgehängten, hinlänglich großen und mit gutem Glase versehenen Laterne oder Leuchte, welche die Mägde, die den Knechten die Betten machen, an jedem Sonnabende gehörig putzen und reinigen müssen, bestehen.

§. 31.

Von der bei dem Zutheilen des Brenn- oder Licht-Materials anzuwendenden Vorsicht.

Das Oel auf jede Lampe der Laterne muß der Enke, oder Knecht, täglich von einem dazu bestellten Menschen, auf den man sich verlassen kann, abholen, und man wird sehr wohl thun, genaue Versuche zu machen, wie viel Oel oder Thran eine Lampe in einer Stunde verzehre, um darnach zu berechnen, wie viel in jedem Monate täglich nöthig sey; weil die Knechte und Enken gar zu gern ihre Stiefel und Schuhe aus der Lampe schmieren und auf diese Art manches Oel mehr verlangen, als die Lampen konsumiren. Auch muß man, wegen der Feuersgefahr und der Ersparniß, sehr streng darauf halten, daß die Laterne zur gehörigen Zeit angezündet und

wieder ausgelöscht werde. Schläft der Hofmeister mit im Stalle, so besorgt dieser das Anzünden und Auslöschen, sonst aber der Großknecht, und ist deshalb verantwortlich.

Anmerkung. Um zu erfahren, wie viel Oel oder Thran eine Lampe in einer Stunde verzehre, tränkt man zuvor den Tocht, läßt dann eine Lampe voll Oels, das man vorher gehörig abgewogen hat, nach der Uhr abbrennen, und berechnet hiernach mit leichter Mühe, wie viel auf jede Stunde Oel einzuschütten sey. Da jedoch die eine Art des Oels oder Thrans schneller verzehrt wird, oder, wie man sagt, minder rathsam brennt, als die andere, so muß mit jedem andern Oele oder Thrane der Versuch von neuem gemacht werden, sonst wird man oft den Knechten, oder sich selbst, Unrecht thun.

§. 32.

Von der Aufsicht auf die Betten der Knechte.

Die Betten der Knechte müssen häufig visitirt werden und zwar aus zwei sehr erheblichen Gründen. Einmal, damit man sehe, ob eins oder das andere der Bettstücke, welche ein theures Inventarien-Stück ausmachen, einer Reparatur bedürfe, damit die theuren Federn nicht verfliegen; und zum andern, damit man erfahre, ob die Knechte oder Enken, in diesem gewöhnlichen Schlupfwinkel, nicht etwa entwandtes Korn, oder

Obst u. dgl., verborgen haben. Beiläufig ist es auch gut, um zu sehen, ob auch auf die gehörige Reinlichkeit gehalten werde.

§. 33.

Von der nöthigen Aufsicht über das Geschirr.

Auch über das Geschirr der Pferde muß man strenge Aufsicht halten, und zwar aus mehr als einem Grunde.

1) Damit das Geschirr gehörig reinlich gehalten, gehörigen Orts aufgehängt und nicht etwa im Kothe herumgeworfen, auch das Lederwerk von Zeit zu Zeit mit Thran, oder heißem Unschlitt, oder Fett eingeschmiert werde, welches seine Dauerhaftigkeit außerordentlich vermehrt.

2) Damit nichts durch Nachlässigkeit oder Bosheit verdorben oder abhanden gebracht werde.

Wer diese Vorsicht versäumt, wird um manchen Thaler kommen. Zerreißt etwas am Geschirre, oder nutzt sich ab, so muß es sofort dem Verwalter oder Rentmeister, oder auch dem Herrn selbst, angezeigt werden, und nur wenn dieser eine Reparatur bewilligt, muß sie dem Sattler oder Riemer, dem Schmidt und Rademacher aufgetragen und die Reparatur genau vorgeschrieben werden. Bei der Rücksendung muß der Riemer oder Sattler auf einem Zettel jedesmal bemerken, was die Reparatur gekostet habe, und wann sie gemacht sey. Diese Zettel

braucht man nicht nur, um sofort die Arbeit selbst mit dem dafür berechneten Preise zu vergleichen, sondern man hebt sie auch vorsichtig auf, und vergleicht sie mit der vierteljährlich einzufordernden Rechnung. Werden einzelne neue Theile des Geschirrs angeschafft, so muß es eben so gehalten werden, und wenn man nicht etwa über jede neu zu machende Sache ein für allemal einen Accord getroffen hat, so muß man sich von Zeit zu Zeit bei andern Meistern erkundigen, was ein solches Stück koste. Auch muß man von Zeit zu Zeit die neuen Sachen, so gut als die Reparaturen, genau untersuchen, und wenn man findet, daß sie nicht tauglich oder zu theuer angesetzt sind, dem Riemer u. s. w., mit gehörigem Ernste, Besserung empfehlen und ihm den nöthigen Abzug machen.

Wer dieß unterläßt, wird tüchtig geprellt werden, und oft Reparaturen, oder neue Stücke, bezahlen müssen, welche nicht gemacht sind, wofür aber der Knecht und der Riemermeister einen derben Schnapps getrunken, oder wol gar den Preis mit einander getheilt haben.

Mancher mögte glauben, es sey eben so gut, mit dem Handwerker ein Buch zu halten, und darin jede Reparatur u. s. w. anzeichnen zu lassen; allein dieß ist bei weitem nicht so gut. Der Knecht kann das Buch unmöglich in seiner Gewahrsam haben, wenn sonst der Hauptzweck,

näm-

nämlich der: die Reparatur u. s. w. mit dem angesetzten Preise zu vergleichen und eine genaue Controlle zu halten, nicht verfehlt werden soll. Er kann es noch weniger bei jeder vorzunehmenden Reise-Fuhr mit sich schleppen. Zerreißt oder zerbricht nun aber unterweges etwas, und er ist nahe bei, oder selbst in der Stadt, wo der Handwerker wohnt, so muß er es doch wohl ohne sofortige Eintragung in das Buch wieder bessern lassen; weil er nicht erst zu Hause reisen und das Buch holen, und eben so wenig mit dem zerrissenen oder zerbrochenen Geschirre wieder zu Hause fahren kann. Es muß also das Eintragen der Reparatur bis zum nächsten male, wo etwas reparirt wird, verspart werden. Geschieht dieß aber, dann kann man Arbeit und Preis nicht mehr mit einander vergleichen, folglich fällt der Hauptzweck weg. Die Zettel hingegen können in allen Fällen vom Handwerker gegeben und von dem Knechte abgeliefert werden; folglich kann man jedesmal den Preis der Arbeit mit der Arbeit selbst sofort vergleichen. Mit dem Schmidt und Rademacher sollte man es billig eben wie mit den übrigen Handwerkern halten; allein, da diese Leute meistens Dorfbewohner sind und mit der Feder nicht gut umzugehen wissen, auch selten ihr Schreibzeug im Stande haben, und man sie meistens im Orte selbst, oder doch in der Nähe hat, so muß man die von ihnen in jeder Woche gemachte Arbeiten selbst notiren und sie

pünktlich dazu anhalten, Sonntags zu kommen und für jede Arbeit den gehörigen Preis anzugeben, den man dann daneben schreibt. Diese Vorkehrung giebt zugleich eine schöne Uebung für einen angehenden Landwirth, die Preise aller Sachen genau kennen zu lernen, und er wird bald dadurch so weit kommen, daß er die Preise selbst bestimmen kann. Alle Sonntage werden dann diese Wochen-Rechnungen in ein Buch geschrieben, damit man die demnächst von den Leuten einzuliefernde General-Rechnung darnach vergleichen und deren Richtigkeit beurtheilen könne, bevor man solche bezahlt. Die quitirten General-Rechnungen behält man aber alsdann zu seiner Sicherheit als Belege bei dem Register.

Um das muthwillige Verderben, oder das Abhandenbringen der Geschirre oder Geräthschaften zu verhüten, untersucht man von Zeit zu Zeit den Zustand derselben, und läßt nicht zu, daß irgend etwas nachlässig aufbewahrt, herumgeworfen, oder gemißbraucht werde; weiset auch den Knecht auf das nachdrücklichste dazu an, jedesmal, so oft er neue Zugstränge, Pfluglinien, Halftern, Eimer, Futterschwingen, Striegeln u. s. w. oder irgend ein Stück von dem Pferde-Geschirre neu haben will, das alte unbrauchbare vorzuzeigen, und bedeutet ihm, daß, wenn er dieß nicht könne, er auf eigne Kosten das neue Stück anschaffen müsse; hält dann aber strenge auf diese Regel. Dadurch wird man dem

Verwerfen oder Verschleppen nur einzig und allein gehörig vorbeugen. Um jedoch auch hierbei nach der Ordnung und Billigkeit zu verfahren, muß man gehörige Rücksicht darauf nehmen, ob ein neues, oder ein schon längere oder kürzere Zeit gebrauchtes Stück verloren gegangen sey, und darnach bestimmen, ob er das neue Stück ganz, oder welchen Theil des Preises er dafür bezahlen solle.

Anmerk. Um jeden Knecht desto besser kontrolliren zu können, wie er mit dem ihm anvertrauten Geschirre und Geräthe jeder Art umgehe, ist es sehr gut, ihm, bei seiner Annahme, in sein Lohnbuch, welches man ihm geben und worin dasjenige, was er nach und nach auf seinen Lohn empfängt, jedesmal genau, und mit Anführung des Zahlungstages, angeschrieben werden muß, ein vollständiges Inventarium über die sämmtlichen Sachen, welche er überkommen hat, zu schreiben und ihm ernstlich zu befehlen, solches vorsichtig aufzubewahren, zu mehrerer Vorsicht aber eine getreue Abschrift davon für sich zu behalten. In beiden Inventarien muß aber auch genau bemerkt werden, in welchem Zustande die übergebenen Sachen gewesen, ob in gutem, mittelmäßigen oder schlechten; auch muß darin bemerkt werden, wenn für ein oder das andere abgängig gewordene Stück ein neues angeschafft worden, damit man hiernach den Preis

jedes etwa durch des Knechtes Schuld abhanden gebrachten Inventarien-Stücks billig anschlagen könne.

Ueber alle die Sachen, welche allen und jedem Ackerknechte insbesondere überliefert worden sind, bekommt der Hohmeister ein General-Inventarium, und wird angewiesen, nach selbigem von Zeit zu Zeit, wenigstens monatlich einmal, nachzusehen, ob jeder Knecht auch sein Inventarium noch vollständig habe, damit das etwa durch dessen Nachlässigkeit abhanden Gebrachte, auf Kosten des Knechts, wieder angeschafft und dessen, nach der Beschaffenheit des Verlornen zu bestimmender Werth dem Knechte am Lohne abgezogen werden könne.

Für das Fehlende haftet der Hohmeister dem Verwalter, so wie dieser dem Herrn für das ganze Oekonomie-Inventarium haften muß. Der Hohmeister hält sich wieder an den Knecht und dieser an seinen Enken, wenn es durch dessen Schuld verdorben oder verloren gegangen ist. Hat der Hohmeister des Knechts Inventarium vor dessen Entlassung aus dem Dienste nicht nachgesehen, und es findet sich bei der Uebergabe des Inventariums an den neuen Knecht, daß etwas fehle, so bezahlt es der Hohmeister aus seiner Tasche. Eben deshalb muß er aber auch bei der Ablohnung ei-

nes Knechts zugegen seyn und davon benachrichtigt werden, damit er dann noch anzeigen könne, wenn etwas fehlt, und dessen Werth am Lohne des Knechts abgezogen werden könne. Eben deshalb ist es auch gut, von dem Lohne des Knechts immer etwas bis zu dem Ablaufe des Dienstjahrs zurückzubehalten, vorzüglich wenn er aus dem Dienste geht.

Da dies Inventarium nach Verschiedenheit der Oerter gar verschieden ist, und jeder Nachdenkende leicht im Stande seyn wird, solches zu verfertigen, so halte ich für überflüssig, ein Muster davon beizufügen, bemerke aber noch, daß jeder Verwalter wohl thun würde, alle sechs Monate und jeder Herr wenigstens alle Jahr einmal das ganze Inventarium der Oekonomie nachzusehen.

§. 34.

Vorsichts-Regeln, welche bei dem Ankaufe der Pferde zu beobachten sind.

Auch bei dem Ankaufe der Arbeitspferde hat ein Oekonom manches zu beobachten. Erstlich muß er, da die Ankaufung eines guten und brauchbaren Arbeitspferdes nicht nur ein kleines Kapital erfordert, sondern auch die jährliche Unterhaltung eines jeden Pferdes beträchtlich kostbar ist, es sich zur Haupt-Regel machen, nie mehr Pferde zu halten, als er zum Betriebe seiner Wirthschaft nöthig hat;

weil jedes überflüssige ein zehrendes Kapital ist. Zweitens muß er bei dem Ankaufe stets den Zweck vor Augen haben, wozu er ein Pferd kauft. Dieser ist unstreitig Brauchbarkeit zur nöthigen Arbeit. Er muß also vor allen Dingen dahin sehen, gesunde und starke Pferde zu bekommen, und es bei dem Ankaufe auf einige Thaler mehr, oder minder, nicht ankommen lassen, indem die gesunden und starken nicht mehr Futter fressen, als schwache und ungesunde Pferde; dahingegen aber bei der Arbeit weit besser zu gebrauchen sind.

Um aber zu wissen, ob ein Pferd gesund oder stark sey, muß er sich mit dem Baue eines guten Arbeitspferdes und mit den mancherlei, theils leichter, theils schwerer zu bemerkenden Mängeln und Gebrechen der Pferde, auf alle mögliche Weise bekannt zu machen suchen. Er muß bei dem Ankaufe die größte Vorsicht anwenden, um nicht derb übers Ohr gehauen zu werden, und lieber, wenn er selbst keine hinlänglichen Kenntnisse besitzt, einen geschickten und redlichen Thierarzt, oder sonstigen Pferdekenner, zu Rathe ziehen.

Einige Haupt-Vorsichts-Regeln, welche bei dem Ankaufe eines Ackerpferdes zu beobachten sind, werden hier nicht am unrechten Orte stehen.

1) Das Ackerpferd muß stark seyn; es muß also eine breite Brust, einen starken

Hals, einen graden Rücken und ein breites, nicht abhängiges, Kreuß, oder Hintertheil, auch starke Muskeln und Sehnen an den Beinen und einen hochangesetzten, vollhaarigten Schweif haben. Besonders darf auch der Unterarm des Vorderbeins, unter dem Knie hinterwärts, keine merkliche Einbiegung, und Ausschnitt haben, weil sonst die Sehnen schwach sind.

Manche glauben die Kraft eines Pferdes daran erproben zu können, wenn sie demselben den Schwanz aufheben und Acht haben, ob es solchen mit Kraft wieder andrückt; allein die Roßtauscher wissen dies Kennzeichen der Stärke den Pferden dadurch zu geben, daß sie ihnen kurz vor dem Verkaufe einigemal den Schwanz aufheben und einige derbe Hiebe mit einem Besenstiele vor dem Hintern her geben. Wird nun der Schweif wieder aufgehoben, so drückt ihn das Thier mit Macht an, weil es fürchtet, wieder geschlagen zu werden. Der Schweif ist auch wohl zu untersuchen, ob er nicht falsch und ein Rattenschwanz nicht mit einem vollhaarigten Ueberzuge versehen sey.

2) Das Ackerpferd muß gesund und dauerhaft seyn. Bei der Gesundheit kommen folgende Dinge vorzüglich in Betracht:

a. Es muß keinen der Hauptmängel an sich haben, wovon oben die Kennzeichen angegeben sind.

b. Es muß nicht stahrblind, oder sonst blind seyn. Eine sichtbare Blindheit wird jeder leicht sehen, allein die Stahrblindheit ist nur auf die im 29. §. angegebene Art und nicht so leicht zu erkennen.

c. Es muß keinen Ausschlag an den Beinen, oder sonst am Körper haben; weil dieß immer verdächtig ist und, z. B. wenn er im Kniegelenke des Vorderbeins sitzt, auf das sogenannte Spree oder die Raspe, welches die leichte Biegung des Gelenks hemmt, und wenn er unten am Fesselgelenke, in der Nähe des Hufes, sitzt, auf die bösen Mauken hindeutet, welche das Thier bei tiefen Wegen unbrauchbar machen.

d. Es muß kein Spatt und keine Gallen haben. Der Spatt sitzt an den Knieen des Hinterbeines nach innen, und zwar auf der Erhöhung des Gelenk-Knochens, welcher das Pferd sehr am Gehen hindert. Der Blutspatt hingegen besteht aus einem weichen Extraraſat von der Größe eines durchgeschnittenen Hühner-Eies, sitzt in der Vertiefung innen am Kniegelenke und ist wie ein Geschwür, welches reif ist,

anzufühlen. Er hindert das Pferd nicht sehr an der Arbeit. Die Gallen sind entweder Fluß- oder Steingallen. Die ersten sitzen entweder rund um das Knie- Gelenk der Hinter- oder um den untern Fessel-Gelenks-Knochen der Vorderbeine und verhärten sich, sind aber anfangs weich. Die Steingallen sind Quetschungen unter der innern Sohle des Fußes. Sie hindern das Pferd, auf steinigten Wegen fest zuzutreten, und man thut daher wohl, da man sie nicht sehen kann, ein Pferd, welches auf den Steinen furchtsam, oder blöde geht nicht zu kaufen.

e. Es muß nicht platt- und nicht zwanghufig seyn. Ein platt- oder vollhufiges Pferd geht leicht blöde, dauert also nicht aus bei starker Arbeit, und ein zwanghufiges eben so wenig. Beide Fehler sind leicht zu erkennen, wenn man dem Pferde die Hufe aufhebt und inwendig hineinsieht. Der Platthuf zeigt sich dadurch, daß der Huf nicht hoch genug und inwendig voll gewachsen, also nicht hohl genug ist; der Zwanghuf aber, wenn die äußere Wand des Hufes widernatürlich nach innen gezogen und der Huf innen zu hohl ist.

f. Es muß keine Hornkluft haben. Die Hornkluft ist eine von der Krone her-

ab nach unten gehende Spalte im Horne und macht, daß das Pferd bei dem Gebrauche, vorzüglich im Kothe, leicht lahm wird. Die Roßtauscher suchen sie, durch Verklebung mit schmutzigen Wachs, unbemerkbar zu machen. Wo man also eine verdächtige Stelle an einem sonst guten Hufe bemerkt, da muß man mit dem Finger, und besonders mit dem Nagel, untersuchen, ob nicht ein Hornspalt oder eine Hornkluft verklebt sey.

Die Dauerhaftigkeit eines Pferdes erkennt man im ganzen daran, wenn ihm das kurze Haar recht dicht und fest anliegt und nicht zu weich anzufühlen ist. Bei Hengsten oder Wallachen deutet eine starke Tute, oder die Stärke und Größe der Hülle, worin das Zeugungs-Glied zurückgezogen wird, gemeiniglich auf eine dauerhafte Natur hin.

3) Das gute Ackerpferd muß nicht zu alt seyn, damit es flink bei der Arbeit sey und durch angemessenes Futter schnell seine Kräfte ersetzen könne. Das beste Alter ist vom 5ten bis zum 15ten Lebens-Jahre, der Regel nach; doch giebt es auch einige Pferde von vorzüglicher Dauer, wie z. B. National-Mecklenburger, welche, bei guter Behandlung, bis in das 20ste Jahr und länger gebraucht werden können.

Das Alter der Pferde ist nur eigentlich bis an das 7te Jahr mit voller Gewißheit durch Kennzeichen auszumitteln, oder sichtbar; weiterhin aber immer mit weniger Sicherheit. Man erkennt es nämlich bis zum 7ten Jahre an der Beschaffenheit der Zähne, und zwar auf folgende Weise: gleich oder bald nach der Geburt erhält das Füllen, oder junge Pferd, oben und unten 6 ganz und auch da, wo sie bei dem Beissen auf einander treffen, völlig weisse, oder Milchzähne, in allen 12. — Von diesen fallen ihm nach $2\frac{1}{2}$ Jahren, oben und unten, die beiden Mittelzähne aus und werden etwa 14 Tage nachher durch 2, in allem durch 4, wieder ersetzt, welche oben auf, oder da, wo sie bei dem Beissen auf einander fassen, im Innern eine schwarze Vertiefung und nur rund herum einen weissen erhöhten Rand haben. Dann heißt es, das Füllen hat zum erstenmale geschoben, oder es fängt an zu zeichnen und man weiß, es ist $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ Jahr alt; denn zwischen $3\frac{1}{2}$ und 4 Jahren seines Alters schiebt es wieder, oben und unten, die beiden zunächst an den mittlern sitzenden Milchzähne aus und ersetzt sie bald nachher mit 4 andern inwendig schwarz vertieften. — Dann ist es $3\frac{1}{2}$ bis 4 Jahr alt. — Nach 4 Jahren verlieren sich die beiden Eckzähne, oben und unten. Diese kommen aber nicht so schnell, werden auch oben viel

eher, als unten, wahrgenommen. Zwischen dem 5ten und $5\frac{1}{2}$ Jahre sind sie aber alle da, und deuten also dieß Alter an. Dann ist aber die schwarze Grube, oder der Kern, an den beiden vordersten Zähnen ganz und an den zunächst sitzenden halb abgenutzt, oder verwischt, und im 6sten Jahre schwindet auch der Kern der Eckzähne merklich, ob sie gleich noch nicht sehr hervorstehen. Im 7ten Jahre stehen die Eckzähne etwa $\frac{1}{2}$ Zoll hoch aus dem Zahnfleische hervor und der Kern ist ziemlich stark abgenutzt oder verschwunden, in dem 8ten Jahre aber ganz und dann heißt es: das Pferd hat keine Kunde mehr. Im 6sten Jahre treten die Haken der obern Kinnladen, welche nach den Backzähnen hinsitzen, schon merklich hervor; die in den untern Kinnladen aber zeigen sich schon nach $4\frac{1}{2}$ Jahre und NB. nur bei Hengsten und Wallachen, bei Stuten sehr selten. Diese Haken sind anfangs spitz, runden sich aber nach und nach ab und werden gelb, und dann ist das Pferd über 8 Jahr. Von dieser Zeit an kann man das Alter nicht weiter mit Zuverlässigkeit erkennen, doch sucht man es aus den abgenutzten und gelben Haken und aus den tiefen Augengruben zu muthmaßen, welches aber trügliche Zeichen sind.

Um Unkundige anzuführen, machen böse Roßtäuscher, bei übrigens muntern Pferden, wohl die Kunde, d. i. die Vertiefung in der

Mitte des Zahns, mit einem Grabstichel u. dgl. nach; allein bei einiger Aufmerksamkeit kann man dieß bald sehen, besonders wenn man vorher Pferde mit natürlichen Kunden beobachtet hat. Manche Roßkämmer sind auch wohl so arglistig, den Pferden das Maul derb zu schlagen, oder zu kneifen, damit sie sich nicht daran fassen und in das Maul sehen lassen, und wollen dadurch gemeiniglich bewirken, daß man das Thier für jünger, als es ist, kaufen, oder eine fehlerhafte und wol gar zur Hälfte verloren gegangene Zunge nicht bemerken solle. — Man sey also vorsichtig, wenn man ein Pferd vor sich hat, welches sich das Maul nicht will öffnen lassen. — Daß man übrigens mit fistulösen Geschwüren und sonstigen sichtbaren bedenklichen Eiterbeulen behaftete Pferde nicht kaufen müsse, versteht sich wol von selbst. — Racepferde, das heißt solche, welche von bekannten und rein erhaltenen Pferden guter Art abstammen, erkennt man der Regel nach daran, wenn sie an den Vorderbeinen herab, nach hintenzu, wo die Sehnen sitzen, keine langen Haare haben, oder mit andern Worten, wenn sie glatte Schenkel haben. Hengste von Race aber kennt man daran, wenn sie vorn am Zeugungsgliede, oder der Ruthe, keinen großen Teller oder Umkreis haben. Dieß letzte Kennzeichen ist nicht nachzumachen; das erste aber

suchen die verschmitzten Roßhändler dadurch nachzumachen, daß sie den Pferden die Haare, wovon geredet ist, sauber wegscheeren.

Drittens muß er, wenn er irgend Gelegenheit dazu hat, sich selbst seine Pferde zuziehen; theils deshalb, weil er auf diese Art, ohne große Kapital-Anlage, nach und nach seinen Pferde-Vieh-Stapel am besten rekrutiren kann; theils darum, damit er sich, nach und nach, selbst recht derbe und dauerhafte Pferde zuziehe.

Es ist leider eine mehr als zu allgemeine üble Gewohnheit in den meisten Gegenden Deutschlands, die Pferde zu früh, und ehe sie sich noch gehörig gebildet haben, mit anzuspannen; weil man in dem irrigen Wahne steht, daß man sie auf diese Art nach und nach zur Arbeit gewöhnen müsse, auch das Futter ersparen will, welches das länger verschonte Füllen verzehren würde, wenn man dabei noch ein anderes Arbeits-Pferd mehr futtern müßte. Dieß ist eine sehr unrichtig berechnete und sehr übel angebrachte Sparsamkeit, und gewiß eine der Hauptursachen, warum es solch eine Menge verkrüppelter und vor der Zeit alt werdender Pferde in Deutschland giebt; also ein Pferd meistens kaum die Hälfte der Zeit brauchbar bleibt, wie sonst, bei besserer Behandlung und späterer Anspannung oder Benutzung. Eben wegen dieser übeln

Gewohnheit ist es rathsam, sich selbst seine Arbeitspferde nach und nach anzuziehen; indem die Erfahrung lehrt, daß ein in der Jugend, und wenigstens bis ins 5te Jahr, gehörig geschontes, und nicht zu früh zur Arbeit gebrauchtes, Pferd 25 bis 30 Jahr alt werden und bis dahin Dienste leisten kann, wohingegen ein zu früh gebrauchtes schon mit 12 bis 15 Jahren, wo nicht schon mit 7 bis 8 Jahren, völlig abgenutzt ist.

1ste Anmerkung. Daß ein Ackerpferd kein sogenannter Strang-Schläger, welcher die Zugstränge nicht leiden und nicht ziehen will, seyn dürfe, sondern jede Art von Zugsträngen, es seyen Ketten, Riemen oder Stricke, geduldig ertragen müsse, versteht sich wol von selbst; weil es ja sonst seinen Zweck nicht erfüllen kann. Da aber einem Pferde nicht wol anzusehen ist, ob es ein Strang-Schläger sey, oder nicht, und das Strangschlagen nur in wenigen Gegenden unter die Haupt-Mängel gehört, so thut man wohl, bei dem Ankaufe ausdrücklich, entweder schriftlich, oder aber, in Beiseyn einiger glaubhafter Personen, mündlich auszubedingen, daß das Pferd zurückgenommen werden soll, sobald es diesen Fehler habe, wenn man von einem unzuverlässigen Manne kauft.

2te Anmerk. Die Dauerhaftigkeit der Pferde ist an der Farbe derselben nicht abzunehmen.

Man war bisher der Meinung, daß ein Pferd desto dauerhafter sey, je dunkler dessen Farbe sey. Ich glaube jedoch mit Recht behaupten zu können, daß Schimmel meistens die dauerhaftesten Pferde sind. Auch ist die falbe Race, mit schwarzem Striche über den Rücken, sehr dauerhaft, weil es noch eine ziemlich unvermischte nordische Race ist.

§. 35.

Ob es besser und rathsamer sey, die aufzuziehenden Füllen von eigenen Stuten zu erzielen, oder sie in einem gewissen Alter anzukaufen und weiter aufzuziehen?

Das Erziehen der Füllen von eignen Stuten möchte wohl wenigen Oekonomie-Besitzern oder Pächtern zu rathen seyn. Wollte jemand eigentliche Stuten auf die Zucht halten, so möchte ihm deren Fütterung wohl meistens zu kostbar fallen, und die Füllen möchten also theuer zu stehen kommen. Wollte er hingegen von den Arbeits-Stuten Füllen ziehen, so würde ihn dieß in seinem Haushalte oder Ackerbaue sehr derangiren. Eine trächtige Stute muß, wenigstens 6 Wochen lang vor dem Werfen, mit aller Arbeit verschont werden, und dann wieder ½ Jahr, während sie säugt, wenn sonst tüchtige Füllen erfolgen sollen. Wird die Stute in der letzten Zeit der Trächtigkeit angestrengt, so leidet die Frucht in ihrer Entwickelung; wird sie bei dem Säugen angespannt, so

leiden

leiden Stute und Füllen, und das letztere bekommt erhitzte Milch, wovon allerlei üble Folgen entstehen. Es bleibt also immer rathsamer, Füllen von einem gewissen Alter anzukaufen, vorzüglich auch deshalb, weil oft die Füllen, in dem ersten Jahre, heimlich von diesem und jenem mit Korn zuviel gefüttert, eben dadurch aber leicht verdorben werden, und es nicht immer zu verhüten ist, daß solches heimlich geschieht. Sollte ja ein Oekonomie-Besitzer von einer vorzüglich guten Stute die Art fortzupflanzen wünschen, und Gelegenheit haben, sie von einem guten Beschäler belegen zu lassen; dann mag er immerhin eine Ausnahme von der Regel machen; dann wird er aber die größte Vorsicht nöthig haben, damit das Füllen nicht gleich im ersten Jahr durch schlechte und unordentliche Futterung verwahrloset werde, und vor allen Dingen auf eine gesunde, trockne und sichere Weide bedacht seyn müssen. Wo man diese nicht haben kann, da wird überhaupt wenig bei der Zuziehung selbst erzielter Füllen herauskommen.

§. 36.

Von welchem Alter man die Füllen am besten ankaufe?

Anderthalbjährige Fohlen kauft man am sichersten; indem man in diesem Alter schon ziemlich beurtheilen kann, wie sie sich in der Folge ausbilden werden, und was man davon zu erwarten habe. Kauft man sie von jüngerem Alter, dann wird man oft in seinen Erwartungen

betrogen und bekommt ein schwaches und untaugliches Pferd, wo man ein gutes und starkes Pferd zu erziehen hoffte; dann hat man auch mehr Besorgniß wegen unrichtiger Behandlung u. s. w. Kauft man sie hingegen von späterem oder höherem Alter, so kosten sie schon mehr im Ankaufe und folglich fällt schon ein Zweck, nämlich die Ersparung der größern Ankaufs-Summe, weg. Will aber jemand jüngere, etwa jährige und noch jüngere Füllen kaufen, oder hat er keine Gelegenheit ältere zu bekommen, dann muß er sich ja hüten, das Füllen zu kaufen, wenn er die Mutter nicht kennt, weil sich der Bau meistens nach dem Bau der Mutter richtet; dann muß er sich ja nicht etwa durch die schöne Positur des Füllens verführen lassen, sondern hauptsächlich auf einen guten starken Kopf, eine breite Brust und ein starkes und egal laufendes, nicht abschüssiges Hintertheil und besonders auch dahin sehen, daß unter dem Kniee des Vorderbeins kein zu starker Ausschnitt, oder mit andern Worten, daß die vom Knie herablaufende Sehne nicht zu schwach sey; weil die übrige Positur gar zu trüglich ist, und ein in diesem Alter schönes Füllen oft ein sehr elendes Pferd wird.

§. 37.

Ob es besser sey, Hengst-Füllen, oder Stute-Füllen, oder bereits gelegte Füllen zu kaufen.

Wenn man gute Gelegenheit hat, Hengst-Füllen zu kaufen, welche sich aber selten finden

wird, indem solche leider meistens im Alter von 1 Jahre oder 1½ Jahren gelegt, eben dadurch aber in ihrer Ausbildung sehr zurückgesetzt werden, so kaufe man solche; besonders wenn man in einer Gegend wohnt, wo es durchgehends üblich ist, Hengste zu halten. Wohnt man hingegen in einer Gegend, wo mehr Wallachen und Stuten gehalten werden, dann wird man besser thun, Stute-Füllen zu kaufen, weil eine Stute meistens dauerhafter ist, als ein Wallache; dann ist es nicht rathsam, Hengst-Füllen zu kaufen, und solche allenfalls erst im dritten Jahre, wo die Vordertheile schon besser ausgebildet sind, legen zu lassen; sowohl darum, weil dieß spätere Legen doch immer mit einiger Gefahr verbunden ist, als auch, weil die Hengst-Füllen, wenn sie viel bei Stuten kommen, vor der Zeit zur Begattung gereizt, eben dadurch aber leicht auf immer geschwächt und verkrüppelt, und meistens schwächer, als die schon früher gewallachten Füllen, werden.

§. 38.

Von der Behandlung und Erziehung der Füllen.

Man kann auf mehr als einerlei Weise sich Füllen zuziehen, und zwar

1) indem man eigne Stuten von guten Hengsten belegen läßt;

2) indem man so eben entwöhnte, und

3) indem man jährige oder besser anderthalb jährige Füllen ankauft.

Jede dieser verschiedenen Arten muß nach dem Lokale mit Ueberlegung gewählt werden, und die erste ist nur dann zu wählen, wenn man gute und trockne Weiden hat; weil sonst, wie gesagt, wenig Segen dabei herauskommen wird. Damit man jedoch nichts Nöthiges vermisse; so will ich hier die Regeln, welche bei eigner Erzielung der Füllen und bei deren völligen Auferziehung zu beobachten sind, angeben, weil man daraus die Behandlung der angekauften Füllen zugleich mit ersehen kann.

§. 39.

Von der Beschaffenheit guter Zucht-Pferde.

Vor allen Dingen müssen Stuten und Hengste, die man zur Zucht gebrauchen will, brav und fehlerfrei seyn; indem sich nicht nur die Fehler im Baue und in der Gesundheit, oder Natur, sondern auch die Charakterfehler, auf die Füllen vererben. Beide müssen kraftvoll und gut genährt, auch nicht zu alt seyn, weil sie sonst zu träge und schläfrige Füllen erzeugen. Eine 6 bis 7 jährige Stute und ein Hengst von gleichem Alter sind zur Zucht am besten. Beide müssen, da ein Oekonom hauptsächlich gute Arbeitspferde zu haben wünschen wird, stark von Knochen und Muskeln seyn, und vorzüglich ein grades, gut abgerundetes Kreuz (Croupe) haben. Eine Stute von schwa-

chem und schmalem Kreuze wird nicht leicht ein starkes und derbes Füllen liefern, und bei dem Werfen immer mehr Gefahr laufen, als eine Stute von breitem, starkem und rundem Kreuze. Auch muß die Stute nicht zu fett seyn.

§. 40.

Welche Jahrszeit zum Bedecken, oder Belegen, der Stuten die beste sey?

Der Frühling ist zur Begattung der Thiere am besten, weil bei allen Thieren in dieser Jahreszeit die Säfte am meisten in Regung zu seyn pflegen. Man lasse aber den Hengst nicht eher zu, bis die Stute recht rossigt, d. i. zur Begattung geneigt ist. Daß sie dieß sey, erkennt man daran, wenn das Zeugungsglied hochroth, oder röther, als gewöhnlich, ist; wenn es sich krampfartig bewegt, und ein weißer Schleim oder Saft aus solchem hervortritt. Nur dann, wann diese Zeichen da sind, läßt die Stute den Hengst gern zu. Will man ihn früher dabei lassen, so hat man zu fürchten, daß sie den voll Brunst auf sie steigenden Hengst, durch Hintenausschlagen, beschädige, und doch nicht aufnehme, oder empfange. Man wird überhaupt wohl thun, wenn man jeder Stute, die man belegen lassen will, zuvor die Eisen der Hinterfüße abnehmen läßt, um das etwanige Hintenausschlagen auf jeden Fall minder schädlich zu machen.

§. 41.

Von den Mitteln, die wirklich geschehene Befruchtung sicher zu erfahren.

Eine belegte Stute läßt man von 10 zu 10 Tagen wieder zum Hengste. Läßt sie ihn wieder zu, so ist sie noch nicht befruchtet; weiset sie ihn aber zurück, dann kann man hoffen, daß sie aufgenommen habe. Eine zu feiste und fleischigte Stute empfängt nicht leicht, eine magere, aber doch nicht kraftlose, am leichtesten. Hat man also eine zu feiste, aber übrigens zur Zucht gut gebaute Stute, und will sie gern bedecken lassen, so muß man ihr eine Zeitlang vorher am Heu etwas entziehen und sie etwas mehr arbeiten lassen, damit sie zum Empfangen geschickter werde.

§. 42.

Von der Behandlung der trächtigen Stuten, oder der Mutterpferde.

Eine befruchtete Stute läßt man, in den ersten 9 Monaten der Trächtigkeit, bei ihrem gewöhnlichen Futter und der gewöhnlichen Arbeit; nur hütet man sie vor Erhitzungen, weil sie sonst leicht verwirft. In den zunächst auf die 9 Monate folgenden 6 Wochen ihrer, ein volles Jahr daurenden, Trächtigkeit läßt man sie nur ganz mäßig arbeiten und dabei vorzüglicher pflegen und warten, und in den letzten 6 bis 7 Wochen muß sie von aller Arbeit frei bleiben;

jedoch zur Leibesbewegung, wenn die Jahrszeit es erlaubt, ins Gras gejagt, oder, wenn dieß noch nicht geschehen kann, täglich auf den Hof gelassen werden. Daß man sie während der Trächtigkeit auch gegen Beschädigung anderer Pferde sichern müsse, versteht sich von selbst.

§. 43.

Von der zur Zeit des herannahenden Werfens nöthigen Vorsicht.

Wenn die Zeit des Werfens herannahet, d. h. im letzten Monate, muß ein Mensch, auf den man sich verlassen kann, in der Nähe der tragenden Stute schlafen, um bei dem Werfen, wenn es nöthig ist, thätige Hülfe leisten zu können.

Zeigt die Stute, durch Unruhe und Aechzen, an, daß sie werfen wolle, dann muß gehörig Achtung gegeben werden. Tritt das Aechzen in der Nacht ein, dann muß unverzüglich für Licht gesorgt, und eine Leuchte im Stalle angezündet werden.

Alles voreiligen Helfens muß sich jedoch der Wärter, oder Wächter, zu enthalten angewiesen werden. Hält die Geburt, oder der Wurf, schwer und dauert lange, dann muß er von dem im Vorrathe besorgten Brodte ein Stück in Branntewein tunken und der Stute reichen, um dadurch ihre Kräfte bei der Geburtsarbeit zu unterstützen.

Steht der Kopf des Füllens, wie es bei einer gewöhnlichen Geburt der Fall ist, voran,

dann muß man alles der Natur überlassen. Steht er aber zu lange in der Geburt, und will nicht durchschießen, dann kann man dadurch Hülfe leisten, daß man den Vorderfinger mit zu dem Ende vorräthigen Oele bestreicht, und damit rund um den Kopf herum fährt, um die Geburtstheile zu erweitern, und die nöthige Schlüpfrigkeit zu vermehren.

Die sich zeigende Wasserblase, worin der Kopf liegt, muß er aber auf keine Weise zu zerreißen, oder zu sprengen suchen, indem das darin enthaltene Wasser gerade zu der Befeuchtung und Schlüfrigmachung der Geburtswege dient, und das Werfen erleichtert. Zerspringt die Wasserblase aber von selbst, und der Kopf des Füllens tritt hervor, dann mag er, um die Geburtsarbeit zu beschleunigen, das Füllen bei den gewöhnlich mit dem Kopfe zugleich erscheinenden Vorderbeinen ergreifen, oder aber bei einer um das Obermaul gelegten hinlänglich starken Schlinge, wenn der Kopf allein gekommen, herausziehen, und der Stute zum Lecken vorlegen; auch allenfalls, um das Lecken zu fördern, ein wenig Salz auf selbiges streuen, und es damit bestreut liegen lassen. Nun wird die Stute schon das Ihrige thun. Man muß sie aber ja frei und unangebunden lassen, damit sie dem Füllen auf alle Weise beikommen könne. Vergißt man diese nöthige Vorsicht, und das Füllen kriecht etwa

von ihr weg, so wird sie unruhig und beschädigt es leicht, weil sie ihm nicht gehörig folgen kann.

§. 44.

Wie lange ein Füllen saugen müsse.

Um nicht im Wachsthume gestört zu werden, muß ein Füllen ein halb Jahr saugen. Hat es ein viertel Jahr gesogen, dann muß man ihm, damit die Mutter nicht zu sehr geschwächt werde, feines Heu und ganz fein geschnittenes Häckfel aus Haferstroh, mit etwas wenigem Haferschroote durchmengt, in eine kleine, für das Thier nicht zu hohe, sondern leicht zu erreichende, Krippe schütten, um es auf diese Weise, nach und nach, an das Futter zu gewöhnen. Nach Verlauf des ersten Viertel Jahrs kann man auch, nach und nach, die Mutter wieder zu paßlicher Arbeit gebrauchen, wenn das Füllen nebenher gut frißt. Doch muß man sich auf jeden Fall hüten, die Stute zu sehr anzustrengen, oder sie wol gar zu erhitzen, indem sonst das Füllen nicht wenig darunter leidet. Kann man also die Stute entbehren, und hat Weide für sie und ihr Füllen, dann ist es am zuträglichsten, beide auf die Weide zu schicken.

Ist das Füllen vom Saugen entwöhnt, welches, wenn es im Mai geworfen ist, im Oktober zu geschehen pflegt; dann muß es von der Stute getrennt, und von hier an, bis zum nächsten Frühjahre, mit Hafer, feinem Häckfel und gutem fei-

nem Heu durchwintert werden, um sich gehörig auszubilden. Dann gebührt ihm wöchentlich ein Himpten Hafer, Braunschweiger Maaße, jedoch in gehörig kleinen Portionen, und mit dem nöthigen Häcksel gehörig durchmengt, damit es nicht verfuttert werde. Man muß also auch vorzüglich darauf sehen, daß dem Füllen nicht etwa allerlei sonstiges Fressen, außer der Zeit und außer seinem bestimmten Futter, gereicht werde, weil sonst aus dieser Unordnung leicht üble Folgen entstehn.

§. 45.

Von der Behandlung des Füllens, wenn es ein Jahr alt ist, bis zu seiner gänzlichen Entwickelung.

Einem jährigen Füllen giebt man im Sommer eine gesunde und sichere Weide, damit es sich nach Belieben bewegen und sättigen könne; sorgt aber auch dafür, daß nicht etwa mit Eisen beschlagene Pferde auf dieser Weide gehn, und das junge rohe Thier beschädigen.

Im folgenden Winter und der übrigen Zeit, bis zum vierjährigen Alter, d. i., bis zum zurückgelegten vierten Jahre, wo es erst in Gebrauch genommen werden muß, weil es sich nun erst gehörig entwickelt und ausgebildet hat, bekommt es durchaus nichts als Heu und Rees, d. i., den aus der Scheuer zusammengeharkten Abfall von allen Kornarten. Wer hier nicht vorsichtig ist und glaubt, durch kräftigeres Futter dem Füllen

eine bessere Ausbildung verschaffen zu wollen, der irrt mächtig, und wird die übeln Folgen davon gar bald erfahren. Es bestätigt sich durch die ganze thierische Schöpfung, daß zu kräftige und reichliche Nahrung in den ersten Lebensjahren eines Thiers nicht nur nichts nütze, sondern meistens schädliche Folgen, ja selbst den Tod veranlasse.

Wer jedoch die obigen, durch eine gute Lectüre und nach richtigen Grundsätzen abstrahirten Vorschriften genau befolgt, nach welchen ich auch bereits manches gute Füllen auferzogen habe, der wird die guten Folgen davon sehen, und allerlei Uebel verhüten, dem sonst die Füllen nur gar zu leicht unterworfen sind; indem schon an und für sich ihre Erziehung im Stalle ziemlich widernatürlich ist, also durch Unvorsichtigkeit nicht noch widernatürlicher gemacht zu werden braucht.

Eine Berechnung über den Nutzen und Schaden, der bei dem Pferdevieh herauskommt, hinzuzufügen, würde sehr überflüssig seyn, da es allgemein bekannt ist, daß die Pferde kostbare und unentbehrliche Möbeln sind. Ob es übrigens vortheilhafter sey, da, wo es das Lokal erlaubt, zu den ökonomischen Arbeiten Pferde oder Ochsen zu gebrauchen, davon soll an einem andern Orte gehandelt werden.

Zweites Kapitel.

Von der Rindviehzucht, oder dem, was bei der Erzielung, Fütterung und Wartung des Rindviehes zu beobachten ist.

§. 46.

Einleitung.

Das Rindvieh ist, in mehr als einem Betracht, bei dem Landhaushalte unentbehrlich. Von seiner gehörigen Wartung und Pflege, von seiner guten Eigenschaft, seiner Gesundheit und von einer gehörigen Zuzucht hängt der gute Betrieb der Oekonomie, insbesondere des Ackerbaues, vorzüglich mit ab. Ein guter Oekonom muß also auch mit den Mitteln bekannt seyn, wie er eine für sein Lokal paßliche Art des Rindviehes erlangen, wie er solches gesund erhalten, das etwa erkrankte heilen und die immerfort nöthige Zuzucht desselben gut anfangen solle. Hievon soll in diesem Kapitel gehandelt werden.

§. 47.

Von der guten und zweckmäßigen Einrichtung eines Kuhstalls.

Da das Rindvieh überall den größten Theil des Jahrs im Stalle zubringt, und da, wo man

die nützliche Stallfütterung eingeführt hat, oder einführen kann, fast immer im Stalle steht: so ist ein gesunder und zweckmäßig angelegter Stall auch ein Haupt-Erforderniß. Ein guter Kuhstall muß also

1) so gut, wie der Pferdestall, gehörig luftig und geräumig seyn. Da, wo man großes Vieh, als Schweizer- oder Budjadinger-Vieh, mit Nutzen halten kann, bedarf jedes Stück 30 □ Fuß; da, wo man mittelmäßiges hält, etwa 25 □ Fuß, und da, wo kleines Vieh gehalten wird, 20 □ Fuß Raum, mit Einschluß des nöthigen Raums zum Ausmisten. Immer besser ist jedoch etwas zu viel als zu wenig Raum, weil dieß die Bequemlichkeit vermehrt. Besonders muß auch der Stand der Kühe die gehörige Länge haben, nicht nur, damit man bequem hinter dem Viehe hin- und hergehen, sondern auch, damit man bei etwa nöthiger Geburtshülfe Platz genug hinter der Kuh habe und sich gehörig regen könne. Um immer frische Luft im Stalle zu erhalten, und nöthigen Falls Zugluft machen zu können, müssen den Thieren gegenüber Oeffnungen mit Klappen angebracht seyn. Dunst-Röhren oder Dampf-Schornsteine werden besonders deshalb mit Nutzen angebracht, um auch im Winter reine Luft erhalten zu können, ohne daß zu viel Kälte eindringe. Es ist aber auch bei deren Anle-

gung die Vorsicht nöthig, daß sie nicht unmittelbar über dem Viehe, sondern über den Futtergängen angebracht werden, damit die kalte Luft im Winter nicht auf das Vieh stoße und Erkältungen verursache. Eben deshalb muß auch die Zugluft mit Vorsicht gemacht werden. Ein guter Kuhstall muß

2) die gehörige Höhe haben. 7 bis 8 Fuß Höhe sind jedoch hinlänglich. Mehr Höhe ist nicht rathsam, weil sonst der Stall im Winter zu kalt seyn möchte, und dieß Vieh, da es wenig Kornfutter bekommt, bei weitem nicht so warm an sich ist, als das Pferde-Vieh. Er muß

3) der nöthigen Reinigung wegen, gehörig gepflastert seyn; das heißt, der Boden muß etwas abhängig und mit den nöthigen Abflüssen nach dem Mistlager zu versehen seyn, damit besonders dann, wenn naß gefuttert wird, der Harn gehörig abziehen könne. Er muß

4) die nöthigen Futtergänge zwischen zwei und zwei mit den Köpfen gegen einander hinstehenden Reihen von Kühen haben. 4 bis 5 Fuß Breite ist für einen gewöhnlichen Futtergang hinlänglich. Man macht den Futtergang auch wohl an manchen Orten so breit, daß man mit dem beladenen Futterwagen hineinfahren könne; allein diese Einrichtung ist nicht überall anwendbar und nicht unentbehrlich. Er muß

5) gehörige Krippen haben. Eichne sind unstreitig die besten; da, wo man aber auf Holzersparung denken muß und steinerne haben kann, sind diese am rathsamsten. Man macht auch wol hölzerne Krippen mit steinernen Boden; allein deren Einrichtung läßt sich ohne Riß nicht wohl ganz deutlich machen. Die Krippen mögen immer lieber etwas zu niedrig, als zu hoch stehen, weil das Rindvieh gern von der Erde frißt. Raufen anzubringen ist, theils wegen der eben angegebenen Ursache, theils deshalb nicht rathsam, weil das Vieh leicht mit den Hörnern dazwischen kömmt. Endlich muß

6) ein guter Stall auch die nöthigen Zugänge haben. Es muß nämlich zu jedem Futtergange und zu jedem Raume, wo das Vieh steht, eine hinlänglich geräumige Thür gehen, damit Menschen und Vieh bequem aus- und eingehen und erstere das Nöthige durch solche bequem hinein und herausbringen können.

Einen besondern Kälber-, Rinder- und Bullen-Stall anzulegen, ist so sehr nöthig nicht. Es findet sich gleichsam von selbst an beiden Enden, wo nur eine Reihe von Ständen seyn kann, Gelegenheit, die Stiere, Rinder und Kälber aufzustellen, und man kann ihnen, wenn es nöthig ist, ohne kostbare Vorrichtung, einen abgesonderten Stall machen.

§. 48.

Von dem, was in Ansehung der Wartung und Reinigung des Rindviehes zu beobachten ist.

Reinlichkeit ist bei allem, also auch bei dem Rindviehe durchaus nöthig. Es muß also

1) der Stall gehörig gereinigt werden, damit das Vieh sich nicht zu sehr beschmutze und nicht im Kothe stehe. Da, wo man genugsam unterstreuen kann, ist es hinlänglich, wenn man den Stall wöchentlich zweimal ausmisten läßt; weil es dem Rindviehe nicht so nachtheilig, wie den Pferden, ist, wenn es auf seinem Miste steht. Man hat dadurch einmal den Vortheil, daß man Arbeit und Menschen erspart, und zweitens den, daß das Vieh den Mist besser durcheinander tritt und die animalischen Ausleerungen sich besser mit dem Stroh vereinigen, auch der Harn besser aufgefangen und vom Stroh eingesogen wird. Einige wollen sogar noch den Vortheil dabei finden, daß die im Stalle befindlichen Ausdünstungen des Viehes sich mit dem Dünger verbinden und dadurch dessen Qualität verbessern, allein dieß ist wohl bis jetzo nur Meinung und Hypothese, und wird es vermuthlich so lange bleiben, bis es dem Forscher Thaer gelungen ist, die Theorie über die eigentlich düngende Materie und über die Wirkung des Düngers gehörig ins Reine zu bringen. Da, wo man nicht hin-

hinlänglich streuen kann, wird eine häufigere Reinigung und Mistung des Stalls erfordert, damit das Vieh in dem meistens sehr nassen Miste nicht stehe, und dadurch Nachtheil erleide. Es muß

2) das Vieh selbst, nach Möglichkeit rein gehalten werden. Es paßt jedoch nicht zu jeder Wirthschafts-Einrichtung, das Rindvieh eben so, wie die Pferde, zu striegeln und zu putzen, weil dies, wegen dessen großer Anzahl, zu viele Menschen erfordern würde; wiewohl es keinen Zweifel leidet, daß es diesem Viehe eben so zuträglich, als den Pferden, und daß es bei den Zugochsen insbesondere nöthig sey. Da, wo das Vieh, nach der Dreifelder Wirthschaftsart, auf die Gemeinde-Weide gehen muß, ist das Striegeln nicht einmal so nöthig, weil es vom Winde und Regen meistens hinlänglich geputzt wird, und zum andern nicht wohl thunlich, weil man entweder zu viel Menschen zum Striegeln und Putzen anstellen, oder aber, wenn man wenige Menschen anstellte, sich gefallen lassen müßte, daß das Vieh um einen Theil seiner Weide betrogen würde. Bei dem Vieh hingegen, welches stets auf dem Stalle gefüttert wird, ist das Putzen nöthiger, damit die Ausdünstung nicht in den Haaren hängen bleibe, sich nicht mit dem Staube verbinde, und die Schweißlöcher, oder poros nicht verstopfe, dadurch aber der er-

forderlichen freien Transpiration oder Ausdünstung nachtheilig werde. Kann man bei der Stallfütterung, der Menge wegen, nicht jedes Stück täglich striegeln, so gewöhne man, wenn Gelegenheit dazu ist, das Rindvieh daran, täglich einmal durch das Wasser zu gehen, oder zu schwimmen, und begieße es, wo diese Gelegenheit fehlt, mit Wasser, und spüle ihm auf diese Art den Schmutz ab, welches jedoch nicht anders, als bei warmen Wetter geschehen kann. Im Winter wird man wohl thun, wenigstens täglich einen Theil des Viehes striegeln und putzen zu lassen, und damit der Reihe nach fortzufahren.

§. 49.

Vorsichtsregeln, welche bei der Fütterung des Rindviehes zu beobachten sind.

Das Rindvieh bekommt bekanntlich nicht immer einerlei Futter, so wie es die Arbeitspferde bekommen; es muß vielmehr, nach den verschiedenen Jahrszeiten, mit der grünen, der nassen und der trocknen Fütterung abgewechselt und dem Viehe mancherlei Futter gegeben werden. Hierbei ist eine große Aufmerksamkeit nöthig, um mancherlei Uebel zu verhüten. Es sind also bei der Fütterung des Rindviehes weit mehr Vorsichtsregeln zu beobachten, als bei der Fütterung der Pferde, und diese sollen nun der Reihe nach hergesetzt werden.

§. 50.

Vorsichtsregeln bei der trocknen Fütterung.

In den Winter-Monaten giebt man den Kühen, zu ihrem gewöhnlichen Futter, Heu, Klee-Heu, Stroh, Korn und Lein- oder Oelkuchen. Das Heu, Kleeheu und Stroh wird mit Vortheil zu Häckfel geschnitten, weil man auf diese Art mit wenigerm auskommt und nicht so viel verzerrt und vertreten wird, als wenn man alles ungeschnitten reicht.

Auch Gerste und Weizenstroh, und ein Theil des Hafer- und Erbsenstrohes, pflegt den Kühen gewöhnlich zu Theil zu werden. Man schneidet es gewöhnlich mit dem Heu und dem trocknen Klee durcheinander, weil es sich auf diese Art am besten schneiden läßt, und am leichtesten durcheinander mengt.

Wie viel Heu, oder Kleeheu, mit dem Stroh zusammen geschnitten werden solle, hängt von dem größern oder geringern Vorrathe des Heues, welches man dem Rindvieh zuwenden kann, ab. Wer es indeß zwingen kann, der gebe $\frac{2}{3}$ Stroh und $\frac{1}{3}$ Heu durcheinander geschnitten.

Ein Tagelöhner muß, wenn ihm Stroh und Heu zugetragen werden, in 8 Stunden 36 Berliner Scheffel an Häcksel schneiden, weil es dreimal so lang, als das Häcksel für die Pferde, geschnitten wird. Von diesem Gemengsel bekommt eine Kuh täglich 5 Futter, zu $\frac{1}{4}$ Scheffel jedes,

und Abends ein 6tes Futter, von ungeschnittenem sogenannten Krummstroh, das heißt von kurzem Stroh, welches auf der Scheuren-Tenne, nachdem das gedroschene Stroh wieder aufgebunden ist, übrig bleibt, gesammelt und in dicke Bunde, oder Diehen, gebunden wird, um daran Nachts zu nagen.

Hat man nicht Heu genug, um den ganzen Winter hindurch das obige Gemengsel geben zu können, so giebt man, bis Weihnachten, blos Strohhäcksel mit kurzem Zeuge, oder Abharksel von der Scheuren-Tenne, und verbessert, wenn man kann, dieß Häcksel-Futter gegen die Zeit des Kalbens durch Zusatz von Heu. Nach dem Kalben giebt man aber das oben bemerkte Gemengsel, und feuchtet es mit Wasser, worin Leinkuchen zerlassen sind, an. Es ist gut, wenn man nicht jedes Futter naß giebt, sondern eins naß, das andre trocken, indem diese Abwechselung die Freßlust erhält, besonders wenn man auf die nassen Futter wöchentlich dreimal eine Hand voll gemeinen oder Küchen-Salzes, eine Hand voll auf jedes Stück gerechnet, streut. Dem neumilchenden Viehe wird auch noch in das Getränke Gerste- oder Bohnen-Schroot gemengt, um ihm Kraft zu geben.

Man rechnet gewöhnlich auf eine Kuh drei Himpten Schroot in allem. Die trockne Fütterung wird so lange fortgesetzt, bis Gras und Klee gemähet werden können.

§. 51.

Von dem, was bei der grünen Fütterung zu beobachten ist.

Bevor ein Oekonom die grüne Fütterung mit der trocknen vertauscht, mache er ja erst genauen Ueberschlag, ob er auch den zu der letztern erforderlichen Vorrath von Grase und Klee, oder Mengekorn, jederzeit werde mähen lassen können, damit es ihm nicht daran mangele, und er nicht genöthigt werde, von der grünen zur trocknen Fütterung zurückzukehren; denn das Vieh verträgt dies nicht ohne ansehnlichen Milchverlust.

Wer seine Wiesen in der Nähe hat, der füttere so lange Gras, als er kann, und mache dagegen den Klee trocken, und zwar wegen folgender Ursachen.

1) Das Gras wirkt mehr auf die Milch, der grüne Klee aber mehr auf das Blut und Fett des Thiers.

2) Der Klee ist weit leichter und sicherer, als das meistens an Flüssen wachsende Gras, und ist obenein mit weniger Kosten, wie unten gezeigt werden wird, zu trocknen.

Wer jedoch Klee füttern will oder muß, und so viel hat, daß er ihn nicht zu sparen braucht, ja vielleicht den Dünger, durch Fütterung desselben, vermehren oder verbessern will, der lasse ihn, mit etwas Stroh vermischt, zu Häcksel schneiden. Er kommt dann nicht nur mit der

Hälfte aus, sondern hat auch nicht zu befürchten, daß das Vieh davon aufgeblasen werde, oder die Wind- oder sogenannte Trommelsucht bekomme. Will er ihn aber allein und ungeschnitten füttern, so hüte er sich ja, ihn früher zu füttern, als bis die Blüten aufgebrochen sind, sonst wird sein Vieh, besonders wenn er vom Regen oder Thau benetzt zu Stalle kommt, der bemeldeten Krankheit sehr ausgesetzt, und er also in vieler Gefahr seyn.

Wer beständig sein Rindvieh mit Klee, Luzerne, Esparzette (Esper) oder Grase auf dem Stalle füttern will, braucht, bei einem beträchtlichen Viehstapel, auch eine beträchtliche Menge grünen Futters. Will er dieß am Morgen auf eins mähen und einfahren lassen, um Fuhren und Menschen zu ersparen, so muß er auch eine Vorkehrung treffen, diese Kräuter so luftig hinzulegen, daß sie sich nicht brennen, und eben dadurch dem Viehe zuwider, und seiner Gesundheit nachtheilig werden. Sie müssen also unter Obdach, weil sie in der Luft, auf den Wagen, oder sonst auf einen Haufen dicht gepackt, sich am leichtesten erhitzen und welken; besonders wenn sie noch dazu der Sonne ausgesetzt sind. Allein auch selbst im Stalle, oder im Schatten, liegen sie nicht besser, wenn sie in einem Haufen an die Erde hingeworfen werden. Ein von Holz gemachtes, unten und rund umher raufen- oder gitterarti-

ges Gerüste, wodurch die Luft von allen Seiten frei spielen kann, an einem gehörig luftigen Orte angebracht, ist durchaus zur Aufbewahrung dieser Futterkräuter erforderlich, wenn sie sich nicht brennen sollen; und dies kann mit leichter Mühe aus Zweigen von allerlei Holze, am leichtesten von Wieden- oder Weidenholze, wie sich von selbst versteht, mit den nöthigen Eckpfählen und Lagerbäumen versehen, oder auch von Latten zusammengesetzt werden. Daß man dieß Gerüste also nur da aufstellen müsse, wo man Zugluft machen kann, bedarf wohl keiner Erinnerung.

§. 52.

Von der Herbstfütterung und dem, was man bei dieser wohl in Acht zu nehmen hat.

Gegen die Zeit, wo die Klee- und Gras-Fütterung zu Ende geht, ist gewöhnlich der weiße oder Kopf-Kohl so weit, daß man ihn abblatten kann. Diese Kohlblätter werden also nun zur Fütterung des Rindviehs mit Nutzen verwendet, und man kann damit einige Zeit, und um so länger auskommen, wenn man gleich die kleinen und losen, oder schloddrigen Köpfe mit zu dieser Fütterung nehmen läßt. Auch bei diesem Futter muß Vorsicht angewandt werden, weil gar zu leicht dabei das Aufblähen oder die Trommelsucht entsteht. Um dieß zu verhüten, thut man sehr wohl, die Blätter gröblich zerstoßen, und über das davon gegebene Futter von Zeit zu Zeit etwas Salz streuen zu lassen.

Nach dem Kohle werden die Rüben zum Rindvieh-Futter verwendet. Man läßt sie nach und nach aufroden und herbeifahren. Auf dem Hofe schneidet man das Kraut ab, und sortirt zugleich die Rüben. Die besten bleiben zum Essen für die Menschen aufbewahrt, die kleinern werden, sammt dem Kraute, dem Rindvieh zu Theil. Auch diese Rüben müssen, so wie das Kraut, zerstoßen, oder zerschnitten gefüttert werden, und zwar deshalb;

a) damit man unter das geschnittene Rübenfutter Strohhäckfel mengen und auf diese Art das Vieh nach und nach zu der bald eintretenden trocknen Fütterung gewöhnen könne, und

b) damit das Vieh nicht etwa zu große Stücken von den Rüben niederschlucke, und dadurch in Gefahr gerathe, plötzlich zu ersticken, wenn solche im Halse stecken bleiben. Sollte jedoch, aller Vorsicht ungeachtet, ein solcher Vorfall eintreten, dann ist sehr schleunige Hülfe nöthig. Man erkennt das Uebel daran, daß das Thier sich stark aufbläßt, und sich mit dem Kopfe zur Erde beugt, als ob es etwas herauswürgen wollte. Um es zu heben, fährt man mit der Hand in dem ganzen Schlunde oder der Speiseröhre hinab, und sucht nach, wo sich das Stück geklemmt hat. Gewöhnlich ge-

schieht dieß Einklemmen im Eingange des Schlundes, wo es dann das Kläppchen, das bei dem Uebergange der Speisen über die Luftröhre sich schließt, niederhält, und das Thier am Athmen hindert, wovon es bald ersticken muß. Man bricht nun, ohne Zeitverlust, wenn nämlich das Rübenstück an diesem Orte steckt, das Maul des Thiers auf, greift mit der Hand hinein und reißt das Stück heraus. Sitzt es hingegen zu tief, als daß man es fassen könnte, so hilft man von außen, durch Drücken und Fortschieben, nach, bis es in die Speiseröhre hinabfährt. Sollte es sich jedoch unten im Schlunde geklemmt haben, und nicht weiter wollen, so giebt man dem Thiere schnell ½ Pf. Oel auf einmal ein, damit die Speiseröhre schlüpfrig werde, und schiebt nun von außen nach, dann wird es seinen Gang bald finden. Ein Oekonom hat also bei dem Futtern der Rüben fleißig auf das Vieh zu achten.

Ist man nun auch mit dem Rübenfutter am Ende, so hat man noch ein länger anhaltendes grünes Futter an den kleinen Ausschuß-Kartoffeln, welche zerstoßen und mit Strohhäcksel vermischt, ein herrliches Futter ausmachen. Kann man, wegen der Einrichtung der Felder, so viel Kartoffeln bauen, daß man den ganzen Winter hindurch solche gestoßen unter das Häcksel mi-

schen kann, dann braucht man kein Korn, und befördert die Ergiebigkeit der Milch, und die Fettigkeit oder Kraft des Düngers, ungemein. Hat man nicht so viel, dann ist es am rathsamsten, die Kartoffeln so lange in guten Kellern aufzubewahren, oder an einem trocknen Orte in die Erde zu graben, bis das Vieh kalbet, wo sie sich dann durch die reichliche Erzeugung der Milch am besten bezahlen. Sollte man, bei aller Vorsicht, doch das Unglück haben, daß die Kartoffeln erfrieren, welches man auch dadurch verhüten kann, daß man sie im Stall selbst, bei großer Kälte aufbewahrt, so muß man das Aufthauen derselben erwarten, und sie dann, mit Häcksel gehörig versetzt, schnell verfüttern, weil sie sonst gar bald gänzlich verderben. Ich habe dieß ohne Nachtheil für das Vieh mehrmals gethan, und ohne daß dieß Veranlassung zum Verkalben geworden wäre, wie dieses einer meiner Freunde bemerkt haben will.

Wer endlich Raum und alte Gefäße genug hat, der wird wohl thun, für das Rindvieh auch von dem Kopfkohl einzumachen. Man schneidet, wenn man dies thun will, die Köpfe einigemal durch, streut Salz dazwischen, und stampft alles derbe ein.

Dieses Futter ist dem Milch-Viehe nicht allein für seine Gesundheit sehr zuträglich, sondern es ist ihm auch ein sehr nahrhaftes Fut-

ter. Es frißt solches unter allem Futter am liebsten, und zeigt, wenn es solches einmal kennt, seine Freßlust durch ein Freudengebrülle an, so oft ein Faß geöffnet wird. Schon diese Begierde ist ein Beweis von der Zuträglichkeit dieser Fütterung, weil die Erfahrung lehrt, daß dem Viehe dasjenige Futter am gedeihlichsten ist, wozu es am meisten eilt.

1ste Anm. Um den Kohl, die Rüben, Kartoffeln u. dgl. in kleine Stücke zu zerschneiden, und dadurch zu verhüten, daß das Vieh nicht etwa zu große Stücke niederschlucke, auch zu bewirken, daß es desto leichter alles zerkauen könne, bedient man sich mit großem Nutzen des Kohl- und Rübenschneiders, zwei sehr einfacher Werkzeuge, mit deren jedem ein Mensch in einem Tage eine beträchtliche Menge Kohl und Kartoffeln schneiden kann. Da diese einfachen und gar nicht kostbaren Werkzeuge nicht überall so bekannt sind, als sie zu seyn verdienen, so glaube ich manchem keinen geringen Gefallen zu thun, wenn ich davon eine Zeichnung beifüge. Diese enthält die dritte Kupfertafel und es wird ein irgend gescheuter Arbeiter danach leicht die Werkzeuge verfertigen können. Die Wirkung derselben hat vor dem Zerstoßen des Kohls und der Kartoffeln in der Hinsicht den Vorzug, weil bei selbigen nichts unzerschnitten bleibt,

bei dem Stoßen aber manches zu klein wird, und eins und das andere leicht zu groß bleiben kann, mithin die Gefahr des Verschluckens zu großer Stücke dadurch nicht ganz gehoben wird.

2te Anm. Der Kartoffeln- und Rübenschneider weicht blos darin von dem Kohlschneider ab, daß er vor den großen halbmondförmigen Messern noch eine Anzahl kleiner Messer hat, welche senkrecht davor stehen. Wer also mit einer Maschine beide Zwecke erreichen und sowohl den Kohl, als die Kartoffeln und Rüben zerschneiden will, der kann die kleinen Messer in eine eiserne Platte befestigen und diese Platte so einrichten lassen, daß sie auf der Dreh-Scheibe leicht befestigt und wieder davon abgenommen werden könne. Man kann aber auch beide Scheiben besonders machen lassen und auf einem Gerüste anbringen.

3te Anm. Bei dem Kartoffelschneider ist vorzüglich darauf zu sehen, daß

1) die kleinen Messer nicht zu lang sind und nicht tiefer, oder doch sehr wenig tiefer in die Rüben und Kartoffeln schneiden, als das große Messer in solche hineingreift, weil sonst die Arbeit ohne Noth erschwert wird; daß

2) die kleinen Messer die gehörige Stärke im Rücken haben, damit sie sich nicht leicht biegen; daß

3) dieselben etwa 1 Zoll lang sind und 1 Zoll weit vor dem großen Messer sitzen, auch unter sich etwa 1 bis 1¼ Zoll weit auseinander stehen; daß sie

4) alle, oder vielmehr jede Reihe derselben, genau in einem Kreise sitzen, damit sie bei dem Umdrehen der Scheibe, alle durch die Einschnitte in dem Kasten bequem durchschlüpfen; daß endlich

5) das unterste der kleinen Messer etwa 1 Zoll höher sitze, als das untere Ende des großen Messers, damit nichts unzerschnitten bleibe.

4te Anm. In der Zeichnung sind die großen Messer so angedeutet oder gezeichnet, wie sie stehen, wenn sie Kohl zum Einmachen schneiden sollen. Es versteht sich wohl von selbst, daß sie weiter abstehen, und folglich auch die Oeffnungen in dem Holze weiter seyn müssen, wenn Kohl, Kartoffeln oder Rüben für das Vieh damit geschnitten werden sollen. Ein irgend erfahrner Arbeiter wird die erforderliche Vorkehrung, um die Messer enger und weiter zu stellen, leicht machen können; also enthalte ich mich aller weitern Beschreibung dieser Verrichtung.

§. 53.

Von demjenigen, worauf ein Oekonom, wenn er Morgens früh in den Kuhstall kommt, zu achten hat.

Zu allen Zeiten muß ein guter Oekonom, wenn er Morgens in den Kuhstall kommt, auf folgende Dinge genau Acht haben:

1) Ob der Stall, nach Verhältniß der Jahrszeit, gehörig luftig und warm sey.

2) Ob das Vieh gehörig gestreut gewesen sey.

3) Ob und was für Futter in den Krippen sey, und ob sich nicht etwa der Wärter solcher Dinge zum futtern bemächtigt habe, die dem Viehe nicht bestimmt sind.

4) Ob Wasser in den Tränk-Gefäßen sey. In der Zeit, wo Oelkuchen gegeben werden, läßt er solche, in seiner Gegenwart, in die Tränkfässer brechen oder bröckeln, damit der Wärter sie nicht unterschlage und das Vieh nicht darum betrüge.

5) Ob Kühe gekalbet haben. Findet er dieß, so bemerkt er gleich in seinem Taschenbuche die Zahl und das Geschlecht der Kälber.

6) Ob alles Vieh gehörig gesund sey.

§. 53. a.

Von den Kennzeichen der Gesundheit des Viehes.

Die Gesundheit des Viehes erkennt man vorzüglich daran: wenn ihm das Haar glatt an der Haut liegt; wenn es ruhig ist und entweder frißt oder wiederkäuet. Fehlt eins dieser Stücke, dann muß man sofort genau untersuchen, woran das Vieh kranke, und auf Hülfe denken. Man wird sehr wohl thun, sich mit den Heilmitteln und der Kurart gehörig bekannt zu machen, und selbst Hand ans Werk zu legen; nicht aber dem Kuhhirten, wie es gewöhnlich geschieht, die Heilung allein zu überlassen, weil diese Leute oft große Ignoranten sind, und nicht selten unpaßliche oder unwirksame Mittel anwenden, wodurch eher Nachtheil, als Vortheil bewirkt wird. Ich glaube daher keinen Undank zu verdienen, wenn ich die gewöhnlichen Krankheiten und deren Heilung hieher setze, ohne deshalb dem Veterinärarzte zu weit vorgreifen zu wollen.

§. 54. b.

Von den gewöhnlichen Krankheiten des Rindviehes.

A) Die gemeinen innerlichen Krankheiten des Rindviehes sind:

1) Die Verstopfung, oder Darmgicht.
2) Die Koliken.
3) Der Milzbrand.

4) Das Blähen oder die Trommelsucht.
5) Die zähe und blaue Milch und das Blutmilchen.
6) Das Blutharnen oder das rothe Wasser.
7) Die gefährliche Leberkrankheit.

B) Die gemeinen äußerlichen:
1) Der Grind oder die Krätze.
2) Verhärtungen im Euter oder dem Milchbehälter.
3) Verhärtungen an den Kinnladen, auf der Luftröhre, oder unterm Halse.
4) Das Abbrechen der Spitzen von den Klauen oder Zehen.
5) Das Abbrechen der Hörner.
6) Die Klauenseuche, Kurwei und dergleichen.
7) Der Stert- oder Stirzwurm, d. i. ein Geschwür an der Spitze des Schwanzes.
8) Verwundungen und Quetschungen, oder Kontusionen.
9) Das weiße Fell im Auge.
10) Die Läuse.

§. 55.

Von den Kennzeichen, von der Ursache und der Heilung der Verstopfung oder der Darmgicht.

Die Verstopfung ist eine nicht ungewöhnliche Krankheit des Rindviehes. Man erkennt sie daran, wenn das Vieh vom Fressen abläßt, mit den Hinterbeinen stampft und schlägt, und sonst unruhig

unruhig wird; sich bald niederlegt, bald aufsteht; sich nach dem Leibe umsieht; auch wohl ächzet oder stöhnt.

Die Ursache dieser Krankheit liegt meistens in Erkältungen, und in der dadurch veranlaßten Schwäche der Verdauungswerkzeuge. Sie ist bei dem Rindvieh oft sehr hartnäckig, und wegen des vielen Futters, welches es meistens in dem Panzen hat, beschwerlich zu heilen, kann also leicht gefährlich werden.

Rührt diese Krankheit, wie gewöhnlich, von Schwäche der Verdauungswerkzeuge her, dann gebe man dem kranken Thiere starke Reitzmittel, und zwar 1½ Portion von dem im §. 29. Nro. 2. gegen die Darmgicht der Pferde empfohlnen Pulver, mit warmem Biere, und wiederhole alle sechs Stunden das Eingeben, bis zum guten Erfolge.

Von Schwäche rührt diese Krankheit dann unstreitig her, wenn sie kurz nach dem Kalben eintritt, oder wenn das Thier zu schlechte Nahrung erhalten, oder wol gar Läuse hat; und dann erreicht man gewiß durch das angegebene Mittel seinen Zweck. Tritt hingegen das Uebel nicht unter den bemeldeten Umständen ein, und das Thier ist kraftvoll und gut bei Leibe, so giebt man ihm ½ Pf. Leinöl zum Halse hinein, und läßt ihm ein aus einem starken Absude von Kamillenblumen und ½ Pf. Leinöl gemischtes Kly-

stier seßen, oder anbringen, welches jedoch nicht zu warm seyn darf. Wirkt dieß noch nicht, so versucht man ein Laxirmittel, und da giebt es beinahe nur eins, weil die meisten, auch selbst die drastischen, nicht immer helfen.

Man nimmt ¼ Pf. Sirup und vier Manns-hände voll Küchensalz, löset alles dieß in einem Quartier warmen Wassers auf, und giebt es dem Patienten auf einmal zum Halse ein; wiederholt auch, nöthigen Falls, die Eingabe mehrere Male. Hilft dieß alles nicht, dann bindet man das kranke Thier in der Nähe eines Baumes an, und läßt es von drei oder vier Menschen, mit Eimern voll Wassers, so lange begießen, bis ein Zittern oder ein Fieber eintritt. Dieß hebt oft die Krankheit schnell; allein wenn hierdurch nun Oeffnung bewirkt ist, dann muß man die Ausdünstung wieder zu befördern suchen. Zu dem Ende läßt man es mit Stroh stark auf der Haut überall reiben, und giebt ihm ein Loth Hollunder- oder Fliedermuß, (roob sambuci) mit warmem Biere, durch den Hals ein.

Will aber auch das Begießen nicht helfen, dann kann man schon mit vieler Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß ein Darm gebrochen sey, oder daß sich die Gedärme verschlungen, oder so verstränget haben, daß sie einer abgebundenen Wurst gleichen, und da thut man wohl, das Thier ohne weitern Verzug zu schlachten und Haut und Fleisch desselben zu benutzen, weil bei-

des sonst, wenn man zu lange wartet, dem Abdecker sicher zu Theile wird.

§. 56.

Von den Ursachen, den Kennzaichen und der Heilung der Koliken.

Auch die Koliken entstehen gewöhnlich von Erkältungen. Man erkennt diese, dem Grade nach sehr verschiedene, Krankheit daran, wenn das Thier aufhört zu fressen und wiederzukäuen; wenn es mit den Vorderfüßen trippelt; wenn es sich oft nach dem Leibe umsieht; und wenn ihm Hörner und Ohren kalt sind.

Man heilt die Krankheit gewöhnlich mit dem für die Darmgicht der Pferde empfohlnen, auf die im vorigen §. angegebene Art eingegebenen Pulver. Man muß aber das Pulver erst kurz vor dem Eingeben in das warme Bier thun, weil sonst der Kampher leicht verfliegt oder verdünstet. Hilft dieß von 6 zu 6 Stunden einige Male wiederholte Mittel nicht, dann ist die Krankheit schon verwickelter oder komplicirter, und da wird man wohl thun, einen geschickten Thierarzt zu Hülfe zu rufen. Kann man diesen nicht haben, so schlachte man das Thier lieber, als daß man es einem unwissenden Quacksalber anvertraut.

§. 57.

Von den Ursachen des Milzbrandes, dessen Kennzeichen und Heilung.

Der Milzbrand ist zwar meistens nur eine lokale und epidemische, aber doch nicht gar sel-

tene, höchst gefährliche, und schnell tödtende Krankheit. Sie erfordert also schleunige Hülfe. Die Ursache dieser Krankheit ist gewöhnlich große Hitze und Dürre, und sie entsteht am meisten da, wo das Vieh auf dürren Weiden geht, und Mangel an frischem Wasser leidet.

Sie wird durch folgende Umstände sehr leicht kenntlich. Das kranke Thier läßt vom Fressen ab, hat erst trübe und bald darauf wildstehende Augen. Es hört auf wiederzukäuen, und das sonst glatt anliegende Haar sträubt sich. Ohne schnelle Hülfe liegt das Thier, binnen 24 Stunden, todt vor der Krippe. Oeffnet man es, so findet man im Innern alles in seinem natürlichen Zustande; nur die Milz, welche unter den Rippen der linken Seite, nach oben zu, schräg her liegt, ist dreimal so groß, wie im gewöhnlichen Zustande, und durchaus brandig, so, daß man mit den Fingern leicht ein Stück davon abreißen kann. Frißt ein Schwein, oder ein Hund, von dieser Milz, so entsteht davon eine Entzündung im Halse, und der Tod erfolgt bald, wie ich mehrmals erlebt habe. Man thut also wohl, solche zu vergraben.

Will man diese Krankheit heilen, so darf man keine Zeit verlieren. Sobald man also von deren Existenz überzeugt ist, so sucht man so schnell als möglich, eine künstliche Entzündung, ein Hautgeschwür, in der vorhin bezeichneten Ge-

gend der Milz, zu erregen. Diese dient nicht nur als Heilmittel für das bereits kranke, sondern auch als Vorbauungsmittel für das noch gesunde Vieh, und ist um desto mehr zu empfehlen, da die Ursache der Krankheit meistens bei einer ganzen Heerde eine und die nämliche ist.

Die Entzündung und Eiterung erregt man am bequemsten durch Legung eines Haarseils. Die Prozedur dabei ist diese:

Man nimmt ein Eisen von der Art, wie es Taf. I. Fig. I. gezeichnet ist, etwa einen guten Fuß lang, und vorn an der Spitze gehörig geschärft, macht damit, nachdem man dem kranken Thiere auf der linken Seite des Körpers (etwa eine Spanne lang von dem Blatte und eben so weit vom Widerrisse entfernt) mit einem scharfen Messer einen Einschnitt in das Fell gemacht hat, einen Stich über den Rippen und unter der Haut weg, und zwar in der Richtung, als ob man nach dem Kniegelenke des linken Hinterbeines stoßen wollte. Etwas minder oder mehr thut nicht sehr viel zur Sache; doch macht man den Stich gewöhnlich einen Fuß lang, und schneidet vor dem Eisen die Haut wieder durch.

In die Oeffnung zieht man nun ein Haarseil, von der nämlichen Art, wie unten im §. 121. beschrieben werden wird, nachdem solches mit der Spanischen Fliegen- oder Kanthariden-Salbe ge-

hörig beschmiert, und am Ende mit einem Knebel, oder Queerstocke, gehörig versehen worden ist, und bindet einen zweiten Knebel an das andere oder durchgezogene Ende, damit es auf keiner Seite aus der Wunde gehen könne. Es versteht sich jedoch, daß man das Haarseil so lang lassen müsse, daß man es täglich in der Wunde hin- und herziehen könne. Durch dies tägliche Hin- und Herziehen erregt man nun eine Entzündung und Eiterung, und bestreicht zu dem Ende das außer der Wunde befindliche Stück täglich von neuem mit der Salbe.

Man muß sich aber, nicht nur bei der Operation selbst und vorzüglich, sondern auch bei dem Ziehen des Haarseiles, sehr in Acht nehmen und sich weit genug abwärts stellen, damit man nicht einen derben Schlag gegen die Schienbeine bekomme.

Es glückt zwar nicht immer, die wirklich Kranken auf diese Art zu heilen, wiewohl ich einige Beispiele davon erlebt habe; allein die noch nicht wirklich Kranken sichert man gewiß dadurch.

Die Haarseile läßt man so lange liegen, bis sie von selbst wegfallen; denn sie sind weder lästig noch schwächend, und dienen selbst zur Ableitung vieler Unreinigkeiten.

Will man bei dieser Krankheit innerlich etwas geben, so sey es ein starker Absud oder Dekokt von der Rinde junger Weidenzweige,

und man gebe davon jedem Stücke täglich zweimal ½ Quartier mit ½ Unze Kamphergeists zum Halse hinein.

Die Nahrung dabei muß aus trocknem, nicht aus grünem, Futter bestehn, jedoch darf das Saufen dabei nicht fehlen.

Eine wiederholte Erfahrung hat mich von dem großen Nutzen dieser Prozedur überzeugt, weshalb ich sie dreist empfehlen kann, und die gesunde Vernunft lehrt, daß das beste Mittel, diese Krankheit zu verhüten, darin bestehe, das Vieh, bei anhaltender Dürre und Hitze, von einer trocknen, und mit keinem frischen Wasser in der Nähe versehenen, Weide entweder ganz zurück zu halten, oder es doch, wenigstens in den heißen Stunden des Tages, im Stalle zu füttern, und gehörig zu tränken. Wer aber Mangel an Stallfutter und gutes reines Wasser in der Nähe hat, der wird schon dadurch viel Uebel verhüten, wenn er das Vieh täglich einigemal an das Wasser treiben läßt.

Anm. Weil eine gründliche und verständliche, von dem verdienstvollen Herrn Ober-Thierarzt Sander geschriebene, Abhandlung über den Milzbrand und dessen Heilung so äußerst nützlich ist und allgemeiner bekannt zu werden verdient, als sie durch das Braunschweigsche Magazin werden mögte, so finde ich für zuträglich, solche aus dem 50. und 51. Stücke desselben hier einzurücken.

Vorschläge zur Verhütung des Milzbrandes unter dem Hornviehe.

Vom Herrn Ober-Thierarzt Sander.

Vorerinnerung.

Diese Vorschläge wurden zwar eigentlich nur für das Dorf Weddel, Fürstl. Amts Campen, entworfen, wo der Milzbrand schon mehrmals unter dem Hornviehe gewüthet und Verheerungen angerichtet hat; aber auch an manchen andern Orten ist diese Krankheit nicht selten, und jeder einsichtsvolle Hauswirth kann die, nach den besondern örtlichen Verhältnissen, oder bei der Verschiedenheit der Gegenden, in diesen Vorschlägen etwa nöthigen kleinen Abänderungen mehrentheils leicht selbst machen. Ich glaube daher keinen Tadel oder Undank zu verdienen, wenn ich diese kleine Abhandlung in diesen Blättern gemeinnütziger zu machen suche, und mich dabei, meiner Bestimmung gemäß, zugleich gern verpflichte, in zweifelhaften Fällen, auf die erste Anzeige, sofort nach meinen geringen Kenntnissen die fernere noch etwa nöthige Auskunft zu geben.

Eine genaue kunstgerechte pathologische und therapeutische Beschreibung in Hinsicht des Ganges

und der verschiedenen Grade dieser Krankheit, möchte bei diesen Vorschlägen wohl überflüssig seyn, und hier am unrechten Orte stehen; ich wende mich daher sofort zu den

§. 1.

Allgemeinen Ursachen derselben.

Diese sind 1) überschwemmte oder lange unter Wasser gestandene Weiden. Das Gras wird dadurch für Nahrung und Gesundheit des Viehes verdorben, seines wohlthätigen Saftes beraubt. Es wird stockig, und sein Innerstes mit faulartigen Stoffen geschwängert. Es wächst nach einer solchen Ueberschwemmung, oder auch nach lange auf der Weide gestandenem Regenwasser, dann auf den niedrigen moorigten Stellen und Vertiefungen nicht selten ein langes wässriges Gras, das zwar von dem Viehe gern gefressen, aber auch seiner Gesundheit gleich nachtheilig wird. 2) Im Winter erfrornes, an Graben oder Büschen gewachsenes Gras. 3) Saures und verdorbenes oder auch staubiges Heu. 4) Niedrige, dunstige und schmutzige, oder wohl gar morastige Ställe tragen auch das ihrige zur Erzeugung, Beförderung und Unterhaltung dieser Krankheit, besonders bei der ärmern oder gegen ihr Vieh gefühllosen Klasse der Landleute, bei. 5) Mangel eines gesunden und so viel möglich reinen und nahen Trinkwassers auf den Weiden, und wenn denn noch 6) diese Thiere dabei im

Sommer der brennenden Sonnenhitze zu sehr und unaufhörlich ausgesetzt sind, so frage man nicht weiter, woher es denn komme, daß oft die schönsten Heerden durch den Milzbrand zum Theil hinweggerafft werden? Denn

§. 2.

Die Wirkungen dieser Ursachen oder Schädlichkeiten werden jedem beobachtenden Landmanne leider! nur zu bald sichtbar. Daß indessen nach einer Ueberschwemmung der Weiden durch ausgetretenes Flußwasser oder Regengüsse, (wenn gleich auch nur das Wasser einige Tage hindurch darauf gestanden hat) das Gras dennoch sofort zum Verderben reif, sein nährender Saft entweder ausgezogen oder in Fäulniß übergegangen und seine innern Behältnisse oder Zellen mit schleimigtem Moder angefüllt sind, davon kann man, wenn man will, sich leicht durch folgende Versuche überzeugen. Man trockne nämlich nur eine Handvoll von diesem Grase, zerschneide und thue solches in ein verschlossenes Gefäß, gieße kochendes Wasser darauf, und lasse dasselbe etwas stehen, daß es ausziehe und kalt werde. Man rieche dann hinein. Ein fauler, widriger und nicht selten stinkender Geruch wird alsdann sogleich die vollkommene Verdorbenheit seiner Bestandtheile ankündigen, und ein ekelhafter Geschmack, wenn man diesen Thee zu kosten beliebt, noch mehr davon überzeugen; was sich aber ganz anders

mit getrocknetem gesunden Grase verhält, das nicht allein einen angenehmen Kräutergeruch von sich giebt, sondern auch auf die Geschmacks-Organe keinesweges einen unangenehmen beleidigenden Eindruck macht.

Einer aufmerksamen Wirthin aber werden die schädlichen Folgen dieses verdorbenen und von dem Viehe genossenen Grases nur leider! sehr bald und durch eine andere Art der Erfahrung bemerklich. Sie wird nämlich, wenn ihre Kühe viel dergleichen verdorbenes Gras gefressen haben, und dasselbe anfängt, seine nachtheilige Wirkung auf den Körper zu äußern, bald eine auffallende Veränderung an der Milch wahrnehmen. Die Milch hat nun entweder nicht mehr die gehörige Menge Rahm oder Flott, oder er wird lang, zähe, und läßt sich, wie man sagt, übers Dach ziehen; auch bekommt er wohl gar, was man sonst den armen Hexen Schuld gab, blaue Flecke, die Butter giebt sich beim Buttern nicht so geschwind und fest zusammen, wie sonst gewöhnlich nach gesundem Grase. Sie bekommt eine veränderte Farbe, meistens ein weißes käseartiges Ansehen, bleibt aller Bemühung und sorgfältigsten Behandlung ungeachtet, krumigt, und nimmt einen mehr oder minder üblen Geschmack an.

Anm. Auch unreines Milchgeschirr, oder solches, worin sich die Milchsäure eingesogen hat,

dunstige oder dumpfige Molkenstuben oder Keller, können, ohne daß das Vieh jenen Schädlichkeiten ausgesetzt gewesen ist, diese nachtheilige Veränderung der Milch hervorbringen; wie diesem abzuhelfen, werde ich unten §. 4. anzeigen.

Je nachdem nun das Vieh des Morgens, Mittags und Abends, außer dem verdorbenen Grase der Weide, daneben etwa in den Ställen, gesunden Klee, gutes Garten-Gras oder andres gesundes Futter erhält, wodurch dann die Schädlichkeit des auf der Weide genossenen überschwemmten und verdorbenen Grases in dem Körper der Thiere gemildert, dessen schädliche Wirkung geschwächt und weniger nachtheilig gemacht wird; oder, je nachdem, im Gegentheile, die Wirkung der erstern Schädlichkeiten, wohl gar noch durch andere mitwirkende Ursachen, durch dünstige, heiße, schmutzige Ställe, und andres ungesundes Futter, vermehrt, oder auch die Thiere durch eine vielleicht schon lange vorhergegangene zweckwidrige Behandlung geschwächt worden sind: je nachdem wird man auch die obigen Erscheinungen in einem bald höhern, bald niedern Grade wahrnehmen, und daraus nun den sichern Schluß ziehen dürfen, daß darnach auch bei dem Viehe die Anlage zum Milzbrande verhältnißmäßig mehr oder weniger vorhanden sey.

Alles dieß eben Gesagte gilt nun auch nicht weniger von dem auf den Heuböden, oder in Fächern, verdorbenen und staubigt gewordenen Heue; besonders bringt noch das saure Heu diese nachtheilige Wirkung hervor, zumal wenn es feucht eingefahren und sogleich, wie es gewöhnlich geschieht, fest hingepackt wird; es kann dann diese Krankheit oft sehr spät, z. B. erst im Winter, ausbrechen, und bis zum Frühjahre, wo das Vieh erst wieder gutes gesundes Gras genießt und eine freie reine Luft einathmet, fortdauren, zumal wenn die Thiere schon durch das auf den Welden genossene ungesunde Futter die Anlage zum Milzbrande im Körper tragen, und nun noch dazu im Spätherbst und Winter solches verdorbenes Heu zum Futter erhalten, oder auch, wie schon gesagt, in dunstigen, nassen und morastigen Ställen zubringen müssen. Ja, sie kann sich auch im Sommer bei großer Hitze und Mangel an gesundem Wasser sehr leicht wieder einstellen, wenn das Vieh im Frühjahre auf der Weide überschwemmtes oder altes im Winter erfrornes Gras genießen müssen.

Denn, wenn die oben angeführten Schädlichkeiten Statt gehabt, und den Körper zum Milzbrande vorbereitet haben; so ist die brennende Hitze im Sommer allerdings eine der wesentlichsten Ursachen, wodurch diese Krankheit zum Ausbruche befördert, und in

ihrem Fortgange, bis eine kältere Luft und Witterung eintritt, unterhalten wird. Daher kommt es denn auch, daß wir sie meistens nur erst im Ausgange des Sommers oder im Nachsommer eintreten sehen, wenn gleich der erste Grund dazu schon durch das schlechte Futter und durch die Behandlungsart im Winter bei dem Viehe war gelegt worden; denn es wird diese Krankheit, wie schon gesagt, nicht ohne jene vorhergegangene Hauptursache von der bloßen Hitze allein, verursacht, sondern nur von ihr zum endlichen Ausbruche befördert, sie müßte sonst, wovon doch die Erfahrung das Gegentheil lehrt, in jedem heißen Sommer Statt haben. Am nachtheiligsten wirkt die Hitze zu dieser Krankheit mit, wenn das Vieh weit und viel getrieben, wohl gar gejagt, oder mit den Hirtenhunden gehetzt wird. Kommt dann noch Mangel an gesundem Trinkwasser dazu, oder sind die Tränkestellen weit von den Weideplätzen entfernt, wird das Vieh erst auf dem Wege dahin übertrieben oder erhitzt, und dann sofort zum Trinken gelassen, so frage man nicht weiter nach der Ursache des Milzbrandes.

§. 3.

Wie diesen Schädlichkeiten abgeholfen und der Krankheit vorgebeuget werden könne?

Die Natur der Sache ergiebt die Beantwortung dieser Frage größtentheils von selbst.

Nämlich: durch Verbesserung der Weiden; durch Verbesserung und gute Aufbewahrung des Heues; durch gut eingerichtete gesunde Ställe; und durch eine nach den Jahrszeiten zweckmäßig eingerichtete Futterung und Behandlung der Thiere.

A. Ich sagte: durch Verbesserung der Weiden. Diese müssen, wenn sie niedrig und feucht liegen, um die überflüssige Feuchtigkeit abzuleiten, mit Gräben von gehöriger Tiefe und Breite durchschnitten, und diese nach Erfodern der Umstände, je nachdem sie leicht oder nicht leicht verschlammen, entweder jährlich oder doch alle zwei Jahre ausgeräumt, die durch das Wasser hie und da auf den Weiden entstandenen Vertiefungen alsdann mit dem aus den Gräben geworfenen Schlamme oder der Erde wieder ausgefüllt und die Flächen der Weiden auf diese Art so viel als möglich ist, geebnet werden. Die Gräben oder Flüsse müssen ferner, da wo es nöthig ist, nach Maaßgabe der Größe und des Umfanges der Weiden, mit mehrern ebenmäßig vertheilten, alljährlich zu reinigenden Tränkstellen versehen und bei jeder derselben, nach Süden zu, mit einem Halbzirkel hoher schattenreicher Bäume versehen werden, damit das lechzende Vieh bei drückender Hitze auf der Nordseite von diesem Halbzirkel umschlossen, in küh-

len Schatten zubringen, sich ausruhen und erholen könne.

Die große nordöstlich liegende Weide des Dorfes Weddel hat einen sehr beträchtlichen Umfang, und sie könnte einen weit größern Nutzen gewähren, wenn sie durch Latten oder Ricke in mehrere Abschläge getheilt würde. An der einen oder andern Seite dieser Abschläge müßte dann eine Trifft, und zu jedem Abschlage ein Eingang gelassen werden, damit bei dem Hin- und Hertreiben kein Gras unnöthigerweise zertreten würde. Solche Abtheilungen erfodern nun aber auch auf einer jeden derselben eine besondre Tränkstelle, mit einer schattigen Lagerstätte. Den großen Nutzen solcher Abtheilungen auf Weiden und der übrigen Einrichtung derselben, wird hoffentlich Niemand verkennen. Es läßt sich leicht einsehen, daß die abgeweideten Plätze sich (wenn sie auf solche Weise eine Zeitlang ruhen und die Natur die zarten Keime vor dem ewigen Zertreten gesichert, besser pflegen kann) unendlich leichter und geschwinder von ihrem Verluste erholen, und eine weit ergiebigere Fütterung liefern müssen.

B. Durch Verbesserung und gute Aufbewahrung des Heues.

Es ist jedem Landwirthe bekannt, daß selbst vollkommen trocken eingeerndtetes Heu doch immer noch Feuchtigkeit enthalte, und daher, so-

bald

bald es einige Tage auf dem Boden gelegen hat, schwitze. Ist der Boden nicht sehr luftig, so wird alsdann die oberste Lage schimmlich und verdirbt. Dieses Schwitzen ist aber bei dem in feuchtem oder nassem Wetter eingeerndteten Heue so stark, daß auch auf den luftigsten Böden doch nicht alle Feuchtigkeit ausdunsten kann. Daher wird dann das ganze Heu stockig, faul, übelriechend und der Gesundheit und Nahrung des Viehes durchaus nachtheilig; noch mehr ist es jedoch dem Verderben ausgesetzt und noch schlimmere Folgen entstehen daraus für das Vieh, wenn es gleich anfangs sehr fest auf die Böden in Fächer, oder wohl gar über die Viehställe hingepackt wird.

Die ersten Wirkungen und Merkmale davon, die man bei den Kühen wahrnimmt, wenn man solches Heu gefüttert hat, sind, daß es in ein laxiren verfällt; daß die Haare zuerst auf dem Rücken, und endlich am ganzen Körper sich sträuben oder borstenartig in die Höhe stehen; daß die Milch lang und schleimig wird, auch wohl gar blaue Flecke bekommt, und beim Kochen nicht selten leicht gerinnt.

Daß jeder aufmerksame Hauswirth sich bemühen werde, sein Heu so trocken einzuerndten, als es die Umstände und vorzüglich die Witterung nur erlauben, versteht sich von selbst; daß er aber auch bei aller Vorsicht und Emsigkeit

diesen Zweck nicht immer erreichen kann, und sein Heu dennoch ziemlich feucht einfahren müsse, bestätiget auch leider die Erfahrung. Wird nun solches feuchte Heu auch noch auf die Böden, bis unter den Giebel des Daches, oder gar auf Stangen und Ricken über die Viehställe dicht und fest hingepackt, und da den Ausdünstungen des Viehes und des Mistes ausgesetzt; so darf es uns nicht wundern, wenn es nun erst noch vollends verdirbt, und auf Gesundheit und Nahrung des Viehes die nachtheiligsten Wirkungen äußert. Ich glaube deshalb nachstehende, mir durch Beobachtung und eigne Ueberzeugung bekannte Verfahrungsart, das Heu, besonders das noch etwas feuchte, aufzubewahren und in seinen Bestandtheilen möglichst gesund zu erhalten, mit Sicherheit empfehlen zu dürfen.

Sie ist folgende: Man wählt auf dem Hofe oder im Garten einen erhabenen trockenen Platz, worauf auch bei dem stärksten Regenwetter kein Wasser stehen bleibt, und legt auf denselben zwei Zirkel von Holz — am besten von altem Bauholze, als Ständern, Balkenabschnitten u. s. w. — worin man nach Osten zu, in jedem dieser beiden Zirkel, — eine einen Fuß lang breite Oeffnung läßt. Den ersten, den äußern Zirkel kann man so groß legen, daß er 16 und mehrere Fuß im Durchmesser hält. Den zweiten oder kleinen Zirkel legt man in die Mitte des großen Zirkels, etwa 6 Fuß Zwischenraums von demselben

entfernt, so daß dieser kleine Zirkel nur einen Durchmesser von 4 Fuß halte. Inwendig in diesem kleinen Zirkel, dicht an den Klötzen herum, steckt man ringsumher große und starke Hopfen- oder andre Stangen, pyramidenförmig aufrecht, einen guten Fuß in die Erde, unten etwa 6 Zoll von einander entfernt, und bindet sie oben zusammen. Unten in die sechszölligen Zwischenräume dieser Stangen, schlägt man hinreichend lange Pfähle ein, damit kein Heu in den innern Zirkel durch die Zwischenräume dieser Stangen hindurch fallen kann.

In den beiden nach Osten zu gelassenen Oeffnungen legt man zu beiden Seiten auf die Kante gerichtete Bretter, die so lang seyn müssen, daß sie von der Oeffnung des äußern Zirkels in die Oeffnung des kleinern innern Zirkels reichen, und befestiget solche auf beiden Seiten durch Pfähle, damit sie nicht umfallen können. Ueber diese beiden, auf die Kante gerichteten Bretter, legt man ein drittes Schlußbrett von derselben Länge, so, daß diese Bretter einen verdeckten Kanal bilden, der von außen bis in den innern Zirkel und dessen aufgerichtete Stangen-Pyramide reicht. Auf die beiden an der Erde von Holz gelegten Zirkel, legt man von einem Zirkel zum andern reichende, entweder Bretter, oder Knüppel, oder Wasenbunde dicht zusammen, so, daß kein Heu hindurch auf die bloße Erde fallen kann.

Auf dieses zirkelförmige Gerüste von Klötzen u. s. w. packt man nun das Heu, in Form einer Pyramide oder Fimme rings um den aufgerichteten Stangentrichter her, in die Höhe, läßt aber oben, bei den Spitzen der Stangen, faustweite Löcher, damit die Luft von unten herauf durch den Kanal in den Stangentrichter hinaufziehen und so den Schober, oder die Fimme, ganz durchstreichen oder durchlüften kann. Dann, wenn die Fimme fertig ist, harkt man sie rings umher von Oben nach Unten zu scharf ab, und befestiget oben auf den Spitzen der Stangen ein kleines, nach unten zu etwas abstehendes Strohoder hölzernes Dach, damit an den Stangen kein Regen oder Thau herablaufen und das Heu von Innen anfeuchten könne. Unterhalb dieses kleinen Daches aber, und unter den faustweiten Oeffnungen, die in die innere Stangen-Pyramide gehen und von dem kleinen Dache bedeckt werden, deckt man die übrige Spitze dieser Fimme rund umher, etwa Strohhalmens Länge, mit Roggenstroh, jedoch so, — wie schon bemerkt ist — daß die Seitenlöcher unter dem kleinen Dache nicht verstopft werden, und die Luft einen freien Durchzug behalte.

Bei Fertigung dieser Fimme ist noch zu merken, daß man das Heu bei dem Hinpacken Schichtweise — mit auf Kohlenfeuer recht trocken gemachten Salze — einsalzen kann, so wird es dadurch für das Vieh noch gesünder. Es ist

freilich wahr, daß das Vieh dergleichen eingesalzenes Heu, weil es durch das Salz einen etwas bittern Geschmack angenommen, den ersten Tag nicht gern fressen will; man lasse es aber nur einmal einen halben Tag hungern, so frißt es dasselbe mit großem Appetit.

Das Anlaufen des Viehes von einer solchen Fimme abzuhalten, schlägt man, ein Paar Schritte davon entfernt, um dieselbe starke Pfähle in die Erde, woran man, als eine Wehre, Latten oder Ricke befestiget.

Heu, auf diese Weise behandelt oder vielmehr aufbewahrt, kann man dem Viehe im Winter mit Sicherheit geben; denn die Ostluft, welche von Innen durch die Fimme zieht, verzehrt alle noch übrige Feuchtigkeit. Das wenige Heu aber, welches vielleicht an der Außenseite der Fimme entfärbt oder verdorben werden möchte, ist zu unbedeutend, und steht in gar keinem Verhältnisse mit der Menge, die sich auf den Böden brennt, stockt, mulstrig wird und verdirbt. Dieser Vorschlag ist übrigens keine neue Erfindung von mir, sondern ich habe es in verschiedenen Gegenden gesehen, daß man feuchtes und oft sogar kaum halbtrocknes Heu auf diese Weise behandelte, und bin durch die Erfahrung überzeugt worden, daß diese Behandlungsart von großem Nutzen ist.

Im Winter kann man solche Fimmen, wenn man erst mehr Raum in den Häusern und Scheu-

ren hat, bei trocknem Wetter abnehmen, und das Heu sodann auf die Böden oder in Scheuren auf Ricke packen; denn um diese Zeit ist es schon völlig abgetrocknet und so leicht keinem Verderben mehr ausgesetzt; nur aber muß man es nicht über die ausdünstenden Viehställe oder in feuchte Fächer hansen.

C. Gesunde Ställe. Diese sind bekanntlich ein für die Erhaltung und das Gedeihen des Viehes schlechterdings nothwendiges Erforderniß; es würde aber für diese Blätter jetzt zu weit führen, mich hier mit Mehrern über die Art und Weise, wie sie angelegt werden müssen, zu verbreiten, ich setze solches als bekannt hier voraus, und werde nur für den minder kultivirten Landmann folgendes Wenige berühren. Die Ställe müssen zwar im Winter so warm gehalten werden, daß das Vieh der Kälte nicht ausgesetzt sey; allein sie dürfen doch auch nicht dunstig und gegen allen Zugang der frischen Luft verschlossen, oder gar feucht, schmutzig und morastig seyn, denn alle diese Schädlichkeiten wirken auf die Thiere, schwächen und bereiten sie zu Krankheiten vor.

D. Ordentliche Fütterung, und eine den Erfordernissen der Jahrszeiten angemessene Behandlung des Viehes.

Ueberhaupt und im Allgemeinen ist in Ansehung der Futterung zu bemerken, daß

man suche, wo möglich, eine solche Einrichtung zu treffen, daß man sowohl im Vor- als Nachwinter, als auch bei einem erst spät eintretenden Frühlinge, keinen Mangel an Futter habe. Man schaffe lieber einige Stücke ab, um nicht in die Nothwendigkeit zu gerathen, alles Vieh insgesammt schlecht und kärglich zu füttern. Denn zwei gut gefütterte Kühe — ich berufe mich hier zugleich mit auf aufmerksamer Oekonomen eigene Erfahrung, geben nicht allein mehr und bessere Milch, sondern sie geben auch mehr und fettern Dünger, als vier elend und schlecht gefütterte, halb verhungerte Kühe; diese geben nur äußerst wenige und schlechte Milch, und der Dünger, den sie liefern, ist so mager, so bestandlos, daß er wenig oder gar nichts werth ist. Wenn aber das Vieh im Herbste aufgestellt wird, so versehe man es sowohl vor als nach dem Kalben mit hinreichendem und gesundem Futter. Gewiß, es ist eine äußerst nachtheilige Gewohnheit einiger Hauswirthe, das Futter nur erst nach dem Kalben zu verbessern, und es ist kaum zu begreifen, wie man auf ein so ganz vernunftwidriges Verfahren verfallen kann. Man überlege doch nur:

1) Diese Thiere leiden schon sehr empfindlich durch die Veränderung der kalten und feuchten Herbstluft, durch die Verwandlung des grünen Futters in nunmehr trockenes, durch die plötzliche Veränderung ihres Aufenthalts.

Seit einem halben Jahre an die freie Bewegung ihres Körpers gewöhnt, stehen sie nun auf einmal wieder an die Krippe gebunden, und können sich kaum rühren; den größten Theil des Tages athmeten sie auf den Weiden eine frische reine Luft, und nun stehen sie wieder tagtäglich in dunstigen, stinkenden Ställen.

2) Noch mehr aber leiden sie, wenn sie, wie gesagt, zuvor an grünes Futter gewöhnt, nun auf einmal mit nahrlosem Gerstenstroh gefüttert werden, das nicht einmal ihren eigenen Körpern die nothdürftige Nahrung geben, vielweniger noch die Frucht, die sie im Leibe tragen, hinlänglich mit ernähren und zum Wachsthum fördern kann, zu geschweigen, daß manche Stücke noch obenein gewöhnlich ein oder ein paarmal gemolken werden. Ist es wohl zu verwundern, wenn das Vieh bei solchen Veränderungen, verbunden mit einem so ganz zwecklosen Verfahren, nun oft so matt und kraftlos wird, daß ihm das Aufstehen beschwerlich wird, und man es beim Schwanze aufheben muß? Doch! es erhält ja nun auch, kurz vor oder gleich nach dem Kalben, etwas besseres Futter, und wohl gar gekochten Rocken! — Aber sind denn die Verdauungswerkzeuge durch die vorhergehende schlechte Fütterung nicht schon zu sehr geschwächt, als daß sie dergleichen schwer zu ver-

dauendes Futter gehörig verdauen könnten? — oder erfolgen nicht alsdann, besonders wenn der Rocken nicht mit der äußersten Vorsicht gegeben wird, sehr leicht Koliken, Verstopfung, Durchfälle u. s. w. Einen aufmerksamen Hauswirth wird dies die Erfahrung nicht selten schon gelehret haben. Und wenn denn auch, bei einzelner, besonders guter Körperkonstitution, von allen diesen glücklicherweise nichts eintreten sollte; so gebraucht doch das Thier nun erst eine sehr lange Zeit, um die verlohrnen Kräfte wieder zu ersetzen, um den erwarteten gehörigen Nutzen bringen zu können. Schon eine sehr strenge Kälte entzieht diesen Thieren einen Theil ihrer Kräfte, daher sollte man sie auch, wie überhaupt in kalter Jahrszeit, und ganz besonders in einem strengen Winter, besser und reichlicher, als in gelindern füttern.

Da nun aber die innern Naturkräfte sich nicht bei allen Thieren gleich verhalten, oder mit andern Worten nicht einzelne Thiere von einerlei Gattung eine und dieselbe Körperkonstitution haben; da ferner das Futter nicht alle Jahr von einerlei Güte ist, oder nicht immer die gehörige nährende Eigenschaft hat; so kann aus dem ersten Grunde auch bei der besten Futterungsordnung und gleich guter Behandlung, unter mehrern Kühen dennoch die eine oder andere oft nicht gut gedeihen wollen, sondern dem-

ungeachtet matt, mager und kraftlos werden, wie denn dies da, wo viel Vieh gehalten wird, nicht selten der Fall ist. Tritt der zweite Fall, der des schlechten Futters, ein; so können, je nachdem das Futter mehr oder weniger verdorben ist, vielleicht alle Kühe, jedoch aus dem ersten Grunde die Eine mehr, die Andre weniger, an Kräften abnehmen, verfallen und nicht gut gedeihen wollen. In diesem Falle suche man, wo möglich, das kränkelnde Vieh zusammen zu stellen, und behandle es, wie ich hernach anzeigen werde, besonders; oder man wende im Allgemeinen dagegen folgende Art eines Vorbauungsmittels an: Man bereite aus einem oder ein paar Himpten Rockenschroot einen guten Sauerteig, löse für jedes Stück 2 Pfund davon in so viel Wasser auf, als es des Tages über verbraucht, und gebe ihm das Sauerteigs-Wasser zu trinken, oder feuchte das Futter damit an, und streue neben diesen noch wöchentlich ein paarmal ein paar Hände voll Salz über das Futter. Nicht selten findet man auch bei solchem Viehe lose Zähne, diese kann man dann täglich einmal mit folgendem Pulver reiben, als: Eichenrinde 1 Pfund, Küchensalz ½ Pfund. Beides zu einem feinen Pulver gestoßen und zusammengemischt.

Wie man Sauerteig bereitet, weiß gewöhnlich zwar jede Hausfrau, indessen diene, zur Verhütung alles Mißverständnisses, folgendes:

Man schütte das Rockenschroot in einen Tubben, gieße lauwarmes Wasser darauf, und menge es sodann durch, grade eben so, wie man es beim Säuren des Mehls zum Brodbacken macht: man thut alsdann eine gute Portion Sauerteig hinzu, und läßt nun das angemengte Schroot in der Wärme stehen, daß es säuert und aufgeht; je saurer dieser Schrootsauerteig ist und wird, desto besser ist er für das Vieh. Man bewahrt ihn an einem kühlen Orte zum Gebrauch auf.

E. Zu der besondern Behandlung und Futterung der Kühe auf eine den Erfordernissen der jedesmaligen Jahrszeit angemessene Art gehört nun noch:

1) Daß das Vieh im Frühjahr nicht zu früh, am wenigsten auf nasse Weiden, auch überhaupt nicht nüchtern ausgetrieben werde; beides ist der Gesundheit der Thiere nachtheilig, und kann gar oft, vorzüglich wenn ein heißer Sommer folgt, die Milz-Entzündung oder eine andre Krankheit nach sich ziehen.

Das noch junge und wäßrigte Gras erkältet natürlich die Verdauungswerkzeuge, wie den ganzen Körper, besonders wenn es in einen ganz nüchternen Magen kommt. Da ferner im Anfange des Frühjahrs noch nicht hinlänglich neues Gras vorhanden ist: so frißt das Vieh aus Hunger oder Neugierde, weil es nicht genug anderes vorfindet, das alte

entweder überschwemmte oder im Winter erfrorene Gras, letzteres besonders in Gehölzen und Buschwerken, das dann nicht minder diese Krankheit, oder andre üble Folgen, nach sich ziehet.

Aus diesen eben angeführten Gründen treibe man daher die Kühe

a) Im Frühlinge nicht eher aus, als bis das junge Gras schon in hinreichender Menge auf dem trocknen Boden und an erhabenen Stellen hervorgekommen ist.

b) Lasse man sie des Morgens vor dem Austreiben erst gehörig im Stalle satt fressen und trinken.

c) Treibe man sie des Morgens nicht eher auf die Weide, als bis die Sonne den Reif schon weggetrocknet hat, und

d) Untersage man dem Hirten ernstlich, das Vieh auf wäßerigten und moorigten Stellen oder da, wo noch etwas erfrornes Gras steht, weiden zu lassen. Ueberhaupt sollten allezeit bei jeder Dorfgemeinde einige vernünftige und erfahrne Leute aus derselben die Weiden erst vor dem Austreiben jedesmal untersuchen, und wo sie beträchtliche Plätze mit altem erfrornen oder überschwemmten trocknen Grase anträfen, dasselbe bei trockner Witterung anstecken und abbrennen, oder wenn sie dieß nicht wollen,

und etwa Gefahr davon befürchten, daselbst und bei den moorigten Stellen zur Warnung für die Hirten, Strohwische aufstecken.

e) Kommt nun das Vieh von der Weide, so reiche man ihm dann ebenfalls wieder trockenes Futter, tränke und behandle es beim fernern Austreiben, wie oben litt. a. und b. angezeigt ist, und gewöhne es so nach und nach an das grüne Futter.

2) Im Sommer lasse man die Kühe, vor dem jedesmaligen Austreiben, nachdem sie im Stalle ihr grünes Futter gefressen haben, erst satt gesundes Wasser trinken; man nehme aber dazu kein, so eben frisch aus einem tiefen Brunnen geschöpftes, mithin zu kaltes Wasser. Am besten und vorsichtigsten verfährt derjenige (besonders wer dergleichen tiefe oder kalte Brunnen hat) wenn er dieses am Abend zuvor schöpft, und die Nacht über in Tubben an der freien Luft stehen läßt, wo sich doch wenigstens die schädliche Kälte während der Nacht verliert.

Der Hirt muß nun das Vieh langsam zur Weide treiben, es weder jagen noch mit Hunden hetzen, noch auf der Weide stark hin- und hertreiben; es erhitzt sich sonst, und kann sich bei dem Genusse des kühlen und frischen Grases, oder, wenn es darauf trinkt, sehr leicht erkälten. Gegen Mittag muß er es wo mög-

lich an einen schattigen Ort bringen, damit nicht die brennende Sonnenhitze nachtheilig auf dasselbe wirke. Ob es gleich für das Vieh weit wohlthätiger ist, dasselbe in der Mittagshitze nicht viel zu tränken, so ist es auf der andern Seite noch weit schädlicher, es auf einer Weide, die keine schattige Stellen hat, der brennenden Sonnenhitze auszusetzen, weil der Ausbruch des Milzbrandes dadurch nur zu sehr befördert wird. Es ist daher sehr rathsam, das Vieh des Vormittages gegen 10 Uhr langsam nach Hause zu treiben, es dann aber nicht in dunstige, mit plagenden Fliegen angefüllte Ställe zu bringen, sondern es auf dem Hofe an schattige Oerter, oder noch besser in kühle, wo möglich dunkle Scheuren, und bei sehr strenger Hitze, bis nach 3 Uhr Nachmittages zu Hause zu lassen, und daselbst mit Fressen und Saufen zu versorgen. Ferner, wenn die Hitze äußerst heftig ist, so begieße man das Vieh des Mittages über den ganzen Körper, vorzüglich auf der linken Seite, wo die Milz liegt, mit kaltem Wasser, und tränke es nachher. Dieß ist das wirksamste Mittel, in dieser Jahrszeit den Milzbrand zu verhüten, zumal, wenn man das Begießen bei strenger Hitze des Tages einigemal anwendet.

Des Abends muß der Hirte, so lange keine starke Nebel eintreten, das Vieh erst spät in

der Kühle langsam nach Hause treiben, wo man es dann eine Stunde nachher tränkt, es wie des Mittages, die Nacht über lieber auf dem Hofe oder an sonst einem kühlen Orte, als in den heißen Ställen läßt, und ihm da sein Futter reicht.

Am allerzuträglichsten ist es für das Vieh, wo es die örtlichen Verhältnisse erlauben, wenn es bei sehr heißer und schwüler Witterung die Nacht auf den Weiden bleiben kann.

3) Im Herbst und im Winter. Wenn die Witterung im Herbste veränderlich wird, und bald Wärme mit Kälte und Regen abwechselt, dann treibe man das Vieh des Morgens nicht eher, als bis sich der Nebel verzogen hat, auch nicht nüchtern aus. Man gebe ihm zuvor etwas Heu oder Häckerling, und tränke es, wie oben schon empfohlen ist. Der Hirte muß dann auch in dieser Jahrszeit die tiefen Stellen, wo der Nebel am längsten stehen bleibt, so lange zu vermeiden suchen, bis sich dieser verzogen hat, und die tiefen Stellen beinahe trocken sind, und so lange lieber auf hohen Stellen hüten. Des Abends muß er kurz vor Sonnenuntergange mit dem Viehe nach Hause kommen. Im Stalle gebe man ihm dann, wenn man noch grünes Futter, als Kohlblätter, Rüben u. s. w. hat, solches gestoßen, allezeit aber mit trocknem Fut-

ter vermischt, zu fressen, damit sich ihre Mägen nur nach und nach erst wieder an das trockne Futter gewöhnen, und auf solche Weise mancherlei Folgen, die aus einer plötzlichen Veränderung des Futters entstehen können, ohne alle Gefahr und Kosten, auf die sparsamste und natürlichste Art vorgebeugt werde.

Muß man nun endlich, des eintretenden Frostes wegen, das Vieh ganz auf dem Stalle behalten, dann sorge man auch zuvor, wie schon oben erwähnt worden, für trockne und der Luft nicht gänzlich verschlossene Ställe; gebe ihm den ganzen Winter hindurch gutes, je strenger die Kälte ist, desto nahrhafteres Futter; lasse es täglich bei gutem Wetter unter Mittage ein Paar Stunden auf dem Hofe sich bewegen und frische Luft schöpfen, und lüfte, reinige und streue unterdessen die Ställe.

§. 4.

In Ansehung der Behandlung und Mittel, das schon kränkelnde Vieh zu heilen, und vor dem Ausbruche des Milzbrandes möglichst zu sichern, darf ich hier nur Weniges sagen; denn die eigentliche ärztliche Heilungsart des schon wirklich ausgebrochenen Uebels, kann ich, so gerne ich es wünschte, dennoch den Landmann nicht lehren; dazu wird ein Arzt erfordert, der mit dem Gange und den Graden der Krankheit genau bekannt

ist,

ist, und nur allein darnach die jedesmal erforderlichen Mittel verordnen kann. Ich muß daher jedem, dessen Vieh dies Uebel treffen sollte, rathen, sich ohne Zeitverlust sogleich an solchen zu wenden. Nur gegen die schon oben §. 2. angeführten gelinden Krankheits-Zufälle, die auch schon sehr oft Vorboten der Milzentzündung selbst sind, und wenn sie vernachlässiget werden, durch eine hinzukommende mitwirkende Ursache oder Schädlichkeit dieselbe sehr leicht und schnell herbeiführen können, will ich hier im Allgemeinen, oder in so weit sich solche für das gegenwärtige Publikum eignen, die zweckmäßigsten Hülfsmittel anzeigen.

Verändert sich die Milch, was eine aufmerksame Wirthin sehr bald bemerkt, wird sie lang, der Rahm dünn, zähe oder blaugefleckt; bekommt das Vieh einen mehr oder minder flüssigen Kothabgang; sträubt sich das Haar dabei bürstenartig in die Höhe; so untersuche man sofort das Futter: Ob das Heu oder Stroh staubigt sey, einen mulstrigen und stinkenden Geruch habe; und gebe alsdann, wenn dieß der Fall ist, zuerst vor allen Dingen, dem Vieh gesundes Futter; denn ohne Hinwegschaffung des verdorbenen Futters, als der wesentlichsten und veranlassenden Ursache des kranken Zustandes dieser Art, kann man sicher keine Genesung erwarten. Allein nun entsteht die Frage: Woher

soll man besseres Futter nehmen, wenn man keines hat? Hier verhält es sich nun freilich mit meinem Rathe, wie mit dem des Landmanns bei schlechtem Erndte-Wetter: Man helfe sich so gut man kann, und es die Umstände erlauben: denn wenn alles Futter durchgehends verdorben ist, so kann ich freilich eben so wenig einen vollkommen guten Rath, dasselbe zu verbessern, geben, als der Landmann im Stande ist, sich besser Erndte-Wetter zu verschaffen.

Das verdorbene Heu zu dröschen, auszuschütteln und vom Staube zu reinigen, ist zwar ein ziemlich allgemeiner Gebrauch, und man glaubt es dadurch für das Vieh gesunder zu machen; allein es wird, durch diese Behandlungsart, eben so wenig in seinen innern Bestandtheilen verbessert, als stockiges oder schon in den Mist getretenes Stroh durch Waschen, Trocknen u. s. w. wieder zu gesundem Futter umgeschaffen werden kann. Indessen ist es doch immer besser, etwas in solchen Fällen zu thun, als gar nichts. Man suche daher das beste, nicht gar zu sehr verdorbene Heu, so viel als möglich, auf obige Weise vom Staube zu reinigen, nehme dann aber von dem gesundesten Rocken-, Weitzen-, Hafer- oder Wickenstroh dazu; lasse dieses schneiden, und mische jedesmal beim Futtern zerstoßene Runkel- oder andere Rüben hinzu, feuchte das Futter mit Sauerteigswasser an, und um auf diese Weise das schlechte Futter

wenigstens so unschädlich als möglich zu machen, löse man für jedes Stück täglich 2 Pf. Sauerteig in so viel Wasser auf, als man des Tages zum Anfeuchten des Futters und zum Tränken gebraucht. Zwar wird man hier einwenden: dieß sey zu kostbar; allein wenn nun der Milzbrand die Kühe hinwegrafft, was sich nur selten auf einige Stücke zu beschränken pflegt, ist denn dieser Verlust des Viehes, der Milch, der Butter und Käse, nicht noch kostbarer? Man scheue also diese kleine Aufopferung nicht, um einem grössern Verluste vorzubeugen, und gebe bei der eben berührten Futterungsweise, noch jedem Thiere täglich dreimal von folgendem Pulver.

Man nimmt fein zerstoßene Eichen-Rinde,
1 Pfund.
Kalmus und rothe Gentians-Wurzel, von
jedem 2 Pfund.

Mischt es wohl durcheinander, und giebt des Morgens, Mittags und Abends jedem Stück zwei Eßlöffel voll mit einem halben Quartier lauwarmen Bier und einem Weinglase voll Branntewein ein.

Mit dem Gebrauche dieser Arznei fahre man so lange fort, bis die eben angezeigten Krankheitszufälle völlig aufgehört haben, und die Milch sich wieder verbessert, d. h. ihre vorige, sonst gewöhnliche natürliche Konsistenz, Farbe und Festigkeit wieder erhalten hat. Es muß aber

auch das Milchgeschirr sorgfältig gereinigt werden; jedoch nicht auf die gewöhnliche Art durch Auskochen oder Ausbrennen mit bloßem simpeln Wasser, indem dadurch die eingesogene Säure aus den Gefäßen nicht fortgeschafft wird; sondern man koche eine starke Lauge von Büchenholz-Asche, kläre sie ab, setze die zuvor ausgewaschenen, sowohl hölzernen als irdenen Milchgefäße, in die heiße Lauge, und lasse sie 24 Stunden darin stehen. Die Lauge darf aber nicht im kupfernen Kessel, sondern muß in einem hölzernen Gefäß abgeklärt werden.

Vielleicht aber verlieren sich nach dieser Behandlung und Verfahrungsart die blauen Flecke von der Milch demungeachtet nicht. Es ist dieß bisweilen der Fall, und der Grund liegt dann nur noch in einer oder ein paar Kühen, deren innerer Krankheitszustand ohne besondere äußere oder hervorstechende Zeichen hartnäckig ist. Alsdann muß man, um die Kranken unter mehrern gehörig ausfinden zu können, von jeder ein wenig Milch in besondern und reinen, aber bezeichneten Gefäßen aufbewahren, damit man mit Sicherheit erfahre, von welcher Kuh, oder von welchen Kühen, die gefleckte Milch noch komme. Diese müssen nun so lange allein gemolken werden, bis man sie durch folgendes Mittel von ihrem Krankheitszustande wieder geheilt hat.

Man nimmt $\frac{3}{4}$ Quartier von der eben erwähnten Aschenlauge, 2 Loth gestoßenen rothen

Bolus, eine Kaffeetasse voll Leinöl, mischt alles zusammen, und giebt dem kranken Thiere des Morgens nüchtern eine Stunde vor dem ersten Futter, diese Portion auf einmal ein. Mittags und Abends giebt man aber das obige Pulver in der vorbeschriebenen Quantität mit Bier und Branntewein. Auf diese Weise fährt man mit dieser Arznei so lange fort, bis das Vieh wieder hergestellt ist, und sich die blauen Flecke völlig verloren haben; und sobald dies der Fall ist, hört man zwar mit dem Gebrauche des Laugeneingusses auf, fährt aber mit dem Pulver noch einige Tage fort.

Indem ich, meiner Bestimmung gemäß, durch die öffentliche Bekanntmachung dieser auf Erfahrung und Theorie gegründeten Vorschläge den Viehbesitzern nützlich zu werden suchte, unterwerfe ich sie gern der Prüfung und gegründeten Verbesserung einsichtsvoller Männer, deren Einwürfe und Erinnerungen in der gehörigen Maaße mir jederzeit willkommen und schätzbar seyn werden.

---

§. 58.

Von den Ursachen des Blähens des Rindviehes, den Kennzeichen und der Heilung des Uebels.

Das Blähen des Rindviehes, die Trommelsucht, einiger Orten Padde genannt, entsteht

von dem Genusse blähender Kräuter, wenn sie unzerschnitten, oder unzerstoßen, gereicht werden. Am gewöhnlichsten sieht man diese höchst gefährliche und schnell tödtende Krankheit entstehn, wenn junger, noch nicht blühender Klee, der noch vom Thaue naß ist, ungeschnitten, oder wenn das Kohlgeblätter, in Niedersachsen die Schliepke genannt, unzerstoßen und ohne Beimischung von Häcksel und Salz, gefuttert wird. Die in diesen Kräutern enthaltene häufige kohlensaure Luft entwickelt sich plötzlich und bläset das Thier, bis zum Zerplatzen, auf. Sie macht den Umlauf des Blutes stocken, und tödtet das Thier sehr schnell, wenn nicht die schleunigste Hülfe angewandt wird. Man sieht diese Krankheit auch wohl bei dem Futtern der Rüben und der Branntweinswäsche, Branntweinsspülicht, und dann entstehn, wenn das Vieh in starkfluxurirenden Wiesen geweidet, kurz, wenn es mit sehr nahrhaften Kräutern gefuttert wird, oder darin weidet. Sie zu erkennen fällt auch dem ungeübtesten Auge nicht schwer. Sie zu kennen ist aber jedem Oekonomen höchst nöthig. Der Stich mit dem troicar (Trockar), einem etwa acht Zoll langen, dreischneidigen, spitzen und sehr scharfen, mit einer messingenen beweglichen Hülle oberhalb der Spitze, und am Ende der Hülle mit einer Platte, überdem aber mit einem starken hölzernen Griffe versehenen Werkzeuge, das jetzt schon ziemlich allgemein bekannt ist, und wovon das Ku-

pfer Taf. I. Fig. II. eine genaue Zeichnung liefert, war bisher das einzige Mittel, diese Krankheit zu heilen, und ist es auch noch, wenn die Krankheit beinahe den höchsten Gipfel erreicht hat, wenn das Thier mit weit offenem Rachen und heraushangender Zunge da steht und nach Luft schnappt, man ihm also nichts mehr eingeben, oder durch den Hals hineinbringen, kann. Es kommt folglich darauf an, genau zu wissen, wo und nach welcher Richtung man den Stich anzubringen habe, und dieß wird man am leichtesten erlernen, wenn man ihn von einer geübten Hand anbringen sieht. Für den, der etwa diese Gelegenheit nicht hat, will ich mich bemühen, das Verfahren deutlich zu beschreiben.

Man stellt sich hinten an die linke Seite des kranken und gewöhnlich sehr stillstehenden Thiers, und sticht ihm schnell mit dem Instrumente in die linke sogenannte Hungergrube, oder die im gesunden Zustande ziemlich vertiefte Stelle des Hinterleibes, (die man aber im gesunden Zustande des Thiers genau kennen lernen muß, um sie bei dem aufgebläheten Viehe zu finden) in der Richtung, als wollte man zum rechten Vorderbeine wieder herausfahren, und so tief, daß die Platte der Hülle, oder messingenen Röhre, auf dem Felle des Thiers liegt, und zieht dann aus der Röhre das, etwa wie ein starker Pfeifenstiel dicke, stählerne Stechwerkzeug heraus, läßt aber die Röhre in

dem Leibe stecken. Durch die Röhre geht nun aus dem ersten Magen, den man getroffen hat, die Luft mit Macht heraus, und das Thier ist gerettet, weil die unbedeutende Wunde von selbst wieder heilt. Da nun aber oft mehr Thiere zugleich von dieser gefährlichen Krankheit angefallen werden und schnelle Hülfe verlangen, so ist es gut zu einem und dem nämlichen troicar ein halbes Dutzend Hüllen machen zu lassen, um den Stich schnell bei mehrern Thieren thun zu können. Man hüte sich aber ja, die rechte Hungergrube mit der linken zu verwechseln, sonst wird man dem Thiere die Gedärme zerstechen, und es unfehlbar tödten. Wegen der äußern Stelle, wo man den Stich anzubringen hat, kann man auch noch folgendes merken, um sie desto sicherer zu finden: Man legt eine Queerhand vor den linken Hüftknochen des Thiers, und sticht in der Entfernung, die diese anzeigt, und in der nämlichen Weite vom Rückgrade, oder der äußern Linie des Rückens herunter, wie der Hüftknochen heruntersitzt, dreist hinein, jedoch genau nach der angezeigten Richtung. Man stelle sich aber dabei so, daß man von dem Thiere nicht geschlagen werden könne.

Sieht man die Krankheit früh genug, und in ihrem Anfange, wo das Thier noch den Rachen nicht aufgesperrt hat, dann kann man ihm mit einem andern erst neuerlich entdeckten, sehr einfachen und erprobten Mittel helfen. Man

giebt ihm nämlich nur einen Theelöffel voll gebrannten, ungelöschten und von Luftsäure leeren Kalk, der in einem halben Quartiere lauwarmen Wassers zerlassen ist, schnell zum Halse hinein. Der Kalk zieht plötzlich die saure Luft in sich, das Blähen hört sofort auf, und in einer halben Stunde ist das Thier wieder vollkommen gesund. Wenn aber nach dem Eingeben des Kalks die Luft sich nicht binnen fünf Minuten verliert, und das Thier nicht wieder zusammenfällt, sondern aufgebläht bleibt, dann ist es ein Zeichen, daß der Kalk nicht mehr ganz leer von Luftsäure gewesen sey, und dann muß man entweder eine zweite Gabe, aus einer noch unangebrochenen Bouteille, reichen, oder aber den Stich anwenden, indem man gar keine Zeit verlieren darf, wenn man nicht Gefahr laufen will, das Thier zu verlieren. Alles kommt bei dieser Kur mit dem Kalke, wenn sie glücklich gehen soll, auf die gute Beschaffenheit des Kalks an. Man muß ihn also, um sicher zu gehen, selbst zu bereiten wissen, und deshalb will ich die Bereitungsart hier angeben.

Man brennt eine kleine Quantität Kalkstein im Feuer gahr, d. h. so lange, bis er glühend und von der Hitze ganz mürbe geworden ist, nimmt ihn dann sofort heraus und zerschlägt ihn so glühend heiß, weil nur in diesem Zustande alle Luftsäure aus selbigem fort ist. Das auf diese Art erhaltene Pulver thut man unverzüg-

lich, und ehe es noch aus der Luft wieder Säure eingesogen hat, in eine Bouteille oder Flasche, verstopft solche alsobald mit einem Korke, und verbindet sie mit Blasenhaut.

Dieß Pulver hebt man vorsichtig auf, und sieht bei dem Gebrauche dahin, daß die Flasche immerfort schnell wieder zugestopft und die Luft von dem Kalke abgehalten werde. Ein guter Oekonom muß davon stets einen hinlänglichen Vorrath im Stalle bereit haben, um im Fall der Noth das Mittel nicht weit suchen zu dürfen. Wenn man bedenkt, welch eine große Menge von Luft bei dem Stich mit dem Troicar aus dem Leibe des Thieres geht, dann muß man über die erstaunliche Wirksamkeit dieses Mittels sich wundern, und vermag kaum zu begreifen, wie so wenig Kalk so viele Luft in sich schlucken könne.

§. 59.

Von der Entstehung der langen, blaufleckigten, blutstreifigten Milch bei den Kühen, der Entdeckung und Heilung des Uebels.

Es kommt an manchen Orten nicht selten vor, daß die Milch in den Gefäßen lang und zähe, mit blauen Flecken belegt, oder bei dem Melken blutstreifigt wird. Der Grund der ersten beiden Uebel, welche man mit einem hiesigen Provinzial-Namen den Albeschott nennt, liegt in einer von Säure in dem Magen veranlaßten, äußerlich am Viehe nicht zu bemerken-

den, auch nicht gefährlichen, nur dem Grade nach verschiedenen, Krankheit. Dies Uebel zu bemerken, oder zu entdecken, bedarf es nur ein Paar gesunder Augen; allein es ist nicht immer so leicht, der wahren Ursache davon auf die Spur zu kommen, indem es auch von einer dumpfen Milchkammer, von unreinen Gefäßen und dergleichen herrühren kann, wie am Schlusse dieses §. anmerkend gezeigt werden soll, und das kranke Thier zu finden, weil die Milch von dem sämmtlichen Viehe durcheinander gemengt zu werden pflegt. Und doch ist das Uebel so höchst unangenehm und nachtheilig für den Haushalt, nicht nur deshalb, weil die Milch für die, welche sie genießen sollen, ekelhaft und abschmeckigt wird, sondern auch darum, weil sie noch dazu unschmackhafte Butter giebt, und deren immer weniger wird, so wie die Krankheit zunimmt.

Sobald ein Hauswirth von diesem Uebel Nachricht erhält, und sich durch Untersuchung der Milchgefäße überzeugt hat, daß der Grund davon in einer Krankheit des Viehes liege, muß er, weil die Milch von einigen kranken Thieren die ganze Masse verderben kann, vor allen Dingen untersuchen, welches Vieh krank sey. Dieß zu erfahren, läßt er von einem jeden Thiere, nach der Reihe, etwas Milch in ein kleines reinliches Gefäß, eine Ober- oder Untertasse u. dgl. besonders melken, und bemerkt durch Nummern,

von welcher Kuh jede einzelne Portion Milch sey. Hierauf läßt er die Milch in allen den einzelnen Gefäßen abgesondert dick werden. Finden sich nun einige der Gefäße voll zäher und blaufleckigter Milch, so sieht er die Nummer nach, und findet auf diese Art das kranke Vieh sehr leicht unter dem Haufen heraus. Auf eben diese Art fängt man es an, um zu erfahren, von welcher Kuh blutstreifigte Milch komme, welches Uebel gemeiniglich daher entsteht, wenn bei dem Ausmelken ein kleines Blutgefäß im Euter oder in der Warze verletzet worden; weshalb dieß also eine von dem Albeschott ganz unterschiedene Krankheit ist.

Kennt man nun die Patienten der ersten Art, so ist die Heilung leicht und sicher, wenn man die Säure im Magen durch ein absorbirendes, oder Säure verschluckendes Mittel fortzuschaffen und, erforderlichen Falls, den Magen des Thiers wieder zu stärken weiß.

Ich bediente mich mit dem glücklichsten Erfolge, nachdem ich manches gepriesene Mittel unwirksam gefunden hatte, ehe ich von der Ursache der Krankheit unterrichtet war, des sogenannten Albert- oder Stinksteins (lapis lincis) als eines sehr wirksamen absorbirenden Mittels, und bediene mich dessen noch immer. Man giebt nämlich von dem gepulverten Steine jedem kranken Thiere, Morgens früh, wenn es noch nüchtern

ist, einen gehäuften Eßlöffel voll, mit Wasser zum Halse hinein, wiederholt das Eingeben des Mittags und Abends vor dem Futtern und fährt auf diese Weise drei bis vier Tage fort; läßt aber, während der Kur, die Milch von jedem Thier allein melken und aufbewahren, um an der Milch zu sehen, ob das Uebel gehoben sey, welches dann gewöhnlich am dritten oder vierten Tage der Fall zu seyn pflegt.

Meistens tritt diese Krankheit nach dem Kalben der Kühe ein, wenn das Vieh schwache Verdauung hat, und meistens hilft das angerathene Mittel allein. Wenn aber die Schwäche zu groß ist, und das Mittel allein nicht helfen will, dann giebt man nebenzu noch einen Absud von 2 Pf. Weidenrinden, mit 6 Quartier Wasser aufgesetzt und bis zu 4 Quart eingekocht, täglich in zwei Portionen, jede zu $\frac{1}{2}$ Quartier, um nebenbei den Magen des Thiers zu stärken. Mit beiden Mitteln, vereint angewandt, habe ich die Krankheit jedesmal gänzlich geheilt, und kann sie also mit der vollkommensten Ueberzeugung empfehlen.

Giebt ein Stück blutige Milch, so läßt man es einige Tage hindurch, mit Vorsicht und mit Schonung der Warzen, in ein besonderes Gefäß melken, und die Natur heilt den Fehler von selbst.

1ste Anmerk. An Statt des von mir vorgeschlagenen Heilmittels hat der bemeldete Herr Ober-Thierarzt Sander ein anderes angegeben. Man nimmt nämlich

¾ Quart Buchen-Aschen-Lauge,
2 Loth gestoßenen rothen Bolus und mischt damit
1 Kaffeetassen-Kopf voll Leinöls zusammen.

Dies Gemengsel wird dem Patienten früh Morgens, eine Stunde vor dem ersten Futter gegeben.

2te Anmerk. Rührt das Blauwerden der Milch von einem fauligten, dumpfigten Keller u. dgl. her, der durch die in ihm enthaltenen fauligten Dünste die Milch zur fauligten Gährung disponirt: so muß man diesem Keller u. s. w. Luftzug zu verschaffen und ihn dadurch, so wie durch Aufblicken von Pulver, oder Ausbrennen mit Stroh, von den fauligten Dünsten zu reinigen suchen. Kann man aber, der Orts-Verhältnisse wegen, dieß nicht bewerkstelligen, so muß man sich eine andere luftigere und bessere Milchkammer zu verschaffen suchen. Rührt es hingegen von verdorbenen Milchgefäßen her, so reinigt man diese auf die in dem Abschnitte von der Haushalts-Polizei §. XXIII. Anmerk. 3. angegebene Weise, und sorgt künftig für eine fleißigere Reinigung der Milchgefäße, damit sie die Milch nicht ferner zur fauligten Gährung disponiren.

Das Ausbrennen der Milchsatten mit heißem Wasser reicht auf keine Weise hin, denselben die üble Eigenschaft zu benehmen.

§. 60.

Wie entdeckt man das Blutharnen, woher rührt, wie heilt und wie verhütet man es?

Die am häufigsten bei, in Holzungen und in sauren moorigten Wiesen weidenden, Kühen eintretende, im ersten Anfange, an dem Benehmen des Viehes, weiter nicht, als an einem häufigen Drange zum Harnen, zu bemerkende und doch in der Folge so gefährliche und schwer zu heilende Krankheit, wird nur dadurch sicher entdeckt, daß der Hirt, sobald ein Thier häufigen Drang zum Uriniren zeigt, fleißig aufpaßt, ob ihm mit dem Harn zugleich Blut entgehe, und dann solches sogleich anzeigt, wenn er es bemerkt hat. Man muß ihn also streng dazu anhalten. Wird das Uebel nicht gleich in dem ersten Anfange bemerkt, und ist es schon so arg, daß das kranke Thier zu fressen und wiederzukäuen aufhört; daß trübe Augen und struppiges Haar solches verrathen, so ist meistens alle Hoffnung zur Rettung verloren, indem die Krankheit binnen zwei bis drei Tagen gewöhnlich inflammatorisch und tödtlich, dann aber erst durch die bemeldeten Kennzeichen am Körper bemerkbar wird.

Sobald man von dieser bösen Krankheit, welche durch das Fressen der jungen Eichen-Loden und des sauren Grases entsteht, Nachricht erhält, muß man auch schnell auf Hülfe bedacht seyn. Man kocht im Sommer eine Hand voll grünen,

und zu andern Jahreszeiten etwas mehr trocknen, noch nicht bis zum Saamen ausgewachsenen, Bilsenkrautes, (hyosciamus niger) grob zerhackt, mit einem Quartier Bier in einem wohl verdeckten Topfe gelinde auf, läßt den Absud durch ein Sieb sich aufklären, und giebt die ganze Dosis auf eins, nachdem sie hinlänglich abgekühlt ist, durch den Hals ein. Gewöhnlich hilft eine einzige Gabe; wo nicht, so wiederholt man sie von 4 zu 4 Stunden. Noch nie ist mir mit diesem Mittel, nachdem ich manches angepriesene umsonst versucht hatte, ehe ich dieß kannte, eine Heilung fehlgeschlagen, wenn sonst die Eingeweide des blutharnenden Thiers gesund waren; und deshalb sollte billig jeder Oekonom das Bilsenkraut anpflanzen, um es immer in Vorrath und gleich bei der Hand zu haben, besonders wenn es etwa in der Gegend nicht wild wachsen und nicht in der Nähe zu haben seyn sollte.

Man verhütet das Uebel am besten dadurch, daß man das Rindvieh im Frühjahre von den Holzweiden und bei nasser Witterung von feuchten und moorigten Weiden möglichst zurückhält.

Eine siebente sehr gefährliche innerliche Krankheit des Rindviehes, deren unangenehme Bekanntschaft ich nach der Uebernahme meiner jetzigen Pachtung, des Klosters Lüdgeri bei Helmstädt, gemacht habe, ist die Leber-Krankheit, gegen welche ein sicheres Heilmittel erfunden zu haben, ich mir schmeicheln darf.

Um

Um jeden Unbefangenen in den Stand zu setzen, über die Gefährlichkeit der Krankheit, deren Ursachen und die Zuverlässigkeit des Heilmittels zu urtheilen, will ich den Gang der von mir gemachten unangenehmen, und doch auch angenehmen Erfahrung hersetzen. Am 1sten July 1806 nahm ich meine neue Pachtung an. Im September zeigte mir der Kuhhirt an, daß einige Stück des Hornviehes einen ganz außerordentlich starken Durchfall, andere aber eine hartnäckige Verstopfung hätten. Ich verfügte mich sofort nach dem Stalle und fand die Angabe leider nur zu wahr. Das erkrankte Vieh stand da mit sträubenden Haar, verminderter Freßlust und mit Augen, welche stets voll Wasser waren, magerte auch zusehends ab. Ich erkundigte mich auf das allersorgfältigste nach der vorigen Behandlung des Rindviehes und hörte, zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß solches in dem vorhergehenden Winter mit faulem und verdorbenem Heu gefuttert und auf die Erinnerung des Hirten und der Mägde, daß das Vieh dieß elende Futter nicht fressen wolle und leicht sehr darunter leiden könne, wenn der Hunger es zum Fressen desselben antriebe, gar nicht gehört worden war.

Da das Uebel täglich mehr um sich griff, so sahe ich mich bald nach einem Thier-Arzte, der in der Nähe wohnte, um; indem ich selbst weder die Krankheit noch die Mittel dagegen

kannte. Ich gerieth an einen Symptomen-Arzt, der bloß Palliativ-Mittel gegen den Durchfall, oder die Verstopfung, gab, den Grund des Uebels aber nicht zu erforschen und zu heilen suchte. Es starben nach und nach 9 Stücke. Bei Oeffnung derselben fand ich bald, daß das Hauptübel, oder die nächste und eigentliche Ursache der Krankheit, in der Leber saß und mittelbar, per consensum, auch in der Galle. Die Leber war nämlich erschlafft, von unnatürlicher Farbe und hie und da mit Verhärtungen angefüllt. Saßen die Verhärtungen dichter an der Gallenblase, so ergoß solche sich übermäßig, wegen der nahen Krämpfe; saßen sie hingegen in den von der Gallenblase weiter entfernt liegenden Stellen der Leber, so wurde der Zufluß zur Gallenblase gehemmt und sie ergoß sich nicht genug. Im ersten Fall entstand der übermäßige Durchfall und im letzten die hartnäckige Verstopfung. Ueberzeugt, daß der Grund des Uebels einzig und allein in dem widernatürlichen Zustande der Leber liege, sann ich auf Mittel, diesen zu heben; weil alle Palliativ-Kuren durchaus nichts fruchteten und die bemeldeten 9 Stücke dabei den Geist aufgegeben hatten. Ich entsann mich, von dem mehr erwähnten Herrn ꝛc. Sander gehört zu haben, daß das chelidonium majus, auf teutsch Schellkraut, Goldworth genannt, gegen hartnäckige Verstopfungen der Drüsen äußerst wirksam sey, wenn es in gehörig starker Dosis

angewandt werde; ich erfuhr, auf Anfragen, von dem allgemein bekannten Herrn Hofrath und Professor Beireis, daß das chelidon. m. in Leber-Krankheiten sehr wirksam sey. Ich war aus Erfahrung von der Wirksamkeit der Merkurial-Salbe überzeugt worden. Nun war der Plan zu meiner Kur fertig. Ich ließ also sofort den noch nicht zu kranken Thieren auf der rechten Seite, in der Gegend der Lage der Leber, also einige Hand hoch über der vom rechten Vorderbeine schräg herablaufenden Milchader, etwas nach hinten zu am Bauche, das Haar wegscheeren; ließ jedem derselben auf der kahlen Stelle ein einer Feldbohne an Größe gleichkommendes Klümpchen von der Merkurial-Salbe (ungu. neapol.) täglich einreiben, und gab jedem täglich eine aus dem Pulver von chelid. majus, oder aus gepulvertem trocknen Schellkraut und so viel Sirup, als zu dessen Tilgung nöthig war, gemischte Latwerge zweimal, nämlich Morgens vor dem ersten Futter und Nachmittags um 5, 6 Uhr ein, welches anfangs aus ½ Unze oder 1 Loth des Pulvers, mit zureichendem Sirup gedämpft, nachmals aber aus 1 Unze desselben Pulvers, mit Sirup vermischt, bestand und fuhr mit dieser Kur drei Wochen lang unaufhörlich fort; funfzehn schon zu sehr erkrankte Stücke verkaufte ich aber, so gut ich konnte. Von 115 Stück blieben also, nach Abzug der 9 krepirten und der 15 verkauften, noch 91 Stück übrig,

welche sämmtlich nach und nach krank wurden, und von allen diesen starb mir nur noch ein einziges, welches ich denn als einen kleinen Beweis ansehen zu können glaube, daß mein Mittel wirksam und gut gewählt war. Aus dem Obigen wird sich jeder nun leicht überzeugen, daß man, um ein so gefährliches Uebel, als die Leber-Krankheit ist, von seinem Viehe abzuhalten, es nicht mit faulem und verdorbenem Futter nähren müsse; an welchen Zeichen man die Krankheit erkennen und wie man sie heilen solle. Ich enthalte mich also, weiter etwas darüber zu sagen. Sollte nicht etwa das heilsame chelidon. auch manchem unserer Vorfahren in Ansehung seiner guten Wirkung bekannt gewesen und deshalb für Goldes werth geachtet, eben daher auch Goldworth, Goldwerth genannt seyn? —

Um jeden guten Hauswirth in Stand zu setzen, dieß schöne Kraut selbst zu finden und daraus das Pulver zu bereiten, will ich die Kennzeichen des Krauts und dessen Behandlung hersetzen.

Das Kraut selbst findet sich häufig an den Hecken und in den Gärten, besonders in lockerem Boden, als ein lästiges Unkraut, da es sich sehr stark vermehrt. Es hat große, dunkelgrüne, etwas rauhe und ausgeschweifte Blätter und blüht gelb; es ist aber hauptsächlich daran kenntlich, daß es bei dem Durchbrechen der Blätter und

der Blüthenstiele einen goldgelben Saft von sich giebt, der eine ätzende Kraft hat und womit man Leichdorn wegbeitzen kann, welcher also auf der Zunge ein Prickeln erregt. Es wird am besten dann gesammelt, wenn es in der Blüthe ist, weil es dann die volle Kraft hat, und wird schnell an der Sonne ganz getrocknet, hernach aber, wenn es hinlänglich dürre und mürbe geworden ist, zu Pulver gerieben. Da dieß Pulver auch bei Drüsen-Verhärtungen so nützlich ist, so wird ein guter Haushalter wohl thun, sich davon einen ansehnlichen Vorrath zu verschaffen und ihn jährlich zu erneuern, damit es immer kraftvoll bleibe.

1ste Anmerk. Das Abscheeren der Haare muß mit einer scharfen Scheere, deren Blätter nach einer Seite gekrümmt oder gebogen sind, geschehen, weil man sonst nicht gut überall an die Haut kommen, das Abscheeren mit einem Scheermesser, nach vorherigem Einseifen aber, obgleich es besser ist, leicht gefährlich werden kann, wenn man sich nicht aufs äußerste dabei in Acht nimmt. Der abzuscheerende Fleck muß etwas über eine Mannshand groß seyn und überall auf selbigem die Salbe derb eingerieben werden.

2te Anmerk. Wer die schwer zu bezeichnende Stelle der Leber nach der obigen Beschreibung zu finden sich nicht getraut, darf sich solche

nur von einem Fleischer, deren es überall giebt, zeigen lassen, um die rechte Stelle zu treffen.

§. 61.

Von den Entstehungs-Ursachen der Krätze, oder des Grindes, den Kennzeichen, den Vorbauungs- und Heilungsmitteln.

Der Grind, oder die Krätze, ein Haut-Ausschlag, der sehr juckt und schnell sich verbreitet, entsteht gewöhnlich von saurem, nicht gut eingebrachtem, oder von zu kümmerlich gereichtem Futter, oft auch durch Ansteckung.

Man erkennt das Uebel und unterscheidet es von andern Hautausschlägen dadurch, daß das Vieh sich sehr scheuert, und daß der Ausschlag schnell zunimmt und weiter um sich greift.

Sobald man solchen an einem Thiere bemerkt, muß man, zu Verhütung der Ansteckung, das kranke Vieh sofort von dem gesunden absondern und jeden, der das Thier zu behandeln hat, warnen, sich ihm mit der gehörigen Vorsicht zu nähern; weil auch Menschen von diesem Grinde angesteckt werden. Die Heilung selbst aber ist ganz einfach. Man läßt das kranke Thier mit einer aus Büchen-Asche gekochten Lauge, worin man ein wenig grüne Seife aufgelöst hat, überall rein abbürsten, damit die Haut rein werde. Dann nimmt man $2\frac{1}{2}$ Drachmen weißen präzipitirten Queckſilbers, mischt solche unter 4 Loth Schweineschmalz, macht eine Salbe daraus, be-

streicht damit die krätzigen Stellen und reibt sie ein. Das Einreiben muß aber nicht mit der bloßen, sondern mit einer durch einen dichten Handschuh bekleideten, Hand geschehen, indem sonst der Einreiber üble Folgen davon hat. So oft eine neue Stelle aufblühet, muß sie bestrichen und die Salbe eingerieben werden, und gewöhnlich ist die Heilung in 8 bis 10 Tagen vollendet, besonders wenn man dem kranken Thiere zugleich besseres und gesundes Futter dabei giebt.

§. 62.

Von den Ursachen der Verhärtungen im Euter, oder dem Milchbehälter der Kühe, woran man sie erkenne und wie man sich dabei benehmen müsse

Bei neumilchenden Kühen entstehn nicht selten, durch die Stockung der Milch in den Milchdrüsen, Verhärtungen und Geschwülste im Euter, welche man, durch die Unruhe des Viehes bei dem Ausmelken, leicht wahrnehmen kann. Man zertheilt solche gewöhnlich mit folgendem einfachen Mittel:

Man nimmt einige Mannshände voll Heusaamen, den ein jeder Landwirth, der Heu einerndtet, auf seinem Heuboden leicht finden kann; thut solchen mit einer so großen Quantität Wassers, welches zur Hälfte mit Essig versetzt ist, daß er darin schwimmt, in einen Topf, den man, so gut wie möglich, verschließt, und kocht das Ganze,

vom Kochpunkte an, etwa 10 Minuten. Man stellt dann diesen Topf, sobald man ihn vom Feuer abnimmt, so verschlossen wie er ist, in einen Eimer, damit, wenn etwa ein Funken oder eine kleine Kohle daran sitzen sollte, dadurch im Stalle kein Unglück entstehe, und eilt mit demselben zu dem kranken Thiere. Man hängt diesem ein hinlänglich großes Laken über das Hintertheil, stellt den Eimer dann unter das Euter und öffnet den Topf so, daß der warme Dampf oder Brodem an das Euter steige, und wiederholt diese Operation einigemal. Dann erweicht und zertheilt sich die Verhärtung gar bald.

Soll aber nach der Bähung keine Erkältung entstehen, so muß die sich dabei an und um den Euter setzende Feuchtigkeit sofort weggewischt werden, ehe sie erkaltet. Besser ist also auch hier die im 29. §. empfohlne Einweichung der Verhärtungen durch Einschmierung mit Schmalz und Eintreibung dieses Fettes durch vorsichtiges Darunterhalten eines heißen Eisens.

§. 63.

Von den Verhärtungen an den Kinnladen, oder auf der Luftröhre unter dem Halse des Rind-Viehes, deren Ursachen, Kennzeichen und Heilung.

Theils durch das Reiben der Ketten, womit das Vieh im Stalle an die Krippen gebunden

wird, theils durch den Druck des hölzernen Gestells, woran die Glocken bei demjenigen Vieh, welches im Holze weidet, am Halse befestigt sind, entstehen nicht selten Verhärtungen und Geschwüre an den Kinnladen, oder auf der Luftröhre des Viehes. Man entdeckt solche leicht, wenn man nur einigermaßen achtsam ist, nicht nur an der Unruhe des Viehes, sondern auch an der sichtbaren und fühlbaren Anschwellung, und heilt sie dadurch, daß man Theer in einem hinlänglich großen Topfe siedend heiß macht und das Geschwür täglich einigemal in den heißen Theer hineinhält. Es versteht sich also, daß der Topf voll genug seyn müsse, damit der Theer das Geschwür gehörig erreiche und umgebe.

§. 64.

Von der Behandlung eines Stücks Hornvieh, welches sich die Spitzen von den Klauen, oder Zehen, abgebrochen, oder sich einen spitzen und scharfen Körper in die Klauen getreten hat.

Auf hartem Kleiboden, oder auf steinigten Wegen, geschieht es nicht selten, daß das Rindvieh sich die Spitzen von den Klauen abbricht; welches man an dem blöden oder hinkenden Gange desselben leicht bemerkt. Bei diesem Uebel muß man schnell auf Hülfe denken, weil es sonst langwierige und schlimm zu heilende Lähmungen zur Folge hat, wenn es anfangs vernachlässigt wird.

Man schneidet sofort das eingebrochne Horn der beschädigten Klaue, so viel wie möglich, weg, damit sich keine Erde oder sonstige Unreinigkeit in den Spalt setze und die Heilung erschwere. Man wäscht alsdann, wenn dieß geschehen ist, die Wunde mit Salzwasser, d. i. Wasser, worin man eine hinlängliche Menge Salz aufgelöst hat, rein aus; streicht etwas unguentum basiliconis, (Basiliken-Salbe) welche man auf allen Apotheken haben kann, in dieselbe hinein und hält ein glühendes Eisen in solcher Entfernung an die Wunde, daß die Salbe von der Hitze zerschmilzt und in die Wunde dringt; legt dann feinen gezupften Werg oder Heede, worin keine Scheefe sind, darüber, und verbindet den Fuß mit alter Leinwand, theils damit der Verband sich halte, theils damit keine Unreinigkeit in die Wunde komme; macht auch den Verband hinlänglich dick, damit die Wunde durch das Anstoßen an harte Körper nicht gereitzt werde, und läßt das Thier im Stalle bis zur Heilung ruhig stehen, d. h. so lange, bis das Horn gehörig wieder vorgewachsen ist und das entblößte Fleisch wieder gedeckt hat. Es versteht sich hierbei, daß man täglich, bis zur Heilung, die Wunde neu verbinden und dem Thiere dabei Ruhe lassen müsse.

Hat sich ein Thier einen Nagel, Dorn oder dergl. in den Fuß getreten, welches man an dem Hinken bald merken kann, so sucht man vor allen Dingen die Stelle auf, wo der spitze

Körper steckt und nimmt solchen, erforderlichen Falls, durch Wegschneiden des benachbarten Horns heraus. Man erweitert dann die Wunde so viel als möglich, um dem Eiter freien Abfluß zu verschaffen, brennt das unguentum basiliconis, auf die vorbeschriebene Weise, ein, und verbindet die Wunde auf die angezeigte Art.

§. 65.

Von dem Verfahren, welches man zu beobachten hat, wenn ein Stück Rindvieh sich das Horn abgestoßen, oder abgebrochen hat

Bisweilen bricht sich ein Stück Hornvieh, durch Stoßen u. dgl., eines der Hörner ab, und der sogenannte Pettig wird entblößt und ist dann gewöhnlich sehr empfindlich. In diesem Falle ist nichts weiter zu thun, als daß man ein mit Bleiwasser gehörig getränktes Stück Leinwand darum legt, und ein ander Stück Leinwand darüber bindet, damit die Luft und die Unreinigkeit von der Wunde abgehalten werde. Hat man dieß einige Zeit fortgesetzt und findet, daß die Wunde geheilt und abgetrocknet ist, welches bey sonst gesundem Viehe ziemlich schnell geschieht, dann nimmt man den Verband ab und überläßt der Natur das Uebrige.

§. 66.

Von der Klauen-Seuche, deren Kennzeichen und Kur.

Das Hornvieh ist verschiedenen Unfällen an seinen Klauen ausgesetzet; wenn es entweder in

jauchigtem Miste steht, oder im Sommer über harten Boden nach der Weide geht. Man nennt diese Uebel mit einem gemeinsamen Namen, die Klauen-Seuche. Eins dieser Uebel, im Hildesheimischen der Kurwei genannt, besteht aus einer Entzündung und einer Geschwulst, oben an der Vertiefung, wo die beiden Klauen des Fußes zusammentreffen. Dies Uebel kündigt sich bei dem Vieh durch seinen blöden Gang bald an. Sobald man es gleich im Anfange gewahr wird, reinigt man den Fuß und legt einen Umschlag, von einem aus Lehm, Kuhmist und Biereßig gemachten Brei, auf die Stelle, um die Entzündung zu mindern; feuchtet auch den Umschlag von Zeit zu Zeit, durch aufgegossenen Eßig, wieder an, so oft man merkt, daß er trocken werden will. Ist das Uebel noch nicht zu weit gediehen, so verliert es sich schon bei dieser Behandlung. Will es aber dennoch in einigen Tagen nicht weichen, dann macht man, mit der äußersten Spitze eines sehr scharfen Messers, Bistouris oder Lanzets, ganz flache Einschnitte in die Bedeckung, oder die Haut des Geschwulstes, um etwas Blut herauszulassen und dadurch die Entzündung zu mindern. Man muß aber bei diesen Einschnitten große Vorsicht anwenden, um nicht zu tief zu schneiden und nicht die in dieser Gegend liegenden kleinen Sehnen zu verletzen und das Uebel dadurch ärger zu machen.

Hat man die Einschnitte gehörig gemacht, dann wäscht man die Geschwulst mit Bleiwasser,

oder Goulardschem Wasser aus, legt auch wohl ein mit diesem Wasser angefeuchtetes Polsterchen von alter Leinwand darauf, und umwindet das Ganze mit grober Leinwand, um allen Unrath von dem kranken Orte abzuhalten und heilt das Uebel dadurch meistens bald.

Ist aber das Uebel, schon ehe man es bemerkte, gar zu weit gediehen, und geräth der Fuß in Eiterung, dann muß man vor allen Dingen den Saum des Horns, wohinter sich der Eiter zu senken pflegt, so weit wegschneiden, als er los geworden ist, damit der Eiter nicht weiter unterfressen, sondern frei abfließen könne, und übrigens den Fuß auf die eben bemeldete Art verbinden.

Hat ein Thier sich den Spalt zwischen den beiden Klauen sonst durch einen Fehltritt verletzt, oder, beim Gehen auf hartem und steinigtem Boden, den Ballen gequetscht, so daß er anschwellt, so verfährt man auf gleiche Art und sucht vor allen Dingen, wenn eine Eiterung entstanden ist, dem Eiter freien Abfluß zu schaffen und das losgewordene Horn, so gut wie möglich, wegzuschneiden.

Zeigt sich die Klauen-Seuche zugleich bei mehrern Stücken und ist die Maul-Seuche damit vergesellschafftet; dann ist das Ding übel; dann kann man sicher auf eine durch schlechte Futterung im Stall, oder auch durch schlechte Weide,

verursachte Verderbniß der Säfte schließen und die Krankheit für rein asthenisch halten, muß also auf reitzende und stärkende Mittel denken.

Die Maul-Seuche besteht nun aber in einer Entzündung des Rachens und der Wurzel der Zunge, die, wenn das Uebel recht heftig wird, sich durch das ganze Maul verbreitet. Es zeigt sich dabei ein dicker, zäher, übelriechender Schleim, verbunden mit stinkendem Athem. Das Vieh kann vor Schmerz nicht fressen, verliert daher bald Milch und Kräfte. Die Krankheit ist also sehr leicht zu erkennen und ist übrigens derjenigen Krankheit vollkommen analog, oder ähnlich, welche man bei den Menschen Schwämmchen, aphtæ, nennt; muß folglich auch auf ähnliche Art geheilt werden.

Nur selten ist dieß Uebel der Vorläufer von einem noch ärgern, nämlich der Löserdürre und einer wahren Vieh-Pest, dann aber um desto gefährlicher. Die Heilung muß also ohne Verzug geschehen, sobald man das Uebel bemerkt, und die Kur ist diese: Man giebt

1) jedem kranken Thiere täglich 2 Pfund guten Sauerteig, den man in einer zureichenden Menge flachwarmen Wassers zerquetscht und aufgelöset, oder zu einem Tranke gemacht hat. Man verfertigt

2) ein starkes Dekokt, oder einen Absud, von Weiden- oder Eichen-Rinde und Wasser und pinselt damit jedem Stück

a) das Maul überall, wo es entzündet ist, aus, giebt aber auch jedem

b) täglich dreimal, jedesmal ½ Quart von dem Absude, worunter man, jedesmal vor dem Eingeben, zwei Eßlöffel voll Branntewein mischt, ein.

Will aber das Uebel darnach nicht weichen, so giebt man

3) jedem Patienten täglich dreimal den dritten Theil von demjenigen Pulver, welches im 29. §. N. 2. gegen die Darmgicht empfohlen ist.

§. 67.

Wovon entsteht der sogenannte Stirzwurm (Steertworm); wie entdeckt und heilt man das Uebel?

Nicht selten entsteht im Sommer eine äußerliche Krankheit, eine Entzündung, oder ein Geschwür, an der äußersten Spitze der Schwanz-Ribbe. Man nennt diese mit einem sonderbaren Namen der Stirzwurm, und will die Ursache dieses Uebels gemeiniglich darin finden, daß sich der Koth an diese Spitze festgesetzt habe; allein die wahre Ursache des Uebels liegt wohl unstreitig darin, daß das Thier mit der Spitze der Schwanz-Ribbe gegen einen harten Gegenstand schlägt, und sich dadurch eine Kontusion zuzieht, die dann in ein Geschwür ausartet; indem, wenn der Unrath die Ursache des Uebels wäre, solches

theils allgemeiner seyn, theils aber im Winter vor allen andern eintreten müßte, welches doch der Fall nicht ist, weil das Uebel im Winter nicht häufiger, als im Sommer ist.

Dieß Uebel, wodurch, wenn die Hülfe nicht früh genug kömmt, leicht einige Glieder von der Schwanz-Ribbe und mit selbigen die meisten Haare des Schwanzes verlohren gehn, folglich das Thier nicht nur unansehnlich, sondern auch unfähig wird, die Fliegen vom Hintertheile des Körpers abzuhalten, verräth sich anfangs durch ein unruhiges, aber furchtsames, Bewegen des Schwanzes, welches von der dreisten Bewegung, welche der Fliegen halber geschieht, leicht zu unterscheiden ist, in der Folge aber durch ein häufiges Umsehn des kranken Thiers nach dem Schwanze, und durch ein Lecken an der leidenden Stelle.

Sobald man also das Uebel angedeutet findet, muß man unverzüglich untersuchen, ob sich eine Geschwulst, oder ein Geschwür, an dem äußersten Ende der Schwanz-Ribbe befinde. Findet man eins von beiden, wozu nicht viel Geschicklichkeit erfordert wird, so schneidet man mit einem scharfen Messer, oder Bistouri, nach der Länge, oder der Richtung der Schwanz-Ribbe, 3 oder 4 mal, die Spitze bis auf den Knochen durch, und wäscht sie täglich einigemale mit Salz-Wasser, bis die sehr einfache Heilung vollendet ist.

§. 68.

§. 68.

Von der Behandlung der vom Stoßen oder Schlagen u. s. w. entstehenden Quetschungen, (Contusiones) oder Verwundungen.

Quetschungen und Verwundungen sind nicht selten bei dem Rindviehe und meistens, wenn sonst das Vieh innerlich gesund ist, leicht zu heilen, sobald sie nur nicht von einem Stoße mit dem Horne in den hohlen Unterleib, oder zwischen die Rippen, herrühren, und keine innere Theile dabei verletzt sind. Man wäscht die Fleisch-Wunden mit Salzwasser, oder auch mit Bleiwasser, mit letzterem besonders im Sommer, häufig rein aus, hütet sie vor Unreinigkeit und überläßt die Heilung der Natur. Quetschungen belegt man gleich im ersten Anfange mit Umschlägen von kaltem Wasser, um den Andrang der Säfte zurückzuhalten, und die Geschwulst, wo möglich, zu vertreiben. Sollten sie in Verhärtungen und Geschwüre ausarten, so schneidet man sie entweder mit Vorsicht auf, wenn sie an nicht gefährlichen Stellen sind, oder man läßt sie, wenn man Bedenken trägt sie aufzuschneiden, von selbst aufbrechen und befördert allenfalls dieß durch warme Umschläge, (cataplasmata) aus Hafergrütze, oder Buchweitzengrütze u. dgl. mit altem Fette zu einem Brei gekocht, und sorgt vorzüglich für einen freien Abfluß des Eiters, wäscht aber übrigens die Wunde mit Salz- oder Bleiwasser und sichert sie gegen Unreinigkeit.

§. 69.

Von dem in heißen Sommertagen entstehenden Felle in den Augen mancher Kühe, von den Kennzeichen und der Heilung dieser Krankheit.

Bei anhaltender Dürre entsteht bei dem Rindvieh, welches auf die Weide geht, nicht selten eine Entzündung in einem oder in beiden Augen, und diese endigt sich gewöhnlich damit, daß das ganze Auge mit einem weißen Felle überzogen, folglich zum Sehen untauglich wird. Die Ursache der Krankheit scheint mir darin zu liegen, daß dem Thiere entweder ein Insekt ins Auge fliegt, und sich darin festsetzt, oder daß, beim Hintenausschlagen wegen der Fliegen, in staubigten Wegen, ein Thier dem andern Unreinigkeit ins Auge wirft. Die Krankheit verräth sich bald dadurch, das dem Vieh Wasser aus dem kranken Auge läuft, und daß es solches zu scheuren oder zu reiben sucht. Findet man nun wirklich einen Ansatz vom Felle, oder das Fell schon selbst, bei der Untersuchung, dann macht man eine flüssige Salbe von 1 Quentchen rothen Präzipitats und 2 Skrupeln präparirter Tuzia, in einer hinlänglichen Menge frischer ungesalzener Butter gehörig untereinander gerieben, und wischt davon, Tages dreimal, einer Erbse groß mit dem Finger in das Auge. Man wird alsdann das Uebel bald gehoben sehen.

§. 70.

Woher die Läuse bei dem Hornvieh entstehn, wie man sie entdecke und vertreibe.

Meistens wird nur das schlechtgenährte und kränkliche Vieh von den Läusen geplagt; es sey denn, daß die Läuse fortgeerbt, oder durch Ansteckung fortgepflanzt wurden. Doch werden auch oft gut genährte Mastochsen davon angefallen. Die Entstehung derselben ist nicht wohl zu erklären, indem sie oft ganz plötzlich da sich finden, wo man vorher keine bemerkt hatte. Eine kränkliche Disposition des Viehes scheint jedoch meistens der Grund der Entstehung zu seyn. Man entdeckt diese Krankheit am leichtesten an dem Halse des Rindviehs, durch das an selbigem sich verlierende Haar, und durch das Scheuren dieses Theils, welches von dem mit Ungeziefer behafteten Thiere häufig geschieht. Sieht man dann etwas genauer zu, so findet man bald in den einzelnen Haaren die Nieße, von dem gemeinen Manne in Niedersachsen Gnitten genannt, und auf der Haut die Läuse selbst.

Bei dieser Plage wird das Vieh sehr mager und giebt wenig Milch. Man muß also darauf bedacht seyn, solche zu heben. Zu dem Ende nimmt man sogenannte Reutersalbe, (unguentum neapolitanum) oder, in Schmalz oder anderm Fette aufgelöstes, oder damit abgeriebenes gewöhnliches Queckfilber, und streicht davon einem

jeden angesteckten Thiere ein kleines Klümpchen etwa von der Größe einer Feldbohne, hinter jedes Horn, in die daselbst befindliche Vertiefung, und oben auf den Wiederriß, und zwar deshalb an diese Stellen, damit das Thier die Salbe nicht etwa ablecke. Nach zwei- oder dreimaligem, um den zweiten Tag wiederholten Einschmieren, sind die Läuse weg, und die Nieße getödtet. Man wird aber nicht übel thun, das mit dem Ungeziefer behaftete Thier allein zu stellen, sowohl um die Ansteckung, als auch das etwanige Ablecken der Salbe bei dem nebenstehenden Viehe zu verhüten.

1ste Anm. Das unguentum neapolitanum kann man sich leicht selbst machen. Man nimmt nämlich 12 Unzen reinen Queckſilbers und

8 — Hammeltalgs,

reibt dieß in einem steinernen Mörser so lange, bis das Queckſilber völlig gedämpft und alles zu einer bläulichen Salbe geworden ist.

Dann setzet man 16 Unzen Schweine-Schmalz hinzu, reibt alles wieder vollkommen durcheinander und die Salbe ist fertig.

2te Anm. Daß es, außer den angezeigten Krankheiten des Rindviehes, noch manche andere gebe, ist mir sehr wohl bekannt. Ich habe aber nur diejenigen berührt, deren Heilung ich, aus langjähriger Erfahrung, zuverläßig angeben konnte, und gegen welche man in den

meisten Thierarznei-Büchern gar unzuverläs-sige Mittel angegeben findet. Wenn es mir darum zu thun wäre, aus 99 Büchern das 100ste zusammen zu schreiben, so hätte ich leicht noch über diese und jene Krankheit ein langes und Breites reden können; aber dies ist nicht meine Sache. Wessen Vieh von andern hier nicht beschriebenen Uebeln befallen wird, der verlasse sich nicht auf den Kuhhirten, sondern wende sich schnell an einen geschickten Thierarzt, merke genau auf dessen Behandlung der Krankheit, und suche sich nach und nach mehr veterinärische Kenntnisse zu verschaffen, verlasse sich aber ja nicht auf die gewöhnlichen für Oekonomen geschriebenen Thierarznei-Bücher.

Vom Aderlassen habe ich absichtlich nichts gesagt, weil es nur in sehr wenig Fällen mit Nutzen anzuwenden ist, gemeiniglich aber, nicht nur bei Krankheiten, sondern auch dann, wann das Vieh von dem nassen aufs trockne Futter kömmt, und umgekehrt, wo man es aus Vorurtheil und Aberglauben noch meistens vornimmt, mehr schadet, als nützet; indem es die Schwäche mehrt und so wenig zum Präservativ, als zum Heilmittel, in den meisten Fällen dienen kann. Reitzende Mittel sind bei dem an sehr kühle und einfache Diät gewöhnten Rindviehe in den meisten Fällen die nützlichsten; schwächende aber meistens übel angebracht.

§. 71.

Ob es gut sey, dem sämmtlichen Hornvieh die Spitzen der Hörner zu nehmen.

Es ist sehr nützlich, dem Hornvieh die Spitzen der Hörner absägen zu lassen, weil dadurch mancher Schaden verhütet wird. Das schöne Ansehen des Viehes leidet freilich etwas darunter; allein ein Oekonom sieht mehr auf Nützlichkeit, als auf solche Schönheit, die leicht schädlich werden kann, und wird immer lieber dem Rindvieh die Spitze seiner, zur Vertheidigung im gezähmten Zustande unnöthigen, Hörner nehmen lassen, als dem Pferde die Spitze des zur Vertheidigung gegen die Fliegen so nöthigen und nützlichen Schweifes.

Behält das Rindvieh die Spitzen seiner Hörner, so stößt es sich damit nicht selten sehr gefährlich unter einander. Trifft nun eins das andere in den hohlen Leib, oder zwischen die Rippen, mit dem spitzen Horne, so fährt das Fell, oder die Haut, ohne zu zerreissen, mit hinein, und giebt sich bald wieder in ihre vorige Lage zurück. Man sieht alsdann an dem gestoßenen Thiere nichts, weil keine Wunde, keine Geschwulst eine Beschädigung verräth. Es werden aber nicht selten bei einem solchen Stoße die unter der Haut liegenden edlern Theile sehr verletzt, und das Thier stirbt an einer innern Entzündung schnell dahin, ohne daß man auf Hülfe gedacht hat, oder sie

zu leisten im Stande ist. Dieses sehr große Uebel abzuwenden, wird also ein vorsichtiger Oekonom gern eine kleine Schönheit seines Rindviehes aufopfern.

§. 72.

Wie ein Oekonom einen guten Rindviehstapel zu bekommen und zu konserviren suchen solle.

Wo einmal eine gute Art von Rindvieh auf einem Gute ist, da muß man sie durch eine gute Zuzucht zu erhalten suchen. Man wählt alsdann die Kälber von denjenigen Kühen, welche die meiste und beste Milch geben, welche keinen körperlichen, oder Temperaments-Fehler an sich haben, und vorzüglich von nicht zu jungen, aber auch nicht zu alten Kühen, und läßt diese an einer gut genährten Mutter so lange saugen, bis sie sich entwöhnen, füttert sie dann aber gut, damit sie sich gehörig entwickeln. Man sorgt dabei hauptsächlich für einen guten Stier, der mit der Art des Viehes, die man einmal, nach den Ortsumständen, als die paßlichste und nützlichste gefunden hat, in gehörigem Verhältniß steht, und nicht zu schwer ist, kauft aber von Zeit zu Zeit, selbst wenn man auch gute Stiere zugezogen hätte, einen neuen Stier an, um die Race wieder zu erfrischen.

Findet man hingegen eine schlechte Sorte von Rindvieh auf einer Oekonomie, dann thut man wohl, sich je eher, je lieber, nach besserem

für das Lokal passenden Viehe umzusehen, und bei dessen Ankaufe ein paar Thaler nicht zu achten, oder von einer verhältnißmäßigen Anzahl zugekauften Viehes nach und nach eine gute Heerde heranzuziehen.

§. 73.

Regeln, welche beim Ankaufe einer Kuh zu beachten sind.

Man pflegt beim Ankaufe einer Kuh gemeiniglich vor allen andern nach den Hörnern und den darauf in der Nähe des Kopfes befindlichen Ringen zu sehen; weil, der gemeinen, aus Erfahrung abgezogenen, Meinung nach, jedesmal ein neuer Ring um die Hörner entsteht, wenn eine Kuh kalbet, man also zu diesen Ringen, die sich auf einem der Hörner zeigen, nur die 2 Jahre, wo eine Kuh, als Rind, güste gegangen ist, hinzuzählen zu dürfen glaubt, um das Alter der Kuh genau zu bestimmen.

Ich kann aber, aus Erfahrung, diese Art das Alter einer Kuh zu bestimmen, nicht für zuverlässig gelten lassen. Es kann freilich seyn, daß diese Berechnung der Jahre bisweilen zutrifft; allein die meiste Zeit wird sie sehr trüglich seyn. Oft sind ohnehin diese Ringe so undeutlich, so in einanderlaufend, daß man nicht weiß, was und wie man zählen soll.

Alles, was man mit Gewißheit an den Hörnern sehen kann, ist: ob das Thier schon über 8 Jahr alt sey, oder nicht.

Nach dem Alter von 8 Jahren werden nämlich die Hörner dicht am Kopfe, oder an ihrer Wurzel, dünner, als weiter hinauf nach der Mitte zu. Findet man also eine Kuh, deren Horn am Kopfe noch am dicksten ist, so kann man sicher seyn, daß die Kuh noch unter 8 Jahr alt sey. Ist überdem das Horn auch noch glatt, oder mit wenigen Reifen, oder Ringen, an der Wurzel versehen, so kann man um so gewisser seyn, eine nicht sehr alte Kuh vor sich zu haben.

Nun untersucht man die Zähne des Thiers, ob selbige nämlich noch alle vorhanden, nicht sehr abgenutzt und noch alle fest sind, um auch hieraus das Alter zu beurtheilen. Sodann sieht man darauf, ob das Thier einen starken Hals, ein breites Kreuz, ein glatt anliegendes, glänzendes Haar, ein muntres Ansehen, einen festen und dreisten, nicht schwankenden Gang und ein gutes Euter habe; untersucht, ob alle 4 Zitzen, Warzen, oder Striche (Streeken) gut und gangbar sind und Milch geben; ob die Kuh die Milch leicht hergiebt, sich von jedem, der zu ihr kommt, melken läßt, und nicht bei dem Melken hinten ausschlägt.

Findet man bei allen diesen Untersuchungen keine Mängel, dann ist die Kuh, dem äußern Ansehen nach, gut und untadelhaft und man kann sie mit ziemlicher Sicherheit kaufen.

Will man aber auch einigermaßen gewiß seyn, daß die Kuh viel, oder doch eine mittel-

mäßige Menge Milch gebe, so untersuche man nicht blos die Dicke der Milchadern, wie gewöhnlich geschieht, sondern man verfolge die unter dem Bauche liegende Milchader, welche man leicht finden kann, bis an die Stelle, wo sie durch eine Oeffnung in den Leib tritt. Ist diese Oeffnung ganz klein, so, daß die Milchader sich dadurch drängt, so ist auf eine milchreiche Kuh nicht zu schließen; ist die Oeffnung hingegen geräumig genug, so, daß die Ader ganz willig hindurch geht und man die Oeffnung deutlich fühlen kann, so ist man ziemlich sicher, daß das Thier milchreich sey und um so sichrer, wenn sich gleichsam zwei Milchadern unter dem Bauche fühlen lassen, oder dieselbe zwei Aeste hat.

§. 74.

Von den Erfordernissen und Eigenschaften eines guten Stiers, Bullen oder Spring-Ochsen.

Da auf die gute Beschaffenheit des männlichen Geschlechts, der Erfahrung nach, so viel bei einer guten Zuzucht ankommt, so muß ein Oekonom vor allen Dingen sich mit den Eigenschaften eines guten Stiers bekannt machen, wenn er gutes Rindvieh ziehen will. Diese sollen also in diesem §. umständlich beschrieben werden. Ein guter Spring-Ochse, muß

1) einen, mit einer breiten, krausbehaarten Stirne und schlanken, glatten Hörnern versehenen Kopf, mit feurigen und lebhaften Augen;

2) eine breite und tiefherabgehende Brust;
3) ein geraden Rücken und ein breites Kreutz;
4) kurze, stämmige und muskulöse Beine und einen festen, trotzigen Gang;
5) einen breiten, starken und nicht zu langen Hals und
6) das gehörige Alter haben, d. h. er muß wenigstens volle 2 Jahr und nicht über 6 Jahr alt seyn, weil er nach 6 Jahren zur Zucht nicht mehr taugt.

Es ist eine sehr üble Gewohnheit, einen Stier, den man selbst aufzieht und zur Zucht bestimmt hat, mit den Kühen von Jugend an auf die Weide treiben zu lassen. Dadurch wird der Begattungstrieb zu früh bei ihm rege; er fängt gemeiniglich mit dem Alter von einem Jahre an zu springen und ist dann, nach der Regel, früh Hengst, früh Wallach, mit 4 Jahren schon ein steifes, entnervtes, zur Zucht nicht weiter brauchbares Thier, wohingegen ein mit dem dritten Jahre seines Alters erst zum Springen gelassener Stier bis in das sechste Jahr brauchbar bleibt. Wo man also Gelegenheit hat, den jungen zur Zucht bestimmten Stier-Kälbern einen eignen abgesonderten Weideplatz zu verschaffen, da ist es gut, sie bis zum dritten Jahre allein weiden zu lassen, und sie auch im Stalle in gehöriger Entfernung von den Kühen zu halten. Wer durch einen angekauften Stier seine

Heerde erfrischen oder verbessern will, wird, bei aller Rücksicht auf die obigen Beschaffenheiten eines guten Zucht-Stiers, dennoch wohl thun, ihn von einem Freunde wo möglich zu kaufen, damit er desto eher versichert seyn könne, daß er auch von guter Art sey.

Die Methode, den Spring-Ochsen zwischen oder neben den Kühen im Stalle stehen zu lassen, taugt durchaus nicht. Der Begattungstrieb wird durch die Nähe der Kühe gar oft bei ihm rege, ohne daß er ihn befriedigen kann. Er entsämt sich also von selbst auf eine unnatürliche Weise und schwächt sich dadurch, weil die Kette ihn hindert, es auf eine natürliche Art und ohne Nachtheil für seine Gesundheit zu thun, gewöhnt sich die unnatürliche Befriedigung seines Geschlechtstriebes an und ist nun nichts mehr zur Begattung werth.

§. 75.

Von den Eigenschaften einer guten Zuchtkuh.

Eine gute Zuchtkuh muß den im 73. §. angegebenen Bau und Charakter haben, muß von allen körperlichen und fehlerhaften Gebrechen frei und von gehörigem Alter seyn. Nicht nur Fehler des Baues, sondern auch Fehler des Charakters und der Gesundheit, pflanzen sich gern mit der Zeugung fort. Läßt man ein Stärken-Rind zu früh zum Stier und bevor es das dritte Jahr erreicht hat, dann wird es nicht nur vor der

Zeit alt und in seinem Wachsthume gestört, sondern es wirft auch meistens schwache und elende Kälber, welche des Zuziehens nicht werth sind; läßt man hingegen aber auch das Stärken-Rind älter als zwei Jahr werden, bevor der Stier dazu kömmt, dann empfängt es nicht leicht, besonders wenn es gut genährt ist. Kann man also, den Ortsumständen nach, die Rinder nicht besonders weiden lassen, und folglich das zu frühe Begehen nicht verhüten, dann muß man den zu jung begangenen, wenn sie nicht ganz verkrüppeln sollen, sehr gute Nahrung geben. Kann man auch den Bullen-Rindern keine abgesonderte Weide geben, so muß man die zur Zucht bestimmten ebenfalls mit kräftigem Futter nebenher versehen, die zu Zug- oder Mast-Ochsen bestimmten aber kastriren oder verschneiden, wenn sie ein halbes Jahr alt sind. Es würde freilich ihrer Ausbildung sehr zuträglich seyn, wenn man ihnen ihre Mannheit bis ins Alter von 1½ Jahre ließe; allein da man sie von dem frühen Springen, ohne abgesonderte Weide, nicht abhalten kann, und dieß Springen ihrer Entwickelung noch mehr schadet, als das frühe Verschneiden, so wählt man dieß, als das kleinste Uebel.

§. 76.

Wie lange ist eine Kuh zur Zucht brauchbar?

Eine erst als zweijährig begangene Kuh, die also erst kalbet, wenn sie nahe an 3 Jahr alt

ist, und die sonst nicht etwa beschädigt und kränklich wird, kann bis zum achten, auch wol, wenn sie von besonders guter Natur ist, bis zum zehnten, ja bis zum zwölften Jahre, zur Zucht sehr brauchbar und dabei sehr ergiebig an Milch seyn. In der Regel ist es aber gut, sie nur bis zum achten Jahre zu gebrauchen, es sey denn, daß sie ganz vorzüglich gut wäre; weil man gewöhnlich so viele Kälber zuzieht, daß man die 7 bis 8 Jahr alten Kühe ausmerzen und verkaufen kann, und sie von diesem Alter noch am besten zu Gelde zu machen sind. Eine zum Ausmerzen bestimmte Kuh muß man so begehen lassen, daß sie um Weihnachten milchend wird, weil man sie dann am besten nach der Stadt, wo die Milch um Weihnachten am rarsten ist, als neumilchend verkaufen wird, indem der, welcher den Milchverkauf als Gewerbe treibt, sie meistens um diese Zeit begierig sucht und theuer bezahlt.

§. 77.

Ueber die beste Zeit, die Kühe begehen oder bespringen zu lassen.

Die Zeit der Bespringung einer Kuh richtet sich nach der Zeit, wo man sie neumilchend zu haben wünscht. Eine Kuh trägt ihr Kalb 40 Wochen oder $\frac{3}{4}$ Jahr. Wem also daran gelegen ist, wintermilchendes Vieh zu haben, weil er in der Nähe einer Stadt wohnt, und die Gelegenheit hat, die Milch im Winter am sichersten und

theuersten zu verkaufen, der muß es, durch gehörige Vorrichtungen, dahin zu bringen suchen, daß die Kühe um Weihnachten begangen werden. Er muß also entweder solche Kühe kaufen, die um Michaelis gekalbet haben, weil diese sich gewöhnlich um Weihnachten von selbst wieder nach der Begattung sehnen, oder er muß solche, bei denen er früher den Begattungstrieb merkt, vom Stiere zurückhalten, und einige Zeit vor Weihnachten kräftig und gut futtern, um den Geschlechtstrieb rege zu machen.

Wem es hingegen darum nicht zu thun ist, die Milch theuer zu verkaufen; wer die Gelegenheit dazu nicht hat, sondern gute und schmackhafte Butter zu haben wünscht, der thut am besten, seine Kühe in den Frühlingsmonaten, wo sie ohnehin am meisten zur Begattung geneigt sind, und am leichtesten konzipiren, begehen zu lassen. Er wird alsdann nicht nur dem Stiere manche unnöthige oder vergebliche Anstrengung ersparen, sondern sich selbst die Winterfutterung erleichtern, wenn das Vieh um Lichtmessen erst kalbet, weil es dann im Winter nicht so kräftiger Futterung bedarf, als wenn es um Michaelis oder Weihnachten gekalbt hat. Das Vieh wird dann noch in voller Milch seyn, wenn es auf die Weide, oder grüne Futterung kommt, und reichliche und gute Milch zum Butter- und Käsemachen liefern.

§. 78.

Vorsichtsregeln, welche bei dem Kalben der Kühe zu beobachten sind.

Sobald eine Kuh, durch starke Anschwellung des Geburtsgliedes und durch Wehen oder krampfhaftes Zusammenziehen des Hinterleibes, anzeigt, daß sie bald kalben wolle, muß ein guter Oekonom vor allen Dingen darauf achten lassen, oder selbst achten, ob das Kalb eine gute, natürliche Lage habe, und also Hoffnung da sey, daß es von selbst, und ohne Hülfe, zur Welt kommen werde, oder ob die Lage widernatürlich sey. Er muß bei der Dunkelheit, eine wohl verwahrte und gehörig helle Leuchte beständig im Stalle brennen lassen, damit man zu allen Zeiten gleich Hülfe leisten könne, wenn sie nöthig ist, jedoch die größte Vorsicht bei deren Gebrauche, dem Putzen des Lichts u. s. w. empfehlen, weil hier meistens noch mehr Heu und Stroh umher liegt, als im Pferdestalle.

Kommt das zu gebährende Kalb mit dem Maule und den beiden Vorderfüßen zuerst heraus, und steht eine Blase, die Wasserblase genannt, über diesen Theilen, dann ist die Lage gut und natürlich. Dann muß er dafür sorgen, daß alles der Natur überlassen, und durch unzeitige und übelverstandene Hülfe nichts verdorben werde. Der unverständige Kuhhirt ist hier gewöhnlich sehr geschäftig, die mit hervorkom-

mende

mende Blase zu zersprengen, weil er in dem albernen Wahn steht, das Kalb werde in dieser Blase ersticken, und die Zersprengung der Blase werde die Geburt erleichtern. Dieß schädliche, die Geburt erschwerende, Verfahren muß er auch hier auf das strengste verbieten. Das Kalb, welches in dieser Blase 40 Wochen gelegen hat, ja, was darin entstanden ist, wird sicher jetzo auch nicht darin ersticken. Es erleichtert vielmehr, wie schon oben gesagt, die Geburt außerordentlich, wenn die Blase von selbst zerspringt, weil alsdann der Gebährgang zur rechten Zeit angefeuchtet und schlüpfrig gemacht wird, und nun der Kopf, als der stärkste und dickste Theil des Kalbes, weit leichter durchschlüpft, als wenn das Wasser, durch Zersprengung der Blase, zur Unzeit weggelassen ist, und nun der Kopf trocken durchdringen soll. Ueberhaupt muß man bei dem Kalben der Kühe nicht eher Hülfe geben und zu geben erlauben, bis man sieht, daß die Kuh durch eigene Anstrengung nicht gebähren kann, und die Kräfte bei ihr nachzulassen beginnen.

Sobald man aber bemerkt, daß das Kalb eine widernatürliche Lage habe, dann muß man allerdings mit der Hülfe eilen, und deswegen will ich hier die gewöhnlichen Fälle hersetzen, und die Art zu helfen angeben.

1) Kommt das Kalb zwar mit dem Maule heraus, es zeigt sich aber zugleich nur ein

Vorderfuß, dann kann man mit Recht voraussetzen, daß der andere in dem Geburtswege irgend wogegen gestemmt sey. In diesem Falle sucht man den Kopf, der noch nicht in die Geburt getreten ist, wieder zurück zu drängen, welches gewöhnlich nicht sehr schwer hält. Ist der Kopf zurückgebracht, dann greift man mit einer durch Oel schlüpfrig gemachten, oder damit beschmierten Hand in das Geburtsglied hinein, sucht den zweiten Vorderfuß, und zieht ihn mit Vorsicht heraus. Ist dieß geschehen, so überläßt man alles wieder der Natur, und giebt der Kuh, um ihre Kräfte zu unterstützen, einige Löffel voll Branntewein zum Halse ein. Sieht man jedoch, daß die Kräfte des Thiers abnehmen, und die Geburt nicht von selbst erfolgen will, so legt man Schlingen um die Füße, um jeden eine, und läßt von einigen starken Männern das Kalb herausziehen; jedoch muß das Ziehen nicht gerade aus, sondern mehr in der Richtung nach den Hinterknieen geschehen, und zugleich muß der Kuhhirt mit einer beölten Hand beständig um den Kopf herum fahren, die Geburtstheile möglichst zu erweitern und schlüpfrig zu erhalten suchen, damit der Kopf durchgleiten könne, und so die Geburt weiter vor sich gehe.

2) Kommt das Kalb aber mit einem oder beiden Hinterfüßen voran, dann sucht man,

im ersten Falle, den zweiten zu fassen, welches auf die oben angegebene Weise geschieht, und zieht mit angelegten Tüchern, oder, wenn es nöthig ist, mit angelegten Schlingen, sowohl in diesem, als in dem Falle, wenn beide Hinterfüße gleich herausgekommen sind, das Kalb mit Gewalt hervor, indem eine solche Geburt fast nie ohne diese Hülfe zu Stande kömmt. Damit jedoch die angelegten Schlingen die Beine nicht zu sehr zerdrücken, oder verletzen, so ist es gut, an die Stelle, wo die Schlingen umgelegt werden sollen, von Leinwand ein Polster, oder ein mehrfach zusammengeschlagenes Stück alter Leinewand zu legen.

3) Liegt das Kalb mit dem Hintern vor, welches man an dem Schwanze leicht fühlen kann, so schiebt man diesen Theil zurück, um die Hinterfüße zu fassen, und zieht, wenn man sie glücklich gefaßt und herausgebracht hat, das Kalb auf die vorhin angegebene Art heraus. Es muß hierbei aber die nöthige Vorsicht bei dem Suchen und Herausholen der Hinterbeine angewandt werden, weil man sonst die noch zarten Knochen leicht zerbricht und das Kalb verliert. Gemeiniglich ist hier die Arbeit sehr beschwerlich, und deshalb muß man die Geduld nicht verlieren.

4) Hat endlich das Kalb eine ganz verkehrte Lage, und liegt mit dem Rücken, oder einer

Seite vor, dann ist meistens alle Hülfe umsonst und keine Hoffnung da, eine glückliche Geburt zu erwarten, indem die Wendung, wegen des ungeheuren Kraftaufwandes, den sie erfordert, nicht leicht möglich ist. In diesem Falle thut man am besten, die Kuh gleich zu schlachten, um sie nicht, sammt dem Kalbe, zu verlieren. Wollte man das Kalb durchaus retten, so muß man die etwas grausame Operation vornehmen, und die Kuh lebendig aufschneiden, um es lebendig herauszunehmen; denn wollte man die Kuh erst tödten, und dann das Kalb herausschneiden, so würde es bis dahin längst todt seyn.

5) Tritt etwa einer Kuh, vor dem Kalben, die Tracht oder die Mutter-Scheide (Vagina uteri) aus, welches sodann ein inkompletter Mutter-Vorfall heißt, so darf man nicht gleich fürchten, daß nun das Kalben unglücklich gehen werde. Man bringt die Tracht (Vagina) mit lauwarmer Milch und einem damit angefeuchteten leinenen Tuche, wieder zurück, und giebt der Kuh krampflindernde Mittel ein. Eine gute Hand voll des oben erwähnten Bilsen-, oder eines andern aromatischen Krautes, z. B. Chamillen, Krausemünze u. dgl. in einem Quartier Biers gekocht, und lauwarm, auf einmal, durch den Hals gegeben, lindert den Krampf am sichersten und schnellsten.

Man spritzt auch von diesem Absude, von Zeit zu Zeit, etwas in die Mutterscheide, und legt ein, halb mit Essig halb mit Wasser anfeuchtetes, Handtuch unterm Schwanze her, welches man an einem um den Hinterleib der Kuh geschnallten Gurt gehörig befestigt, damit es das fernere Heraustreten verhindere.

Will nach dem Zurückbringen die Tracht dennoch nicht zurück bleiben, und die Kuh drängt solche, wegen heftiger Krämpfe, stets wieder heraus, dann legt man ihr einen mit Sand gefüllten Sack, dessen Schwere man nach der Größe des Thiers vernünftig abmessen muß, über den Rücken. Sie kann alsdann nicht drücken, und man gewinnt Zeit, den Krampf durch innere Mittel zu lindern.

Ich habe viele Fälle gehabt, wo das Kalben recht gut ging, obgleich die Tracht vorher ausgetreten gewesen, und auf die angegebene Art zurückgebracht war, ohne daß der Zufall bei den folgenden Geburten wieder eingetreten wäre, und kann also die Behandlung mit voller Ueberzeugung empfehlen. Ungeschickte Kuhhirten und sogenannte Kuhärzte empfehlen hier gleich das Schlachten eines solchen Thiers, und bringen dadurch manchen Eigenthümer um eine brave Kuh.

Ist das Kalb, auf eine oder die andere Art, glücklich zur Welt gebracht, so bestreut man es mit etwas Salz und legt es der Mutter

vor, weil sie es dann lieber leckt. Wäre etwa das Kalb ausgeschnitten, so wäscht und reiniget man es gehörig, und stellt es bei eine andere Kuh, welche es leicht annimmt.

§. 79.

Verhaltungsregeln auf den Fall, wenn beim Kalben die Nachgeburt oder der sogenannte Hammel nicht gleich abgeht.

Nicht selten geschieht es, daß die Nachgeburt zurückbleibt und nicht gleich nach dem Kalben fortgeht. Unwissende Kuhhirten machen gewöhnlich mehr Wesens aus diesem Vorfalle, als nöthig ist, und sind gewöhnlich sehr emsig, den Abgang derselben zu fördern; sie richten aber damit mehr Unheil, als Vortheil, an. Da bei den Kühen keine sogenannte Lochien erfolgen, mithin man nicht zu fürchten hat, daß die zurückbleibende Nachgeburt deren Abgang hindern werde, so kann man sie dreist sitzen lassen, und sie wird nach und nach Stückweise abgehen. Hängt, wie gewöhnlich, ein Theil derselben heraus, so giebt man der Kuh stärkende Nahrung, wozu gekochter Rocken am meisten zu empfehlen ist, und die Nachgeburt geht bald von selbst fort. Geht sie aber darnach nicht ab, und man will sie gern fortschaffen, so faßt man das Heraushangende in die linke Hand, nimmt in die rechte einen nicht zu schweren Stock und setzt durch einige leise Schläge das noch inwendig fest-

sitzende Stück in eine gelinde Erschütterung, welches man ohne Gefahr zu verschiedenen Zeiten wiederholen kann. Bleibt aber dennoch das inwendige Stück festsitzen, so schneidet man den heraushangenden Theil ab, und erwartet, bei einer guten Nahrung der Kuh, daß das Uebrige Stückweise abgehe, welches denn auch bald, ohne allen übeln Erfolg, geschieht. Ein gewaltsames Herausholen würde offenbar weit mehr schaden, als nützen.

§. 80.

Untersuchung der Frage: ob es besser sey, das Kalb an der Mutter saugen zu lassen, oder es gleich vom Anfange an zu tränken.

Man hat ziemlich häufig die Gewohnheit, die Kälber gleich von der Mutter weg zu nehmen und sie zu tränken, ja man hat, zur Ersparung der Milch, allerlei Surrogate vorgeschlagen. Ich bin jedoch in der festen Ueberzeugung, daß das Saugen an der Mutter, in mehr als einer Rücksicht, für Kuh und Kalb zuträglicher sey, als das Tränken, und habe zu dieser Behauptung folgende Gründe:

1) Das Saugen des Kalbes ist der Natur angemessener und für die Kuh weit passender und angenehmer, als das Ausmelken mit den Fingern.

2) Die erste Milch ist dem Kalbe besonders zuträglich, und sie ist unstreitig für solches weit heilsamer, wenn es sie selbst durch Saugen

aus dem Euter zieht, als wenn es damit getränkt wird, indem sie bei dem Tränken nicht nur von ihrer Wärme, sondern, nach meiner Ueberzeugung, auch von ihrem geistigen Wesen verliert. Das Kalb gedeihet deshalb bei dem Tränken auch nie so gut, als an der Brust der Mutter.

3) Das Saugen des Kalbes veranlaßt die Kuh, das Kalb zu lecken, und dies Lecken befördert sicher dessen Gedeihen, weil es die Haut reinigt und die Ausdünstung fördert.

4) Das Saugen, da es zugleich mit einem starken Einziehen der Luft verbunden ist, befördert unstreitig den Zufluß der Milch, und verhindert das Stocken derselben in den Drüsen weit mehr, als das Ausmelken, weil der Finger nur die Milch fortschafft, die schon abgesondert ist.

5) Das Saugen erregt nicht so leicht Entzündungen in den Zitzen, oder Warzen, als das Ausmelken, weil es auf eine mehr natürliche und minder gewaltsame Art geschieht.

6) Die Milch ist von der Natur zu der ersten Nahrung des Kalbes bestimmt, und befördert wenn sie auf die natürliche Art von ihm genossen wird, dessen Ausbildung am sichersten.

Es bleibt also immer rathsamer, das Kalb an der Mutter, wenigstens eine Zeitlang, saugen zu lassen; nur halte ich es für Unrecht, wenn man die Kälber beständig nach Gefallen saugen

läßt, sowohl deshalb, weil die Kuh in der Folge nur dreimal gemelkt werden soll, als auch deshalb, weil durch das häufige Ausleeren des Euters demselben die Fähigkeit benommen wird, eine große Menge Milch zugleich zu enthalten, was doch in der Folge nothwendig wird. Eben daher rathe ich, daß man die Kälber gleich in den ersten Tagen so kurz anbinde, daß sie nicht nach eigner Lust zum Saugen gelangen können, und sie bald daran gewöhne, täglich nur dreimal zu saugen, was sehr gut thunlich ist.

§. 81.

Wie lange soll man ein Kalb saugen lassen?

Um die Frage richtig zu beantworten, sind zwei Fälle wohl von einander zu unterscheiden. Man will entweder das Kalb zuziehen, oder man will es verkaufen. Ist ersten Falle muß man es, wie viele darüber angestellte Versuche mich gelehrt haben, wenigstens 7 Wochen saugen lassen, ihm in der 8ten Woche noch die ganze Milch durch Tränken reichen, und von da an immer etwas mehr von dicker saurer Milch, nach und nach, zusetzen, dabei aber dem Kalbe etwas feines Heu und Erbsenwelle geben, um es allmählig an das Futter zu gewöhnen.

So wie es sich mehr an das Futter gewöhnt, entzieht man ihm, nach und nach, auch die saure Milch, und bringt es auf diese Art endlich ganz davon ab.

Wenn man aber das Kalb zum Verkaufen bestimmt hat, sucht man es sobald als möglich zu entwöhnen und zu verkaufen, weil der Preis des Kalbes selten die Milch bezahlt, die es verzehrt, wenn es lange gesäugt wird.

Eine nöthige Vorsichtsregel bei dem Entwöhnen ist aber, in beiden Fällen, die, daß man das entwöhnte Kalb so weit von der Mutter wegschaffe, daß eins das andern Rufen wechselseitig nicht höre, und eins des andere desto leichter vergesse, auch nicht wechselseitig durch die Sehnsucht und den Gram Schaden leide.

§. 82.

Von den gewöhnlichen Krankheiten der Kälber und deren Heilung.

Die erste und gewöhnlichste Krankheit, welche die Kälber, nach dem Entwöhnen befällt, ist ein Durchfall, oder der sogenannte weiße Dreck. Ein von mir als untrüglich gegen dieß von Schwäche herrührende Uebel gefundenes Mittel ist: daß man dem kranken Thiere täglich einen Eßlöffel voll Branntewein durch den Hals einschüttet, und damit bis zur Heilung fortfährt. Eine zweite Krankheit, die sie gewöhnlich dann befällt, wann sie auf die Weide kommen, ist das sogenannte Teig-Maal. Sie bekommen nämlich zuerst am Kopfe, und fernerhin auch an andern Theilen des Körpers, runde weiße Flecken, oder Schörfe, welche gerade die Farbe

des Brodt-Teiges haben. Der abergläubische Landmann, der diese Krankheit davon herleitet, wenn sie von Mägden, welche Teig geknetet haben, angerührt werden, bevor sie sich die Hände wieder gehörig gereinigt haben, hat wol unstreitig dieser Krankheit den Namen gegeben.

Sie ist indeß nichts anders, als ein von Schärfe in dem Körper herrührender Ausschlag, der sich durch äußerliche Mittel leicht und sicher heilen läßt; wobei sie aber, wenn er überhand nimmt, zuletzt ganz steif werden und sichtlich an Fleische abnehmen. Man muß also dem kranken Thiere schnell zu Hülfe zu kommen suchen, und dieß geschieht ganz sicher und unfehlbar durch das folgende Mittel:

Man löset 1 Loth Schießpulver in 2 Loth heißen Thrans auf, nimmt, wenn man die Salbe fertig hat, mit dem Rücken eines Messers, die weiße, schörfigte Rinde weg, und bestreicht die entblößten Stellen, worin das Blut durch die Haut scheint, mit dem Gemische oder der Salbe, und wiederholt diese Operation so oft, als die weiße Kruste wieder zum Vorscheine kommt. Selten wird man aber die Operation auch nur zum zweiten Male vorzunehmen brauchen.

§. 83.

Ob es besser sey, großes, mittelmäßiges, oder kleines Vieh zu halten.

Es suchen oft angehende, besonders junge, Landwirthe eine vorzügliche Ehre darin, großes

und starkes Rindvieh zu haben, ohne auf die Ortsumstände gehörige Rücksicht zu nehmen und zu überlegen, ob diese es auch erlauben, so großes Vieh zu halten, und ohne zu berechnen, ob denn auch die größeren Kosten, die dieß Vieh gemeiniglich erfordert, durch den größeren Milch-Ertrag, oder sonst, vergütet werden. Ein kluger Oekonom aber, der das Rindvieh nicht sowohl des Prunks, als des Nutzens wegen hält, wird und muß vor allen Dingen überlegen, ob das große Vieh auch für seine Weiden und sonstige Orts-Umstände passe, ob es nicht im Ankaufe, in der Futterung u. s. w. mehr koste, als es einbringt.

Eine langjährige Erfahrung hat mich belehrt, daß großes Schweizer- und Budjadinger-Vieh auch reichliche und fette Weiden verlange, und daß hingegen mittelgroßes Jütländisches, oder auch gut gebautes und gut genährtes Landvieh, für die Niedersächsischen und Nord-Deutschen Landwirthe, meistens das zuträglichste sey. Will man großes Vieh halten, um damit Staat machen zu können, so muß man es nicht nur beständig auf dem Stalle futtern, sondern man muß ihm auch vorzüglich gutes und reichliches Futter zu allen Zeiten geben. Untersucht man aber genau, ob es auch in Hinsicht der Milch so viel ergiebiger sey, als das mittelmäßige und kleine Vieh, als es kostbarer in der Unterhaltung ist; so wird man

bald finden, daß dieß bei weitem nicht der Fall, und folglich das mittelgroße und das kleine Vieh zuträglicher sey; besonders wenn man es durch eine gute Zuzucht möglichst zu verbessern sucht. Aus völliger Ueberzeugung empfehle ich also jedem auf seinen Nutzen bedachten Hauswirthe, sich die in seiner Gegend einheimische beste Art des Viehes anzuschaffen, sie durch eine vorsichtige Zuzucht zu erhalten, und besonders durch Anschaffung guter, für die Größe der Kühe paßlicher, und nicht etwa zu schwerer Stiere, von Zeit zu Zeit zu erneuern und zu verbessern.

§. 84.

Ist es rathsam, mehr Hornvieh zu halten, als man zur Bedüngung seines Ackers und zum Haushalte nöthig hat?

Aus demjenigen, was ich über die Rindviehzucht gesagt habe, erhellet wol ziemlich klar, daß das Rindvieh nicht nur viele Wartung und Pflege und vieles Futter erfordere, sondern daß es auch nicht wenigen Krankheiten und Gebrechlichkeiten unterworfen sey, wenn man auch die Rindvieh-Seuche, über welche ich absichtlich nichts gesagt habe, da schon so vieles darüber geschrieben ist, nicht mit in Anschlag bringt. Nimmt man nun hiezu noch, daß zum Ankauf, oder zur Heranziehung desselben, auch nicht unbeträchtliche Kosten erfordert werden, so wird man mir hoffentlich beypflichten, wenn ich behaupte: ein De-

konom müsse nicht mehr Rindvieh halten, als eine hinlängliche Bedüngung seines Ackers erfordere. Wie viel diese aber erfordere, dieß richtet sich nach den Ortsumständen und läßt sich durchaus nicht im Allgemeinen bestimmen; da nicht nur ein Boden mehr Dünger verlangt, als der andere, sondern es auch darauf ankommt, ob ein Landwirth eine gute Schäferei und sonstige Düngungs-Mittel, außer dem Rindvieh-Dünger, habe, oder nicht.

Nur da möchte die Regel, die ich eben gegeben habe, allenfalls eine Ausnahme leiden, wo ein Oekonom Gelegenheit hat, die Milch verkaufen zu können; weil hiebei, in Vergleichung mit dem Aufwande des Futters, reiner Profit übrig bleibt. Da hingegen, wo man die Milch nur als Butter und Käse absetzen kann, wird die Erfahrung sicher meine Regel bestätigen. Um ihr aber desto leichter Eingang zu verschaffen, will ich hier eine genaue Berechnung des Nutzens und Schadens, so wie mein Lokal sie ergeben hat, hersetzen und damit dieses Kapitel beschließen.

Anm. Da in dem Obigen alles, meiner Meinung nach, enthalten ist, was bei der Stallfütterung im Sommer und Winter beobachtet werden muß, so habe ich für überflüssig gehalten, eine eigene Anweisung, zur vollkommnen Stallfütterung des Rindviehes, hinzuzufügen.

§. 85.

Untersuchung

ob von Petri 1802 bis 1803 Schaden oder Vortheil bei dem in Heinde gehaltenen Hornviehstapel, welcher aus 28 Kühen, 1 dreijährigem Springochsen und aus 7 jährigen Rindern bestehet, gewesen ist.

	thlr.	mgr.	pf.
Zur Besorgung dieses Viehes wird ein Kuhhirt gehalten, welcher jährlich an Lohn erhält . . .	24	—	—
Ferner an Deputat:			
jährlich 18 Himpten Rocken, den Himpten nach den damaligen Durchschnittspreisen zu 1⅓ thlr. berechnet	24	—	—
jährl. 1 Himpten Weitzen .	1	24	—
" 1 " Wintersaame od.	1	—	—
" 1 " Erbsen .	1	18	—
" 9 " Gerste à 1 thlr.	9	—	—
" 1 " Salz . .	—	24	—
" 2 " Rüben à 4 mgr.	—	8	—
" 1 Schock Kohl . .	—	24	—
" 1 " Heringe . .	—	30	—
" 1 Schwein oder . .	4	—	—
" 2 Schnittschaafe 1⅔ thlr.	2	24	—
" 2 Himpten Lein zu säen oder	4	—	—
" 12 Ruthen Gartenland à Ruthe 4 mgr. 4 pf. . .	1	18	—
" für Butter und Käse .	8	—	—
Latus	83	26	—

	thlr.	mgr.	pf.
Transport	83	26	—
jährlich für Holz . . .	7	—	—
„ 26 halbe Achtel Bier à 15 mgr.	10	30	—
Summa	101	20	—
Desgleichen werden darauf gehalten 3 Mägde; da aber von solchen allerhand Nebenarbeiten verrichtet werden, so daß nur eins hier gerechnet werden kann, so kommen dafür in Anschlag jährlich Lohn	12	—	—
Jährlich 1 Himpten Lein zu säen oder Wöchentlich 12 Pfund Brod, trägt jährlich 624 Pfund, macht, wenn 6 Pf. zu 5 mgr. angeschlagen werden	14	16	—
Wöchentlich ¾ Pf. Butter trägt jährl. 39 Pf. à Pf. 10 mgr. . .	10	30	—
Wöchentlich 7 Käse, trägt jährlich 6 Schock 4 Stück à Schock 15 mgr.	2	19	—
Wöchentlich ¾ Pf. Fleisch, Speck oder Wurst, trägt jährlich 39 Pfund à 4 mgr.	4	12	—
Wöchentlich ½ Stübchen Bier, jährlich 26 Stübchen à 1 mgr. .	—	26	—
Für die Vorkost rechne ich täglich 1 mgr.	10	5	—
Jährlich Miethegeld . . .	—	24	—
Ueberhaupt 57 thlr. 24 mgr.			
Latus	159	8	—

	thlr.	mgr.	pf.
Transport	159	8	—
Für das Mithüten des sämmtlichen Viehes erhält der Dorfkuhhirte jährlich 4 Himpten Rocken, à Himpter 1⅓ thlr.	5	12	—
Zur Sommerfütterung hat das sämmtliche Vieh, weil solches des Mittags von der Weide zu Hause kömmt und Nachmittags, nachdem es gemolken, wieder ausgeht, erhalten, von 6 Morg. 60 Ruthen das Gras, wovon der Morgen, wenn er verpachtet wird, kostet 6 thlr. beträgt	39	—	—
Von 18 Morgen den Klee, à □ Ruthe 2 mgr. 4 pf. macht .	150	—	—
Zur Winterfutterung hat das sämmtliche Vieh erhalten an Stroh zu Häckfel und zum Einstreuen: Weitzenstroh 1 Schock 16 Bunde lang, 4 Schock 8 Bde krumm; Rockenstroh 3 Bunde lang, 1 Schock 13 Bunde krumm; Gerstenstroh 37 Schock 14 Bde lang, 14 Schock 46 Bde krumm; Haferstr. 7 Schock 48 Bde lang, 6 Schock 15 Bde krumm; Erbsenstr. 12 Schock 59 Bde krumm; dafür kömmt aber nichts in Ausgabe, weil man für			
Latus	353	20	—

	thlr.	mgr.	pf.
Transport	353	20	—
den gemachten Dünger nichts in der Einnahme berechnet hat. Auch ist für Kaff und Abharksel nichts zu berechnen.			
An Heu ist vom 25. Januar bis 25 Mai auf jede Kuh täglich 6 Pfund, und auf den Springochsen und 7 Rinder täglich auf jedes Stück 12 Pf. gegeben worden, trägt auf diese Zeit in allem 290 Centner 44 Pfund, à Centn. 18 mgr. .	145	7	1
Die trächtigen Kühe und die Rinder haben außerdem noch erhalten			
44 Himpten Gerste à Hpt. 1 thlr.	44	—	—
2 „ Erbsen à „ 1½ thlr.	3	—	—
138 „ kleine Kartoffeln à Hpt. 12 mgr.	46	—	—
50 Himpten Rüben à Hpt. 4 mgr.	5	20	—
240 Pfund Oelkuchen, welche in der Fütterung Gerstschroot gleich gerechnet à 40 Pf. 1 thlr. .	6	—	—
Vom 4ten Nov. 1802 bis den 25sten Mai 1803 haben die Kühe erhalten 5004 Eimer Branntweinswäsche; da nun mit 10 Eimern ein Ochse, der gemästet werden soll, täglich gesättigt werden kann, und für			
Latus	603	11	1

	thlr.	mgr.	pf.
Transport	603	11	1
diese Futterung wöchentlich 1 thlr. bezahlt wird, so sind obige 5004 Eimer zu berechnen mit .	71	17	3
Zum Häckselschneiden sind gebraucht 192 Handdienste à 2 mgr. 4 Pf.	13	12	—
Zum Misten 52 Handdienste à 2 mgr. 4 Pf.	3	22	—
Auf Oel zur Erleuchtung des Stalles und der Molkenkammer; auf Salz zur Butter, auf Arzenei und allerlei Ausgaben à Stück 18 mgr.	18	—	—
Für Reparatur der Geräthe; als Kuhketten, Eimer, Kiepen, Schneideladen und Butterfässer in allem	10	—	—
Die Besorgung des Molkenwerks geschieht durch eine Mamsell, welche jährlich zum Lohn erhält .	25	—	—
Auf deren Unterhalt ist nichts berechnet, weil solche die Küche und andere Nebengeschäfte, welche in der Haushaltung vorfallen, besorgt.			
Zinsen auf das Inventarium, an Vieh und Geräthe. 36 Stück Vieh sind nach den dießjährigen Preisen angeschlagen, das Stück			
Latus	744	26	4

	thlr.	mgr.	pf.
Transport	744	26	4
v. d. Kühen, zu 25 th. werth 700 thlr.			
der Springochse zu 30 —			
7 Stück Rinder à Stück angeschlagen zu 12 thlr. 84 —			
Das Geräthe an Kuhketten und Eimern . 50 —			
Summa 864 thlr.			
davon betragen die Zinsen zu 4 pr. Ct	34	20	1
Summa der Ausgabe	779	10	5
Einnahme von dem genannten Hornvieh.			
An Butter überall erhalten: 1439 Pfund, das Pfund zu 10 mgr. gerechnet	399	26	—
143 Schock kleine Käse à Schock 15 mgr.	59	21	—
Von 10 Pfund Butter 21 Stübchen Waddeke erhalten, trägt von 1439 Pfund 1007 3/10 Eimer, diese, in der Futterung für Schweinevieh, der Branntweinswäsche gleich gerechnet, so kommen dafür in Einnahme	14	19	1
Für 4 St. ausgemerztes Vieh erhalten	100	—	—
Von 24 Kälbern, wovon 5 Stück als zugezogen, wegen der als Verkauf berechneten Kühe nicht in Einnahme			
Latus	573	30	1

	thlr.	mgr.	pf.
Transport	573	30	1
kommen können, 19 Stück verkauft das Stück zu 3 thlr. .	57	—	—
An Milch ist im Haushalte und zum Verkauf consumiret 1095 Quartier à 1 mgr.	30	15	—
Von 15 Pfund Butter 18 Quartier Buttermilch erhalten, trägt von 1439 Pfund 1726 4/5 Quartier, das Quartier wird verkauft zu 2 Pf. macht	11	35	5
Die hiesige Gemeinde bezahlt jährlich für das Halten des Springochsen	18	—	—
Der Dünger ist nicht in Einnahme gebracht, weil das Stroh u. s. w. nicht in Ausgabe gebracht worden.			
Summa der Einnahme	691	8	6
" " Ausgabe	779	10	5
damit verglichen, ist Schaden beim hiesigen Hornviehstapel . .	88	1	7

Bemerk. Bei dieser Berechnung ist nun noch nicht das geringste auf Unfälle, auf krepirte Kühe oder Kälber, u. dgl. gerechnet worden. Diese Unfälle sind aber in manchem Haushalt, wo man auf die Gesundheit des Viehes nicht ganz aufmerksam ist, oder wohl gar dem Kuhhirten die Heilung des kranken Viehes allein überläßt, nicht gering, und mehren also den Schaden noch um ein ansehnliches.

Drittes Kapitel.

Von der Schweinezucht und dem, was dabei zu beobachten ist.

§. 86.

Einleitung.

Daß ein Landhaushalt nicht wohl, ohne Einschlachten von Schweinen, betrieben werden könne, und das Schweinefleisch, unter mancherlei Gestalt zubereitet, eine angenehme Speise, Speck und Schmalz aber zu mancherlei Gebrauch nützlich sey, lehrt die Erfahrung. Es werden deshalb auch wohl in jedem einigermaßen großen Haushalte Schweine zugezogen, und folglich kann die Schweinezucht immer als ein nöthiger Theil des Landhaushalts betrachtet werden. Ich werde daher auch hierüber das mir nöthig scheinende sagen.

§. 87.

Ist es unbedingt vortheilhaft und rathsam, eine große Schweinezucht zu halten, und Schweine zum Verkaufe zuzuziehen?

So nöthig auch die Schweinezucht zum eigenen Hausbedarfe seyn mag, so ist doch die Zucht zum Verkaufe, auf keine Weise, unbedingt zu

empfehlen. Nur da, wo eine ansehnliche Brauerei ist, welche durch ihren Abfall einen großen Theil der für die Schweine nöthigen Futterung liefert, ist es rathsam, Schweine zum Verkaufe zuzuziehen; wo diese aber fehlt, da ist es durchaus nicht zu rathen, weil meistens mehr Schaden, als Vortheil dabei seyn wird. Hier wird man also wohl thun, blos die zum eigenen Hausbedarfe nöthigen Schweine zuzuziehen.

§. 88.

Von der guten Einrichtung eines Schweinehauses.

Ein gutes Schweinehaus muß

1) wo möglich, so angelegt werden, daß es nicht zu kalt sey. Es muß also, wenn es das Lokal erlaubt, so angebracht werden, daß es dem Nord- und Nordwestwinde nicht zu sehr ausgesetzt sey, indem die zarten Ferkel gar zu leicht von der Kälte leiden. Es muß ebendeshalb auch

2) nicht zu hoch seyn, damit der Raum desto leichter von der Ausdünstung erwärmt werde. Sieben Fuß Höhe sind hinlänglich, mehr Höhe ist eher schädlich als nützlich. Es muß aber

3) mit gehörigen Klappen versehen seyn, um nöthigen Falls, Zugluft machen zu können, wenn es zu warm ist. Es muß ferner

4) folgende Abtheilungen haben:

A) Zwei gut eingerichtete, hinlänglich geräumige Futter-Tennen, eine für die alten Schweine, nämlich Säue und Fasel, und eine für die Ferkel. Jede derselben muß da, wo man Steinplatten haben kann, mit diesen, wo man diese aber nicht haben kann, mit Backsteinen ganz glatt und so gepflastert seyn, daß sie von allen Seiten, nach der Mitte zu, um 1 Zoll abhängig sey, damit, wenn naß gefuttert wird, die Feuchtigkeit sich in der Mitte sammeln, und dort eingeschlürft werden könne. Auf einer von rauhen Steinen gepflasterten Tenne werden die Ferkel leicht schiefe Rüssel kriegen.

B) Zwischen den Futter-Tennen muß, in einer der Thür zunächst liegenden Ecke, eine hinlänglich geräumige, ausgemauerte und ausgepflasterte Trebergruft oder Seigrube, und ein hinlänglich großes Tränkfaß angebracht werden. Die Trebergruft muß aber auch eine $2\frac{1}{2}$ Fuß hohe, mit einem Schlinge, oder Rande, versehene und ausgemauerte Einfassung haben, damit die Schweine nicht an die vorräthigen Trebern kommen können. In der Einfassung muß, nach jeder der beiden Tennen zu, eine hinlänglich große Klappe seyn, damit die Trebern bequem heraus auf die Tennen geworfen werden können. Da, wo man nur eine Futter-Tenne hat, muß, wenn die größeren Schweine die Fer-

kel nicht vom Futter wegbeißen sollen, zweimal gefuttert werden, und dieß hat seine große Unbequemlichkeit.

C) Eine der Zahl der Zuchtsäue angemessene Anzahl von Zuchtkothen, deren jede im Innern 6 Fuß lang, 4 Fuß breit und 4½ Fuß hoch, auch mit einem Loche am Boden, zum Aus- und Einlaufen der Ferkel, versehen seyn muß. Jedes solcher Löcher muß mit einem, in einem Falz gehenden Schieber versehen, und etwa 6 Zoll breit und 7 Zoll hoch seyn. Daß ohnedem jede der Zuchtkothen eine Thür, zum Ein- und Auslassen der Sau, haben müsse, versteht sich von selbst. Einer Krippe bedarf sie aber deshalb nicht, weil die Säue auf der Futter-Tenne ihr Futter gewöhnlich bekommen. Zu hoch dürfen die Kothen nicht seyn, um nicht zu kalt im Winter zu seyn. Alle Zuchtkothen müssen einen gemeinsamen, mit einer Thür versehenen, Ausgang nach der Futtertenne, und 2 und 2 Reihen einen, etwa 6 Fuß breiten, Gang zwischen sich haben, theils um den Ferkeln zum Herumlaufen, und theils um zur Reinigung der Kothen zu dienen.

D) Zwei abgesonderte, hinlänglich geräumige, jedoch auch nicht zu große Ställe, einen für die Ferkel, oder die jungen, noch nicht jährigen Schweine, und einen für das kleine

und große Fasel, d. i. die Schweine vom ersten und zweiten Jahre, für die über zweijährigen und für die nicht begangenen Säue. Jeder derselben muß einen besonderen Eingang, und jeder einen Ausgang auf die, für die Sorte der darin enthaltenen Schweine bestimmte, Futter-Tenne haben, damit sie nicht auf die unrechte Futter-Tenne kommen, und die Kleinen nicht von den Großen im Fressen gestört werden.

E) Einen eigenen Stall für die Kempen, die auch auf der Futter-Tenne besonders gefuttert werden, damit nicht das Bespringen, und folglich auch das Ferkeln, Jahr-aus Jahr-ein daure.

Man pflegt gewöhnlich einen der Mastställe dazu zu nehmen; allein es ist besser, wenn die Mastställe ganz allein liegen, und der Schweinemeister nichts mit der Mastung zu thun hat, damit er nicht Gelegenheit habe, dem Mastviehe etwas zu entwenden, und es den Kempen, den Säuen, oder den Faseln und den Ferkeln zuzuwenden. Dieß ist immer eine schädliche Unordnung, die ein guter Oekonom verhüten muß, weil er schon von selbst dahin sehen wird, daß jede Sorte des Schweineviehes das ihr gebührende Futter bekomme. Es versteht sich übrigens, daß sowohl die Zuchtkothen, als die sämmtlichen

Ställe, so angelegt seyn müssen, daß das in jedem enthaltene Vieh daraus unmittelbar, und ohne eine andere Sorte des Viehes zu beunruhigen, zu und von der Futter-Tenne, aus und in seinen Stall zurück kommen könne; wornach ein irgend geschickter Baumeister die Anlage leicht zu machen im Stande seyn wird.

F) Einen hinlänglich geräumigen Kaffboden, d. i. einen Boden zur Aufbewahrung des Kaffs, oder des Abfalls vom Korne. Dieser muß so angelegt werden, daß man durch Röhren, welche auf die Futter-Tennen gehen, den Kaff mit leichter Mühe auf solche bringen könne.

§. 89.

Wie ein guter Zuchtkempe, oder Bäre, beschaffen seyn, und wie er behandelt werden müsse, um gute Dienste zu leisten.

Ein guter Zuchtkempe muß lang gestreckt seyn, ein spitzes Kreutz, kurze Beine, langen Kopf, breite Ohren und feurige Augen haben. Er muß von allen Gesundheitsfehlern, insbesondere von skrophulösen Geschwülsten am Halse und sonst frei seyn, weil alle dergleichen Fehler sich forterben. Er muß eben deshalb auch von einer Sau gefallen seyn, die recht viele Ferkel wirft, viele Milch hat und ganz gesund ist, auch keine Untugenden oder Charakter- (Temperaments-)

Fehler an sich hat; weil die Erfahrung lehrt, daß auch dieß auf die Güte eines Zuchtkempen Einfluß hat. Zieht man also einen Kempen selbst zu, so muß man genau darauf Acht haben, daß er von einer guten Sau gefallen sey; kauft man hingegen einen, theils um die Art zu verbessern, theils um sie von Zeit zu Zeit zu erfrischen, so muß man ihn von einem Freunde oder Bekannten, nach vorheriger Bestellung, kaufen, um sicher zu seyn, daß er von einer guten Sau sey. Dabei muß man aber dennoch dem Schweinemeister, gleich im voraus, ein sogenanntes gutes Schwanzgeld geben, damit auch dieser geneigt werde, einen Kempen von der besten Race herzugeben; denn diese Leute kennen immer die Tugenden und die Abkunft der einzelnen Thiere besser, als die Herrn, oder die Verwalter selbst.

Daß man einen Zuchtkempen von seiner Jugend an gut futtern, und dadurch seine volle Ausbildung befördern, ihn auch von den Säuen, so lange er noch nicht gehörig ausgebildet ist, zurückhalten müsse, versteht sich, nach dem, was schon bei der Rindviehzucht über die Schädlichkeit der zu frühen Erregung des Geschlechtstriebes gesagt worden ist, wohl von selbst. Es ist aber dieser Umstand hier besonders zu merken, weil vor allen die jungen Kempenferkel gar zu früh reiten, d. h. den Geschlechtstrieb ausüben, wenn sie Gelegenheit dazu haben.

§. 90.

Wie viele Säue ein Zuchtkempe, ohne von seiner Kraft zu sehr zu verlieren, oder ohne übermäßige Anstrengung bedienen könne.

Wenn die Kempen nicht zu früh zum Reiten gelassen; wenn sie abgesondert und gehörig nahrhaft gefuttert und nur jährlich zweimal, oder noch besser nur einmal, auf 8 bis 14 Tage zu den Säuen gelassen werden, dann kann jeder ohne Schaden zehn Säue bedienen. Wollte man sie aber beständig zwischen den Säuen herum laufen lassen, dann würden sie sich oft vergeblich erhitzen, und dann würde einer zehn Säuen nicht lange genügen, weil diese Thiere vor allen andern sehr hitzig und zur Begattung sehr geneigt sind.

§. 91.

Wie früh und wie lange ist ein Kempe, der sonst von guter Art ist und gut genährt wird, zur Zucht brauchbar?

Man läßt meistens die jungen Zuchtkempen schon zwischen die Zucht-Säue, wenn sie ein halbes Jahr alt sind, und schließt daraus, weil sie, ob sie gleich von diesem Alter schon zu reiten anfangen, sich dennoch ausbilden und oft sehr groß werden, daß dieß unschädlich sey; allein ich kann diese Gewohnheit nicht billigen, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Ein so früh reitendes Thier wird sicher im dritten oder vierten Jahre ganz abgenutzt seyn,

wo es, der Natur nach, erst seine Dienste zu leisten anfangen sollte, und es muß nothwendig an seiner Ausbildung leiden; und

2) ein solches unvollkommnes Thier wird, wie ein aufmerksamer Beobachter bald wahrnehmen kann und muß, keine so gute Ferkel generiren, als ein schon besser ausgebildetes. Man wird also durch dergleichen zu frühes Zulassen der jungen Kempen zu den Säuen, die Race gewiß nicht verbessern, sondern deren Verschlechterung veranlassen.

Man könnte sagen: wenn nun aber der Begattungstrieb bei den jungen Kempen so früh rege ist, was hält ihn denn im wilden Zustande zurück? Allein, hierauf erwiedere ich: dort muß er seine Nahrung selbst, unter mancherlei Nachstellungen und Schwierigkeiten, suchen, mit Wind und Wetter kämpfen und die Sau aufsuchen; anstatt daß er im gezähmten Zustande sein Futter meistens nicht weit suchen darf, besser gehegt und gepflegt wird, und die Säue immer in der Nähe hat. Dort wird also der Begattungstrieb bei ihm eben so wohl später rege werden, als er bei dem männlichen Geschlechte der noch in Wäldern zerstreut lebenden Völker es von jeher ward und noch wird.

Wollten wir der Natur folgen, so sollten wir billig den zur Zucht bestimmten Kempen nicht eher zu den Säuen lassen, bis er zwei Jahr alt

wäre; weil er nur dann erst seine Ausbildung etwas vollkommen erreicht hat, dann würde sich die Race sicher am besten erhalten, und ein solcher Kempe würde lange brauchbar seyn; allein, da man die jungen Zuchtkempen nicht gern lange umsonst futtert, sie auch meistens zu unbändig werden, wenn sie über ein Jahr alt sind und nicht zu den Säuen gelassen werden, und es doch schwer ist, sie bis ins dritte Jahr in gänzlicher Unbekanntschaft mit den Säuen zu erhalten, man auch einen zur Zucht gebrauchten Kempen deswegen nicht gern zu alt werden läßt, damit man ihn noch mästen und auch nach seinem Tode noch benutzen könne; so halte ich für gut, ihn zu den Säuen zu lassen, wenn er jährig ist, und ihn dann bis an das fünfte Jahr zu gebrauchen, weil man ja Gelegenheit genug hat, junge Kempen zuzuziehen.

§. 92.

Von den Eigenschaften und der Behandlung einer guten Zuchtsau oder des Mutterschweins.

Dem äußerlichen Baue nach muß die Zuchtsau völlig so gebildet seyn, als der oben beschriebene gute Zuchtkempe; übrigens aber muthig auf jeden sie anbellenden Hund losgehen. Sie muß, sowohl wie dieser, von fruchtbarer und fehlerfreien Art seyn. Man hat demnach, entweder bei der eigenen Zuziehung, oder beim Ankaufe, die im 89. §. angegebene Vorsicht anzuwenden.

Sie muß überdem von Jugend auf gute und zweckmäßige Nahrung genossen haben, damit ihre Ausbildung auf alle Weise gefördert werde. Vor allen Dingen muß sie aber vor dem zu frühen Reiten, oder Begatten, gehütet werden, damit sie nicht zu früh trächtig und dadurch auf immer verkrüppelt werde. Es ist deshalb auch die üble Gewohnheit nicht zu dulden, daß die Zuchtkempen im Sommer zwischen der Heerde gehen. Man muß sie auf dem Stalle behalten, und sie nur dann auf der Futter-Tenne zwischen die zur Begattung bestimmten Säue lassen, wenn es Zeit ist.

§. 93.

Wie früh, wie oft und wie lange eine Sau zur Zucht gebraucht werden dürfe?

Wenn ein Sau-Ferkel recht gut genährt wird, bildet es sich freilich in Jahres-Frist schon so weit aus, daß man es zum Kempen, ohne gar großen Schaden, lassen kann; allein man wird doch besser thun, es nicht eher, als im Alter von $1\frac{1}{2}$ Jahre, zum Bären zu lassen, weil es doch eigentlich bis ins dritte Jahr wächst, und es dennoch recht gut bis dahin zu nähren. Dann wird man gute und gesunde Ferkel bekommen.

Gewöhnlich läßt man die Säue jährlich zweimal reiten; aber auch dieß ist nicht wohl anzurathen, wenn sonst eine Sau recht gute Ferkel werfen und lange brauchbar bleiben soll. Eine

im

im Alter von 1½ Jahre zum erstenmale zum Kempen gelassene, jährlich nur einmal begangene, und sonst gut gehaltene Sau, bleibt, wenn sie nicht etwa Fehler durch Zufall oder dgl., bekommt, bis ins 8te Jahr zur Zucht brauchbar, und liefert gute und starke Ferkel; eine Sau hingegen, die schon als jährig begangen ist, und jährlich zweimal geworfen oder geferkt hat, wird keine so vollkommne und dauerhafte Ferkel werfen, und, selbst wenn sie auch gut gefuttert wird, schon im 5ten oder 6ten Jahre abgenutzt seyn.

§. 94.

Wie lange trägt eine Sau; wie oft wirft sie in 1 Jahre; woran erkennt man, ob sie trächtig ist, und welches ist die beste Zeit, sie reiten zu lassen?

Eine Sau trägt ihre Ferkel 16 Wochen lang, und der Zeitpunkt ihrer Trächtigkeit ist von da an zu rechnen, wo sie den Kempen nicht weiter zuläßt. Eben deshalb wirft sie gewöhnlich in einem Jahre zweimal, nämlich um Lichtmeß und Jakobi, wenn man ihr gutes Futter giebt, und ihr völlige Freiheit läßt. Es ist jedoch, in mehr als einer Hinsicht, nicht rathsam, sie mehr, als einmal, jährlich werfen zu lassen. Erstlich deshalb nicht, weil sie, wie schon gesagt ist, aldann vor der Zeit abgenutzt wird und nicht so gute Ferkel wirft, als eine Sau, die jährlich nur einmal wirft; zweitens deshalb nicht, weil die um Jakobi geworfenen Ferkel, wie die

Erfahrung lehrt, nicht so dauerhaft und derbe sind, als die um Lichtmeß oder Mariä Reinigungs-Tag geworfenen, und drittens, weil die um Jakobi geworfenen weit kostbarer zu erhalten, oder aufzuziehen sind. Ein Lichtmeß-Ferkel wird von seiner Geburt an derb gewöhnt und durch die Kälte abgehärtet, erträgt also leicht jede Art der Witterung; ein Jakobi-Ferkel hingegen wird, von der Geburt an, an weiche Witterung gewöhnt, und erträgt nachher die unfreundliche und kalte Witterung nicht gut. Ein Lichtmeß-Ferkel geht im May mit der Mutter auf die Weide und um Jakobi in die Stoppeln, erhält sich also, den Sommer hindurch, sehr leicht, wenn es nur am Abend ein kleines Futter, aus Kaff und Brau-Trebern, bekommt; ein Jakobi-Ferkel hingegen muß, den Winter hindurch, vom Korn-Boden ernährt werden, wird also weit theurer, bis es heranwächst, um es verkaufen zu können.

Wenn also die Schweine nicht sehr gesucht werden, und nicht hoch im Preise sind, so ist es nicht rathsam, eine Sau mehr als einmal jährlich werfen zu lassen. Dann läßt man sie nur um Lichtmeß werfen, und folglich im Ausgange des Septembers, oder im Anfange des Octobers, reiten.

§. 95.

Von der Behandlung der trächtigen Säue.

Eine Sau, welche gute, kräftige und gesunde Ferkel werfen und reichliche Milch haben

soll, muß, wenigstens im letzten Monate der Trächtigkeit, besser als gewöhnlich, und mit Korn gefuttert werden. Will man in dem letzten Monate das Futter sparen, so läuft man nicht nur Gefahr, daß die Sau elende Ferkel werfe, sondern auch, daß sie ihre eigenen Jungen auffresse. Hat sie aber diese Untugend einmal angenommen, dann behält sie solche auf immer an sich, und dann ist es gut, sie auszumerzen. Vierzehn Tage vor dem Wurfe muß jede trächtige Sau ihr eigenes Behältniß bekommen, das heißt: sie muß in ihre Zuchtkothe quartiert werden, worin sie wirft und die Jungen aufzieht. In diese Kothe muß man hinlänglich frisches Stroh schaffen, damit sie sich ihr Wochenbette daraus selbst, nach Belieben, bereiten könne. Das Stroh zu dem Lager, oder Bette, muß Weizen- oder Roggen-Stroh seyn, nicht aber Gerste oder Hafer-Stroh, weil die Ferkel, wie die Erfahrung lehrt, nach diesem letzten gern einen Haut-Ausschlag bekommen, der vermuthlich von den zwischen diesem Stroh befindlichen Grannen herrührt, welche sich in die Haut der jungen Ferkel setzen, und da eine Entzündung veranlassen. Am allerwenigsten darf man ihnen schon von den Schaafen ausgefressenes Stroh zum Lager geben, weil sie davon die wahre Krätze zu bekommen pflegen.

Sodann muß man von der Zuchtkothe jedes andere Schwein abhalten, damit das zubereitete Lager nicht in Unordnung gebracht werde; denn sonst wird die Sau unruhig, und gar leicht, wenn sie gerade in dieser Unruhe zum Werfen kommt, bewogen, ihre Jungen aufzureiben, oder wohl gar aufzufressen. Der Wärter muß deshalb genau dahin sehen, daß jede Sau am Abend in die ihr einmal angewiesene Zuchtkothe komme, und keine Veränderung vorgehe. Diese Aufsicht ist jedoch nur einige Tage lang nöthig, weil nachher jede Sau ihre eigene Kothe kennt und wüthend zurückgetrieben wird, wenn sie in die Kothe einer andern gehen will.

Da auch jede ältere Sau diejenige Zuchtkothe, worin sie einmal geworfen hat, von selbst wieder sucht und kennt, so ist es nur nöthig, jeder jungen, zum erstenmale werfenden, Sau eine eigene Kothe anzuweisen, damit diese nicht einer ältern in die ihrige komme und von ihr beschädigt werde.

§. 96.

Wie viele Ferkel eine gute Sau werfen müsse, und bei gehöriger Pflege ernähren könne.

Der Regel nach, hat eine Sau 10 Zitzen, oder Warzen. Sie scheint also von der Natur bestimmt zu seyn, 10 Ferkel zu ernähren, und dieß ist denn auch die Zahl, die sie, bei guter Pflege, ohne Nachtheil ernähren kann.

Es giebt jedoch auch Säue, welche 12 ja wohl 14 Zitzen haben, und dann auch gewöhnlich so viele Junge werfen. Ja, zuweilen geschieht es wohl, daß eine Sau ein oder zwei Ferkel mehr wirft, als sie Zitzen hat, und man hat wohl Beispiele, daß eine Sau 16 Ferkel geworfen hat und nur 14 Zitzen hatte.

Da nun aber jedes Ferkel gleich von dem Wurfe an, seinen eignen Zitzen einnimmt, und sich tapfer wehrt, wenn ein anderes sich an solchen drängt, auch selbst von der Sau Beistand erhält, wenn es sich gegen die zudringlichen Schmarotzer nicht allein vertheidigen, und sich in dem Besitze seiner Warze erhalten kann; so müssen, sobald mehr Ferkel als Zitzen da sind, diejenigen, welche nicht gleich einen Zitzen in Besitz genommen haben, anderswo untergebracht werden, weil sie sonst krepiren oder verhungern müssen. Dafür muß also der Schweinemeister sorgen, und deshalb bei dem Werfen der Säue genau aufpassen.

§. 97.

Ob man Ferkel von einer Sau zu einer anderen legen, und solche dort groß säugen lassen könne.

Die Erfahrung lehrt, daß eine Sau, deren Zitzen nicht alle besetzt sind; weil sie entweder weniger Ferkel geworfen hat, als Zitzen da sind, wie dieß gewöhnlich bei jungen Säuen, die zum erstenmale werfen, der Fall ist; oder weil von den

Ferkeln durch Zufall und sonst welche gestorben sind, gern fremde Ferkel annimmt und groß säugt. Es müssen aber diese fremden Ferkel gleich in den ersten acht Tagen nach ihrem Wurfe zu ihr gelegt werden, ehe die unbesetzten Zitzen aufgesiehet, oder ausgetrocknet sind, weil sie solche sonst nicht mehr annimmt.

Diese Erfahrung benutzen nun geschickte und vorsichtige Schweinemeister dazu, die Ferkel von allen Säuen, sobald sie abgeferkt haben, so zu vertheilen, daß jede gleichviel zu ernähren habe, damit, weil sie alle gleiches Futter empfangen, eine Sau vor der andern nicht belästigt sey und eben dadurch nicht zurückkomme. Wo also der Schweinemeister nicht selbst so vernünftig und vorsichtig ist, da muß man ihn dazu anhalten.

Um nun aber die Ferkel unter die Säue gleich vertheilen zu können, wird nothwendig erfordert, daß alle um die nämliche Zeit werfen, und eben deshalb ist es gut, die Kempen nur zu einer bestimmten Zeit zu ihnen zu lassen, damit alle zugleich, und binnen acht Tagen, begangen werden.

§. 98.

Von der Behandlung der säugenden Säue.

Es ist leicht zu begreifen, daß eine säugende Sau, wenn sie ihre Ferkel gehörig nähren soll, auch selbst gute Nahrung haben müsse, um die nöthige Milch absondern zu können. Zu dem

Ende muß nun jede täglich 3 Pfund Schroot, aus Bohnen oder Gerste, nebst hinlänglichem Kaff und Brautrebern, zum Futter haben, und dieß muß ihr mit hinlänglicher Wäsche, oder Spülicht, oder auch, wo dieses nicht vorhanden ist, mit hinreichendem Wasser aus dem Tränkfasse angefeuchtet werden. Weil es aber zu umständlich seyn würde, jeder Sau ihr Futter besonders zu reichen, so füttert man sie gemeinschaftlich, jedoch abgesondert von den übrigen Schweinen, auf der gemeinsamen Futtertenne, und rechnet auf jede 3 Pfund von dem bemeldeten Schroot, ohne das Kaff und die Trebern. Man erreicht durch dieß gemeinsame Futtern auch den Nutzen, daß die Ferkel sich auf der Tenne, nach und nach, an das Futter gewöhnen. In den ersten 14 Tagen pflegt man die Ferkel aber nicht mit auf die Futtertenne zu lassen, und deshalb den gemeinsamen Ausgang aus den Zuchtkothen auf die Futtertenne zu bewachen und sie zurückzujagen, wenn die Säue zum Futter gelassen werden.

§. 99.

Wie lange die Ferkel saugen müssen?

Wenn die Ferkel gut gedeihen und nicht verkrüppeln sollen, so müssen sie volle 7 Wochen saugen. Länger brauchen aber auch diejenigen nicht zu saugen, welche man zur Zuzucht bestimmt hat; weil sie in dieser Zeit schon hinläng-

lich herangewachsen und an das Fressen gewöhnt sind, also ohne Muttermilch fertig werden können.

§. 100.

Dürfen die noch saugenden Ferkel mit von dem Futter ihrer Mutter fressen, und wofür hat man sie zu hüten?

Sobald die Ferkel über 14 Tage alt sind, läßt man sie mit den Müttern auf die Futtertenne, damit sie sich nach und nach an das Futter gewöhnen, und den Müttern weniger lästig fallen. Sie gewöhnen sich auch, durch den Trieb zur Nachahmung, oder den Instinkt, geleitet, gar bald an das Fressen. Man muß sie aber hüten, daß sie bis an die achte Woche ihres Alters, d. i. bis zur Entwöhnung, kein kaltes Wasser saufen, weil sie sonst den Durchfall bekommen und verkrüppeln; indem das kalte Wasser ihrem Magen und Gedärmen auf eins zu viel Wärmestoff entzieht, folglich sie in einen asthenischen, oder geschwächten Zustand versetzt. Bei aller Vorsicht bekommen sie doch gewöhnlich in der dritten Woche ihres Alters einen Durchfall. Dieser wird dann am leichtesten und besten dadurch geheilt, daß man den Säuen einige Tage lang weiße Erbsen zu fressen giebt.

§. 101.

Von der Behandlung und Fütterung der entwöhnten Ferkel.

In den ersten 14 Tagen nach der Entwöhnung, müssen die Ferkel, weil ihnen nun ihre

Lieblings-Nahrung, die Muttermilch, entgeht, eine vorzüglich gute Nahrung haben, um nicht herunterzukommen oder abzufallen. Man giebt ihnen also reine, ungeschrootene Gerste, nicht aber Gerstenschroot, und reines, klares Wasser, am sichersten Fluß- oder Teichwasser, zu saufen.

Mancher möchte glauben, Schroot sey ihnen zuträglicher, weil es für die jungen Thiere leichter zu verdauen sey; allein dieß ist durchaus der Fall nicht, sondern ganze Gerste ist für sie weit gedeihlicher, und zwar aus folgenden Ursachen:

1) Die Ferkel kauen, mit ihren noch jungen und schwachen Zähnen, die Gerste weit feiner, als sie die Mühle schrooten kann, und sie können solche bei weitem nicht so leicht ungekaut niederschlucken, als das Schroot.

2) Da die Gerste längeres Kauen erfordert, als das Schroot, so werden die Speicheldrüsen mehr gereizt, und folglich wird dem durch das Kauen gemachten Brei weit mehr Speichel beigefügt, als dem weniger gekauten Schroot; durch diesen beigefügten Speichel wird aber die Verdauung außerordentlich erleichtert.

3) Bei dem Futtern mit geschrootener Gerste kommt gar zu leicht trocknes Schroot in den Magen der Ferkeln, welches sich dann zu einem Klumpen, oder zu einer Nudel bildet, weil den Ferkeln in diesem Alter vieles Sau-

fer nicht gut ist, also die Nudel leicht entsteht, den Magen beschwert und dadurch schädlich wird.

Kurz, vernünftige Gründe lehren, und die Erfahrung bestätigt es, daß das Futtern ungeschrootener Gerste bei weitem für die entwöhnten Ferkel zuträglicher sey, als der geschrootenen und wer sich davon selbst überzeugen zu müssen glaubt, der futtere von zwei entwöhnten Ferkeln eins mit Schroot und das andere mit Gerste und öffne dann beide, so wird er bald sehen, mit wessen Magen es am besten stehe.

Auf 50 Stück dieser entwöhnten Ferkel gehört zum aller mindesten $\frac{3}{4}$ eines Braunschweigischen Himptens Gerste.

Sind sie 14 Tage lang mit reiner Gerste genährt, dann bekommen sie Brautrebern und trocknes Kaff, mit Gerste oder etwas Gerstenschroot vermengt, und nach und nach von den letzten beiden Stücken etwas weniger, um sie an die minder substantiöse Nahrung zu gewöhnen. Im Ganzen rechnet man auf jede Sau von der Zeit des Wurfs an, bis dahin, daß die Ferkel auf Kaff und Trebern gesetzet, oder auf die Weide getrieben werden, so viele Himpten Gerste, als die Sau mit dem Ferkeln Stücke ausmacht. Diese Quantität muß der Schweinemeister so eintheilen, daß er damit bis dahin auskomme. Gehen die Ferkel auf die Weide,

dann bekommen sie, so lange die Weidezeit dauert, Morgens vor dem Austreiben, und Abends nach dem Eintreiben, ein Futter aus Kaff, Trebern und Spülicht und im Winter täglich zweimal ein Futter aus dem nämlichen Gemische, wobei sie dann das zwei- bis drey-jährige Alter erreichen, um entweder verkauft, oder für den Haushalt gemästet zu werden.

§. 102.

Von der Krankheit, welche die Ferkel gemeiniglich bei dem Entwöhnen bekommen und deren Heilung.

Fast durchgängig und unausbleiblich bekommen die Ferkel, wenn sie von der Muttermilch ab- und auf anderes Futter gesetzt werden, einen Durchfall, oder den sogenannten weißen Dreck.

Man streut ihnen dann gewöhnlich Büchenasche auf das Futter, und stopft damit auch wohl den Durchfall; allein man veranlaßt dadurch auch oft üble Folgen, Verstopfung und siechen Zustand. Sicherer, und ohne alle üble Zufälle, heilt man das Uebel, wenn man ihnen 3 oder 4 Tage hinter einander weiße Erbsen, anstatt des sonstigen Futters, und dabei äußerst wenig zu saufen giebt.

Will man die Sache medizinisch behandeln, so quelle man ihnen Gerste, in einem starken Absude von Weidenrinden, auf und lasse sie diese fressen.

§. 103.

Von der Behandlung der Säue nach dem Entwöhnen der Ferkel.

Gleich nach dem Entwöhnen muß den Säuen das Kornfutter entzogen werden, damit ihnen die Milch desto eher vergehe, und keine Milchverhärtungen und Geschwüre in den Zitzen verursache. Sollte aber eine Sau während dem Säugen sehr mager geworden seyn, dann muß man ihr, wenn man sieht, daß die Milch vergangen ist, durch etwas Korn unter dem Futter, wieder aufzuhelfen suchen. Gar selten entstehen bei den Säuen Milchgeschwüre; wenn sie aber entstehen, dann sind sie gewöhnlich mit sehr starken Entzündungen und starkem Geschwulste vergesellschaftet. Diese Entzündungen sind jedoch gar nicht gefährlich. Im ersten Anfange begießt man sie fleißig mit kaltem Wasser, um sie zu vermindern und zu zertheilen; wenn aber dennoch Geschwüre entstehen, so schneidet man sie auf, läßt den Eiter heraus und wäscht die Wunde mit Salzwasser aus, dann heilt die Natur alles von selbst.

§. 104.

In welchem Alter man die Ferkel am besten schneiden oder kastriren lassen könne, und worauf dabei nothwendig zu achten sey.

Die sämmtlichen Ferkel, welche man nicht etwa zur Zucht bestimmt hat, müssen bekanntlich verschnitten werden, um desto besser und sicherer

dereinst gemästet werden zu können. Dieß Verschneiden geschieht am besten in dem Alter von 10 bis 11 Wochen, sowohl deshalb, weil es den Ferkeln dann weniger empfindlich ist, als auch, weil die Natur die Wunden leichter heilt, indem noch keine Absonderung der Säfte nach den Geburtstheilen eingetreten, oder doch bis dahin sehr unbedeutend ist. Den Kempen-Ferkeln werden bekanntlich die Hoden oder Testikeln genommen, und diese Operation ist sehr einfach. Man schneidet die Häute des Beutels oder Scroti auf, löset auf jeder Seite den Testikel heraus, und schmiert etwas flüssigen Theer in die Wunde, oder gießt besser ein wenig Oel hinein; welches letztere aber bei der fabrikmäßigen Kastration nicht zu geschehen pflegt, indem es zu viel Zeit wegnehmen würde.

Bei der Operation muß man jedoch darauf halten, daß die zu den Hoden gehenden Saamenstränge lang genug mit herausgezogen und weggenommen werden. Bleibt zu viel von diesen Strängen sitzen, so behalten sie noch immer einen Reitz zur Begattung, und springen dann häufig auf die Säue; dadurch werden die Kastraten aber nicht nur in ihrer Entwickelung zurückgehalten, sondern es werden dadurch auch die Säue oft zur Unzeit zur Begattung gereitzt; welches ihnen schadet, weil sie, wenn der Trieb zur Begattung nicht befriedigt wird, gewöhnlich abzehren.

Den Sau-Ferkeln wird in die linke Flanke oder Dünnung geschnitten. In diese greift der Verschneider mit einem von Oel schlüpfrig gemachten Finger hinein, und zieht den Eierstock, die Tracht genannt, heraus, die er dann dicht über der Oeffnung mit einem scharfen Messer wegschneidet.

Bei dieser Operation ist schon größere Aufsicht nöthig, wenn sie ein gewöhnlicher Schweineschneider verrichtet; denn nicht selten machen diese Leute blos das Loch in die Haut, und holen die Tracht nicht heraus, weil dieß ihnen die meiste Mühe macht und Zeit weg nimmt, sie aber gern schnell ihr Geld verdienen wollen. Wenn nun diese so behandelten Ferkel zur Mast verkauft, oder aufgesetzt werden, so sind sie meist begangen, und man betrügt sich und andere, verliert aber dadurch leicht den Kredit und den Absatz. Man muß also hier genau aufpassen, oder Acht geben lassen, daß alles gehörig geschehe.

Man muß darauf achten, daß die Tracht ganz herausgezogen und weggeschnitten werde, weil sonst, wenn ein Theil davon sitzen bleibt, ein so falsch kastrirtes Thier, ob es gleich keine Ferkel gebähren kann, doch Geschlechtstriebe bekommt, oder, nach dem Kunstausdrucke, brummisch wird, und eben dadurch bei der Mastung gegen andre zurückbleibt.

Endlich muß man auch dahin mit sehen, daß bei dem Zunähen der Wunde, welches nach voll-

endeter Kastration geschieht, kein Theil des Gedärmes mit angeheftet werde, weil sonst meistens Entzündung und Tod unausbleiblich folgen; im Falle aber das Gedärm nur unbedeutend verletzt seyn, und solches die Natur an das Bauchfell etwa anheilen, das Thier aber am Leben bleiben sollte, doch ein siecher Körper gewiß die Folge ist.

§. 105.

Von der Vorbereitung der Ferkel vor der Kastration.

Es ist eine sehr zu empfehlende Vorsicht, die Kandidaten den ganzen Tag vor der Kastration blos zu tränken, nicht aber zu füttern. Dadurch erreicht man bei beiden Geschlechtern den sehr großen Vortheil, daß, wegen der durch das Fasten verminderten Blutmasse und des verminderten Antriebes der Säfte zu den Wunden, die Entzündung, die doch immer erfolgt, geringer ist, auch nicht leicht eine gefährliche Verstopfung entsteht; bei den Sau-Ferkeln aber noch einen zweiten Vortheil, welcher darin besteht, daß die leeren und schlaffen Gedärme, bei dem Zunähen der Wunden, nicht so leicht mitgefaßt und angenähet, werden, als die vollen und ausgedehnten.

§. 106.

Von der Behandlung der Ferkel nach dem Schnitte, und den zur Verschneidung paßlichsten Jahreszeiten.

Eine kühlende Diät ist den neukastrirten Ferkeln sehr heilsam, und verhindert allerlei Uebel.

Kann man ihnen also einige Tage hindurch blos saure Milch geben, so ist dieß das allerbeste, weil sie dadurch hinlängliche und zugleich kühle Nahrung bekommen, und am besten gegen die Verstopfung und gegen starke Entzündung der Wunden gesichert werden. Kann man aber die saure Milch nicht für solche in hinlänglicher Menge entbehren, so muß man ihnen 3 bis 4 Tage hindurch Rocken zu fressen geben; weil die Erfahrung gelehrt hat, daß sie bei diesem Futter keine Verstopfung bekommen, bei allem andern aber leicht damit befallen werden und daran sterben, wenn es nicht etwa glückt, ihnen mit einer gereichten mäßigen Dosis Leinöls und Küchensalzes Oeffnung zu verschaffen.

Auch darf man sie in diesen ersten 3 bis 4 Tagen nicht mit auf die Weide gehen lassen, weil durch das Gehen zu viele Reibung oder Friction entsteht, dadurch aber die Entzündung natürlich vermehrt wird, wenn auch die Luft selbst nicht zu warm seyn sollte.

Der Frühling und Herbst sind unstreitig die besten Jahreszeiten zur Kastrirung, und in diese fällt sie auch von selbst, wenn man seine Säue zur rechten Zeit hat reiten lassen, die Ferkel folglich um Lichtmessen, oder Jakobitag, geworfen werden. Man nimmt außerdem noch die Tage in Acht, wo es nicht zu warm, aber auch nicht zu kalt ist.

Geschähe aber zufällig das Schneiden in heissen Sommertagen, dann ist es durchaus nöthig, die Kastraten am Tage im Stalle so kühl und ruhig als möglich, und in der kühlern Nacht unter freiem Himmel liegen zu lassen, um starke Entzündungen zu verhüten. Hat man Gelegenheit, sie durch ein Wasser schwimmen zu lassen, so muß man solches ja gegen Abend thun, weil durch das kühle Wasser die Entzündung merklich gemindert wird. Hätte man diese Gelegenheit aber nicht, dann wird man allenfalls wohl thun, den Boden des Stalls, worin sie liegen, durch Begießen anzufeuchten, oder noch besser, sie auf die Futter-Tenne zu lassen, und dort mit kaltem Wasser von hintenzu zu begießen.

§. 107.

Ob auch alte Zucht-Säue und Kempen noch verschnitten werden können.

Man kann allerdings die alten ausgemerzten Zucht-Schweine noch verschneiden, jedoch muß dabei die gehörige Vorsicht, sowohl vor der Kastration, als bei und nach derselben, beobachtet werden.

1) Vor der Kastration muß man beide Geschlechter einen Tag lang hungern lassen und blos tränken, damit die Gedärme von Unrath rein werden.

2) Bei der Kastration muß man hauptsächlich dahin sehen, daß solche in einer kühlen, je-

doch nicht zu kalten Jahreszeit geschehe, damit der Kastrat weder durch Hitze, noch durch Kälte leide. Die Kastration der Kempen ist leicht, und diese werde ich deshalb genau zu beschreiben suchen, die Verschneidung der Säue hingegen erfordert einen geübten, mit der Lage der Tracht, oder des Eierstocks, gehörig bekannten Mann, und ist deshalb einem solchen zu überlassen.

3) Nach der Kastration muß man die Patienten vor allen Dingen, so lange bis die Heilung vollendet ist, eine kühle Diät halten lassen, um die Entzündung zu vermindern. Dicke saure Milch ist unstreitig die einfachste und zuträglichste Nahrung, weil die in dieser Milch enthaltene Säure die Entzündung sehr mindert. Kann man diese nicht haben, dann futtert man mit Nutzen, wenn es die Jahrszeit erlaubt, Gras, faules Obst und dergleichen kühlende Sachen, und wenn man diese nicht haben kann, mit Wasser hinlänglich angefeuchtete Kleien.

Um die Kräfte zu ersetzen und doch die Verstopfung zu verhüten, futtert man Roggen, der mit einer hinlänglichen Menge Wasser zu einem flüssigen Brei gekocht ist. Man läßt die Patienten wenigstens acht Tage lang ruhig, und so kühl als möglich, doch nicht kalt liegen, und treibt sie, wenn noch warme Tage sind, des Nachts ins Freie.

§. 108.

Von dem Verfahren bei der Kastrirung eines Zucht-Kempen.

Die Verschneidung eines alten Kempen ist bei weitem einfacher und minder gefährlich, als die einer alten Sau; es ist jedoch dabei weit mehr Vorsicht nöthig, als bei der Verschneidung eines Kempen-Ferkels, weil bei dem alten Kempen der Zufluß der Säfte nach den Geburts-Theilen bei weitem stärker ist. Bei dem Ferkel kann man ohne Bedenken die Hoden schlank weg schneiden, und ein wenig flüssigen Theer vor und in die Wunde schmieren, übrigens aber der Natur die Heilung überlassen, weil keine Verblutung zu befürchten ist. Nicht so bei einem alten Kempen. Bei diesem würde eine tödtliche Verblutung entstehen, wenn man so verfahren wollte. Ich will deshalb die ganze Prozedur genau hersetzen.

Man wirft den alten zu kastrirenden Kempen auf die linke Seite und läßt ihn, je nachdem er groß und stark ist, von drey oder vier starken Männern halten. Der stärkste kniet ihm auf den Hals und hält mit Gewalt den Kopf zur Erde. Das oben auf liegende Hinterbein ergreift ein hinter dem Rücken des Kempen stehender Mann, und zieht es stark nach sich, während ein anderer das andere Hinterbein fest zur Erde hält — dadurch kommen nun die Hoden in die zum Verschneiden paßlichste Lage.

Nun faßt der Kastrirer mit beiden Händen zu- erst den unten liegenden Hoden, drückt ihn ge- hörig hervor, und nimmt den Hoden-Sack unter solchem fest zusammen, damit er über dem Ho- den recht angespannt werde. Dann schneidet er mit einem recht scharfen, eigentlich dazu gemach- ten Kastrations-Messer, welches er zu dem Ende sich vorher angeschafft haben muß, den Hoden- Sack, der Länge nach, durch. Nun zeigt sich der Hoden mit den ihn umgebenden Häuten. Auch diese Häute sind durch das Drücken angespannt und werden ebenfalls, der Länge nach, dreist und so lang und tief durchgeschnitten, bis der Hoden hervorprellt und die Häute sich zurückziehen. Jetzt faßt man mit der linken Hand den ent- blößten Hoden, der nun noch

a) an einer Sehne, welche ihn zurück ziehen kann und ihn im natürlichen Zustande in die Höhe zieht,

b) an einem Nerv,

c) an einem großen Blutgefäße, und

d) an den Saamen-Strängen, oder Saa- men-Gefäßen, hängt.

Die Sehne ist der am Hintertheile des Ho- dens sitzende weiße Strang, den man an seiner Härte, und, weil er an einer ganz andern Seite, als die übrigen angegebenen Gefäße, sitzt, leicht erkennen kann. Nur diese schneidet man jetzo gleich weg, damit der Hoden sich nicht zurück-

ziehen könne, und läßt den Hoden, der davon nicht blutet, nun außer dem Sacke hängen.

Man bringt nun den andern obern Hoden auf eben die Weise aus seinen Hüllen hervor, und schneidet auch dessen Sehne ab. Nun nimmt man die sogenannte Klemme, ein Instrument, das aus zwei dünnen und platten, büchenen, etwa zwei Zoll breiten, Bretterchen besteht, deren jedes in einen runden Stiel ausläuft, und welches an den den Stielen gegenüber befindlichen abgerundeten Enden mit einer Haspe, oder einem Gewerbe von Eisen, versehen ist. S. Taf. 2. Fig. 3. Es hat die größte Aehnlichkeit mit einer platten Zuckerscheere; auch sind beide Theile desselben da, wo sie zusammen schließen, eben so wie jene zugeschärft.

Zwischen diese faßt man nun den Nerv und die Blut- und Saamen-Gefäße der beiden Hoden, woran diese noch hängen, und klemmt sie fest dazwischen. Sodann nimmt man ein wie ein altes abgenutztes Hackemesser gestaltetes, nur etwas dickeres; auch nicht so scharfes, doch eben so mit einem hölzernen Griffe versehenes, eisernes Werkzeug, welches bloß vorne, an der Spitze des Rückens, mit einem Knopfe versehen ist, S. Fig. 2. nachdem man solches vorher hat glühend heiß machen lassen, in die rechte Hand, und brennt und säget, mit der dünneren Seite, die sämmtlichen Stränge, dicht über der Klemme,

ab, worauf dann die Hoden wegfallen. Nachdem dieß geschehen ist, streut man, auf die zwischen der Klemme noch immer festgehaltenen Enden der Gefäße, gestoßenen Zucker und Colophonium (Geigenharz) und brennt dieß mit dem Rücken und dem Knopfe des glühend heißen Werkzeuges ein, damit die Gefäße zusammen schrumpfen und gleichsam zugeleimt werden. Dann läßt man die Klemme ein klein wenig los, um zu sehen, ob noch Blut hervorquelle. Geschieht dieß noch, dann brennt man von neuem etwas von dem Pulver mit dem Eisen ein, und zwar so lange, bis bei dem Nachlassen der Klemme kein Blut mehr hervorquillt. Nun läßt man die Klemme ganz los und nimmt sie sehr behutsam weg, damit man von den Gefäßen, welche sich meistens an dieselbe festgeklebt haben, keins wieder verletze, zieht den Hoden-Sack hervor und über solche her, gießt aber etwas Lein-Oel auf jede Wunde und läßt nun den Entmannten aufstehen.

Sicherer, als das Abbrennen der bemeldeten Stränge, oder Gefäße, ist aber das Unterbinden derselben. Dieß geschieht auf folgende Art: bevor man die Hoden, auf die vorbeschriebene Weise, aus den Hüllen herauslöset und die Sehnen abschneidet, versieht man sich mit zwei, einer Elle langen, Bändern, von fingerbreitem gewöhnlichen linnenem Bande, wel-

che auf beiden Seiten mit Wachs bestrichen sind. Hat man nun den untern Hoden von der Sehne getrennt, so legt man eins dieser Bänder um die Saamen- und Blutgefäße und den Nerv, welche gleichsam einen Strang ausmachen, indem sie sämmtlich mit einer dünnen Haut umgeben sind, schleift es gehörig durch und bindet nun so fest, als ob man das Ganze abbinden wollte, schürzt das Band in einen Knoten und schneidet, oberhalb dem Gebinde, den Strang ab, worauf der Hoden weg fällt. Hierauf verfährt man mit dem zweiten Hoden eben so. Ist auch dieser abgeschnitten, dann zieht man das Scrotum, oder den Hodensack, herüber, gießt etwas Oel in jede Wunde, und läßt die Enden der Bänder aus den Wunden hervorhängen.

Bindet man zu furchtsam und nicht so fest, daß der Nerv getödtet oder gänzlich gelähmt wird, dann entstehen Konvulsionen, oder Zuckungen, woran das Thier sterben kann, wenn man das Gebinde, auf eine geschickte Weise, mit Instrumenten nicht schnell wieder herausholt, und mit einem andern Bande, hinter dem ersten, nicht gehörig fest bindet. Man muß jedoch auch nicht so fest binden, daß man die Blut- und Saamengefäße abbinde, weil sonst leicht eine innere Verblutung entstehen kann. Dieß letztere ist jedoch, wegen der alle Theile umgebenden zähen Haut, nicht leicht der Fall. Wer etwa fürchten sollte,

die Gefäße abzubinden, kann sich dadurch am besten sichern, wenn er ein Läppchen Leinewand um solche legt, und darüber dann her bindet. Wer mehrmals die Operation verrichtet hat, wird aber bald an einem, plötzlich das ganze Thier durchlaufenden Schauder, der von dem bloßen Zucken leicht zu unterscheiden ist, merken, daß er nun fest genug das Band angezogen habe.

Wer nun aber aus dieser Beschreibung die Operation nicht gehörig sollte begriffen haben, der wird wohl thun, bei der von einer geschickten Hand vorgenommenen Kastration genau zuzusehn, und sich dadurch ferner zu belehren; weil er alsdann manches in der obigen Beschreibung besser begreifen wird, indem es beinahe unmöglich ist, eine Operation, durch Beschreibung, ganz klar darzustellen, folglich das Obige mehr als eine Gelegenheit zur Rückerinnerung an manchen kleinen Umstand, wie als eine Anleitung zur Operation selbst, anzusehen seyn wird.

Nach der Operation schwillt der Hodensack sehr an, und man muß deshalb vom dritten Tage an, wo die Eiterung entsteht, durch Oeffnung der Wunde, dem Eiter Abzug zu verschaffen suchen, damit er sich nicht in den Hodensack senke, nicht dort üble Folgen veranlasse und nicht eine zweite Operation und Durchschneidung desselben nöthig mache.

Bei dem Brennen ist dieß Offenhalten der Wunden weit beschwerlicher, als bei dem Unterbinden, weil bei diesem die heraushängenden Bänder dem Eiter Abzug verschaffen, und die Wunden sicher so lange offen halten, bis inwendig alles ausgeheilt ist, und die Bänder alsdann von selbst heraus fallen, das Uebrige aber dann auch ausheilt. Also ist auch in dieser Hinsicht das Unterbinden dem Brennen vorzuziehen.

§. 109.

Wie konservirt und verbessert man seine Schweinezucht.

Wenn man die Kempen nicht zu früh reiten, die Zuchtsäue aber nicht zu früh, und nur einmal jede jährlich, begehn läßt, auch die Zucht-Kempen und Säue von guter Art wählt; so wird man dadurch seine Schweinezucht schon in sehr gutem Stande erhalten, wenn man von Zeit zu Zeit fremde, nicht selbst gezogene, Säue und besonders einen fremden Kempen guter Art, und von den oben beschriebenen Qualitäten, in die Heerde bringt; denn die Erfahrung lehrt, daß frisch zusammen gebrachte Zuchtthiere bessere und kraftvollere Junge erzeugen, als solche, die lange zusammen gelebt haben, und gleichsam alle mit einander verwandt sind; so wie von außen her angekauftes Saatkorn, der Regel nach, schönere und kräftigere Früchte liefert, als das lange in der nämlichen Feldmark gewachsene.

§. 110.

Von der Ausmittelung des Verhältnisses, oder der Zahl der auf einer mit der Brau-Gerechtigkeit versehenen Oekonomie zu haltenden Schweine.

Es ist schwer, darüber eine ganz genaue Regel anzugeben, wie man das gehörige Verhältniß der Schweinezucht gegen die Brauerei eines Guths genau herausbringen solle; indem es dabei auf mancherlei Umstände ankommt, z. B. ob ein oder mehrmale wöchentlich gebrauet wird, ob minder oder mehr Fässer, bei jedem Gebräu, gebrauet werden, von was für Korne gebrauet wird u. s. w. Um jedoch einen Fingerzeig zu geben, wonach man sich allenfalls richten könne, will ich anzeigen, daß ich, nach einem dreijährigen Durchschnitte gerechnet, wöchentlich 21 Himpten Gerste verbrauet und davon, im Durchschnitt, 12 Säue mit ihren Jungen, welche zusammen einen Bestand von etwa 170 Stück jährlich ausmachten, unter Hinzufügung des nöthigen Kaffs, der Spülicht, und des erforderlichen Korns, für die milchenden Säue und saugenden Ferkeln, desgleichen der Weide, jährlich ernährt habe. Ich muß indeß hiebei bemerken, daß ich, weil die Handels-Konjuncturen es rathsam machten, die Ferkel meistens als halbjährige verkaufte. Wer also die Ferkel länger auf dem Futter behält, wird so viele Säue zur Zucht nicht halten dürfen,

wenn er keine größere Brauerei hat, oder er wird mehr mit Kaff und anderer Futterung zu Hülfe kommen müssen, wenn die Ferkel und die Faselschweine nicht verkrüppeln sollen.

Ueberhaupt ist es wohl besser, verhältnißmäßig etwas weniger Schweine zu halten, wie die Brauerei erlaubt, als etwas mehr; indem man auf diese Art nicht in die Gefahr kommt, die Zuzucht vom Kornboden mit ernähren zu müssen, wobei selten Vortheil zu seyn pflegt.

§. III.

Von der schicklichsten Zeit, die zugezogenen Schweine zu verkaufen.

Ueber die schicklichste Zeit, die Zuzucht der Schweine zu verkaufen, läßt sich im Allgemeinen durchaus nichts bestimmen. Einige Regeln lassen sich jedoch darüber angeben. Wer Kaff, Trebern und sonstigen Abfall an Obst und dgl. in hinlänglicher Menge und eine gute Weide für die Schweine hat, der wird meistens wohl thun, die zugezogenen Schweine in einem Alter von anderthalb Jahren zu verkaufen, weil diese am meisten gesucht und, nach Verhältniß, am besten bezahlt werden. Es kann jedoch den Fall geben, wo man, bei entstehenden Mangel an Schweinen, die jährigen mit Vortheil verkaufen kann, oder wo man, wegen Ueberflusses an Schweinen, besser thut, die Schweine zu dem Alter von zwei Jahren, und höher, kommen zu lassen, ehe

man sie verkauft. Alles richtet sich hiebei nach Zeit und Umständen. Wer Kaff, Trebern u. s. w. nicht in hinlänglicher Menge hat, der wird sogar wohl thun, einen Theil der Zuzucht ganz jung zu verkaufen, damit er die übrigen, ohne großen Kosten- oder Korn-Aufwand, hinlänglich und so, daß sie nicht etwa verkümmern, ausfuttern könne.

§. 112.

Von welchem Alter die zur Mastung bestimmten Schweine seyn müssen, um mit Vortheile gemästet zu werden.

Junge, noch zu sehr im wachsen begriffene, Schweine zur Mastung aufzusetzen, ist durchaus nicht rathsam; weil bei diesen noch gar zu vieles, was zur Mastung dienen sollte, auf den Wachsthum verwendet wird, folglich am Fleische und Specke abgeht. Am zuträglichsten ist es, zweijährige, zur gehörigen Zeit in der Jugend verschnittene, Schweine zur Mastung aufzusetzen, indem diese ihre Ausbildung schon meistens erhalten haben, folglich bei ihnen die Mastung am besten anschlägt. Will man indeß etwas zarteres Fleisch haben, so thut man besser, anderthalbjährige Schweine zur Mastung aufzusetzen; weil bei diesen die Fleischfasern noch nicht so hart und zähe sind. Noch zarter ist das Fleisch der jährigen und jüngern Schweine, wenn man sie, wie es wol möglich ist, zur Mastung aufsetzt;

allein die Kosten der Mastung belaufen sich, nach Verhältniß, auch immer höher, je jünger man sie aufsetzt, weil immer mehr auf den Wachsthum zu rechnen ist.

Ausgemerzte Kempen und Säue zur Mastung aufzusetzen, ohne sie vorher verschneiden zu lassen, ist durchaus nicht anzurathen. Bei beiden ist es schon zur Gewohnheit geworden, ihren Geschlechtstrieb zu befriedigen. Bekommen sie nun starkes Futter, so wird dieser Trieb mit Macht rege, und sie suchen ihn zu befriedigen. Sitzen also mehrere Kempen bei einander, oder bei verschnittenen Schweinen, so treiben sie unter einander, oder mit diesen; sitzen sie aber allein, so treiben sie für sich allein eine Art Onanie, wobei sie mager und elend werden. Bei ungeschnittenen Säuen, wovon man versichert ist, daß sie nicht trächtig sind, ist es zwar nicht so arg, und sie nehmen in den ersten vier Wochen allenfalls sehr zu; allein, alle vier Wochen regt sich auch in ihnen gewöhnlich der Begattungstrieb, und dann nehmen sie acht bis zehn Tage hindurch, wo die Regung dauert, an Fleische wieder ab, und dieß ist denn doch offenbarer Verlust.

Will man einen geschnittenen Kempen mästen, und das Fleisch soll genießbar seyn, dann lasse man ihn ein Jahr zuvor, ehe man ihn zur Mast aufsetzt, schneiden, und erhalte ihn das Jahr hindurch kümmerlich. In dieser Zeit ver-

liert er das harte und fingerdicke Leder, welches er auf den beiden Vorderblättern und an den beiden Lenden oder Schinken hat, und wenn man ihn dann schnell mästet, so bekommt er ziemlich eßbares, jedoch nie so gutes Fleisch, als das verschnittene Fasel, oder als eine verschnittene Sau.

§. 113.

Von der zum Mästen der Schweine paßlichsten Jahreszeit.

Weder zu große Wärme, noch zu große Kälte, ist der Mastung der Schweine zuträglich. In zu großer Wärme dünsten die Schweine zu sehr aus und verlieren obenein die Freßlust; sie nehmen also sehr wenig zu und fressen selten rein aus. Zu große Kälte zehrt ebenfalls die Schweine ab, und hat ohnehin die große Unbequemlichkeit zur Folge, daß das Fressen im Troge gefriert, und man es also immer wieder mit warmem Wasser aufthauen muß; wobei denn manches Bischen Futter verloren geht, weil selten rein ausgefressen wird.

Die beste Zeit zum Mästen, oder zum Aufsetzen der Mastschweine, bleibt also immer der Herbst und Frühling; und diese wird denn auch ein guter Oekonom benutzen, wenn er genöthigt wird, mehrmals im Jahre Schweine für den Haushalt zu schlachten, um Schmalz, Würste und dgl. zu bekommen. Die allerbeste ist

aber ohne allen Zweifel der Herbst, und zwar von 14 Tage vor Michaelis, d. i. von der Mitte des Septembers an; weil man dann im Winter die schönste Gelegenheit hat, das Fleisch und Schmalz zu konserviren, Würste, Speck und Schinken zu räuchern, das Eingesalzene aufzubewahren u. s. w.

§. 114.

Ob es in einer großen Oekonomie rathsam sey, die Schweine mit andern Sachen, als Korn, zu mästen.

Es ist eine ziemlich bekannte Sache, daß man die Schweine auch mit andern Dingen, als mit Korn, mästen könne; nämlich mit Klee, Kartoffeln, Möhren, Runkel- und andern Rüben, dem käsigten Theile der Milch, oder mit saurer Milch (Plunder-Milch); ja, man hat diese Dinge wol hie und da zur Mastung angelegentlich empfohlen.

Ich bin jedoch der Meinung, daß es auf großen Oekonomieen gerathener sey, blos mit Korn zu mästen.

Die Gründe, die mich bestimmen, sind folgende:

1) Klee, Kartoffeln, Möhren und Rüben verwendet man besser und vortheilhafter zur Futterung des milchenden Rindviehes; die Plundermilch aber wird man meistens nöthig haben, um die für den Haushalt nöthigen Käse daraus zu machen.

2) Mit den obengenannten Vegetabilien und der sauren Milch wird man nicht leicht ein Thier ganz feist machen, oder recht gute und derbe Speckschweine mästen; wenigstens hat mir dieß nie glücken wollen, und das Speck ist doch immer der nützlichste Theil in der Wirthschaft.

3) Die Mast mit den benannten Vegetabilien erfordert immer beträchtlich mehr Mühe und längere Zeit zur Mastung, als das Mästen mit Korn; weil die Thiere die Nahrung in dem Korne weit konzentrirter bei einander finden, als in den übrigen Dingen, folglich nicht so lange Zeit nöthig haben, um die nämliche Nahrung daraus zu ziehen.

4) Wenn man alles genau berechnet, so kommt meistens, ganz theure Kornjahre abgerechnet, das Mästen mit dem Korne nicht höher, als mit den übrigen Dingen, ja wirklich wohlfeiler, und ist also vorzuziehen.

Hat man ja Möhren, oder Kartoffeln, in solchem Ueberflusse, daß man, um sie zu konsumiren, die Schweine damit füttern zu müssen glaubt; so sind diese beiden Stücke noch die besten zum Mästen, wenn man allenfalls eine Vorrichtung treffen kann, die ersten leicht zu zerstoßen. Dann thut man wohl, solche zu Anfange zur Mastung zu verwenden und mit dem Korne zu beschließen. Dann giebt man die Möhren gehörig zerstoßen, die Kartoffeln aber entweder,

wo

wo man Holz genug hat, abgekocht, oder wo es am Holze fehlt, zerschnitten oder zerstoßen, und vor dem Gebrauche 24 Stunden lang im Wasser gehörig ausgelauget, damit der herbe Geschmack davon gehe.

Man setzt dann, nachdem man etwa acht Wochen lang mit Kartoffeln allein gefüttert hat, etwas Schroot und nach und nach immer mehr davon hinzu, und beschließt die Mastung in den letzten drei oder vier Wochen mit reinem Schroote. Dann wird man gut ausgemästete Schweine und guten Speck bekommen.

Wer zum vorzüglichen Wohlgeschmacke einige Schweine mästen will und Waddecke oder Plundermilch genug hat, der mäste immerhin einige Stück damit. Er wird dann vorzüglich weißes, zartes und wohlschmeckendes Fleisch erhalten, aber auch das Mästen früher, als wenn er mit Korn mästet, anfangen, und am Ende doch etwas Korn zusetzen müssen.

§. 115.

Welche Korn-Arten sind die besten zur Mastung, und welches ist die beste Art zu mästen?

Ob man gleich mit allen Kornarten Schweine mästen kann, so sind doch Bohnen, Erbsen und Gerste die besten zur Mastung, und deshalb auch die gewöhnlichsten. Wer alle diese Kornarten zur Mastung verwenden kann und will,

der muß mit den Bohnen, als der bittersten Art, anfangen; wenn die Schweine sich diese müde gefressen haben, Erbsen zusetzen, in der Mischung nach und nach mit den Erbsen steigen; dann die Erbsen allein; darauf die Erbsen mit Gerste gemengt, und am Ende bloße Gerste geben. Geschrooten mästen diese Korn-Arten, der Erfahrung nach, am besten, und der Rath, auf 1 Malter Schroot 2 Himpten geschrootenen Gerstenmalzes zu nehmen, um das Fettwerden zu befördern, scheint mir ganz richtig und gut zu seyn. Malz wird nicht leicht Jemand, der eine starke Brauerei und Branntweinbrennerei hat, zum Mästen übrig haben. Ich habe deshalb mit dieser Art zu mästen auch keine Versuche machen können.

Wer aber keine eigene Mühle bei seiner Oekonomie hat, und dem Müller den 16ten Theil für das Schrooten geben muß, der wird, weil dieß im Ganzen, bei der Mastung mehrerer Schweine, ein Beträchtliches bringt, wohl thun, in dem ersten Monate das Korn ungeschrooten zu geben, weil dann noch die Freßlust am stärksten ist, die Schweine also gern das Korn mit den Zähnen selbst schrooten, und doch die nöthige Quantität verzehren, sich auch so leicht nicht stänkern. Späterhin muß er aber doch, je nachdem er in einer holzreichen Gegend wohnt oder nicht, das Korn abgekocht, oder geschrooten reichen, wenn es gehörig schnell mästen soll.

Die Bohnen kann man auch mit Vortheil aufquellen und in einem Gefäße, an offner Luft säuren lassen; weil sie dadurch die Bitterkeit verlieren und den Schweinen angenehmer werden.

§. 116.

Von den Mitteln, die verminderte oder ganz vergangene Freßlust wieder zu erregen.

Wenn man die im vorigen §. angegebene Weise, die verschiedenen Kornarten auf einander folgen zu lassen, in Obacht nimmt, so wird die Freßlust nicht leicht aufhören; es sey denn, daß im Anfange gleich zu große Futter auf eins gegeben werden, und die freßgierigen Thiere sich überladen. Sollte sie aber wirklich abnehmen, so erregt man sie am. leichtesten wieder dadurch, daß man fleißig Küchensalz, auf jedes Stück eine Hand voll gerechnet, über das Futter streuet, oder damit durchmengt, weil der dadurch veranlaßte Reitz die Freßlust und die Verdauung befördert.

Sollte ein Schwein ganz vom Fressen ablassen, weil es etwa gleich im Anfange nicht mit gehöriger Vorsicht gefuttert worden ist, dann läßt man es einen ganzen Tag hungern, und giebt ihm am folgenden Tage kleine Futter, und auf das erste derselben einen Theelöffel voll rothen Spießglanzes oder Spießglases (antimonium crudum), so wird die Freßlust bald zurückkehren. Sollte sie sich nicht wieder einstellen, so wiederholt man

am zweiten Tage das Mittel. Sollte aber dieß nicht helfen, dann wird man wohl thun, zu untersuchen, ob nicht etwa gar eine Krankheit, Bräune, oder dergleichen Schuld sey, und schnell die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, damit Schaden verhütet werde.

Läßt ein Schwein vom Fressen ab und giebt durch schmerzhaftes Schreien zu erkennen, daß es gern fressen wolle, so hat es auch wohl Verstopfung, sobald nicht etwa die Drüsen am Halse angeschwollen sind. Dann darf man ihm nur ein kleines Talglicht, von etwa Fingers Länge, oder ein Stückchen Seife von eben der Dicke und Länge, in den Hintern stecken lassen, so wird es bald Oeffnung kriegen und wieder fressen.

§. 117.

Wie viele Male ein Schwein täglich gefuttert werden müsse, um gehörige Freßlust zu behalten, und von der Beschaffenheit des Futters.

Man futtert gewöhnlich täglich dreimal, nämlich Morgens bei Tages Anbruch, Mittags und Abends, und zwar etwa auf jedes Stück bei jedem Futter 2 Pfund Schroot, auch wohl anfangs etwas mehr, und nachher minder, mit Wasser angefeuchtet. Dieß ist auch wohl die zweckmäßigste und paßlichste Art, weil ein mehrmaliges Futtern in kleinern Portionen, wenn es auch zuträglicher seyn mögte, zu viele Zeit weg-

nehmen, und leicht unordentlich geschehen würde. Eine sehr nöthige Vorsicht ist jedoch die: das Schroot immer einen Tag vorher, ehe es gefuttert werden soll, einzuweichen, weil es dadurch ein wenig sauer wird, und die Schweine es dann lieber fressen, sich auch die Feuchtigkeit besser überall durchzieht, und das Schroot gleichsam aufschließt. Es ist übrigens eine bekannte Sache, daß Mastschweine, wenn sie anfangen, recht feist zu werden, weniger fressen, und daß man also kleinere Portionen reichen müsse, damit jederzeit gehörig rein ausgefressen werde.

§. 118.

Ist es so gefährlich für ein Mastschwein, wenn es einen Klumpen trocknen Schroots verschlingt, und wie ist dieß vermeinte Uebel unschädlich zu machen?

So leicht auch das trocken verschluckte Schroot den jungen Ferkeln schaden kann, so grundlos ist doch die gemeine Meinung, daß solches für die Mastschweine tödtlich sey. Es scheinen sich unwissende Schweinehirten oder Schweinearzte damit entschuldigt zu haben, wenn durch ihre Ungeschicklichkeit ein Schwein krepirte, weil sie die Krankheit nicht einsehen und nicht heilen konnten. Man kann ein Schwein dreist mit trocknem Schroote futtern, wenn man ihm nur dabei frisches Wasser genug zum Saufen hinstellt, damit es nach Belieben saufen könne, und es wird sich recht wohl dabei befinden.

Wer aber sich dennoch fürchten mögte, daß ein Klümpchen trocken verschluckten Schroots tödlich werden könne, der setze seinen Schweinen Wasser zum Saufen hin, oder gieße jedesmal etwas Wasser, bei oder nach dem Futtern, in den Trog.

§. 119.

Wie viel Korn und Zeit ein Schwein zur Mastung erfordere, um hinlänglich feist zu werden.

Wenn ein Schwein vom Anfange an mit reinem Korne gemästet wird, so verzehret es in 16 Wochen 20 Himpten Korns, Braunschweiger Maaße, und wird auch hinlänglich feist davon, wenn es in gehörigem Zustande, und nicht etwa gar zu mager, zur Mastung aufgesetzet wird, es mag als 1½jährig, oder als 2jährig aufgesetzet werden.

Man kann es freilich auch länger mästen; allein, wenn man eine genaue Berechnung darüber macht, ob es, nach Verhältniß des mehrern Korns, was es frißt, auch so viel besser werde, welches freilich nur dann geschehen kann, wenn man Gelegenheit hat, das Thier häufig Morgens nüchtern zu wägen; so wird man finden, daß das nach den 16 Wochen und über die 20 Himpten gereichte Korn, nach Verhältniß, die Pfundzahl nicht so vermehrt, als bis zu den 16 Wochen; daß also kein Vortheil dabei sey. Man wird folglich das längere Mästen unterlas-

sen, wenn man nicht etwa darauf ausgeht, recht große und feiste Schweine produciren zu können.

§. 120.

Ob es vortheilhaft sey, zum Verkauf Schweine zu mästen?

Nach einer langjährigen Erfahrung und Ueberzeugung gehört das Mästen der Schweine mit Korn u. dgl., wenn man die Arbeit und alles Uebrige mit in Anschlag bringt, unter die nothwendigen Uebel in einer Landwirthschaft. Ich kann also nicht dazu rathen, Schweine zum Verkaufe zu mästen. Da jedoch eine jede Regel ihre Ausnahme hat, so kann auch diese wohl die ihrigen haben. Sollte nämlich das Korn in so niedrigem Preise und wegen des Lokals, oder sonstiger Umstände, der Absatz desselben nicht leicht möglich seyn, dann möchte es allenfalls rathsam seyn, Schweine zum Verkaufe zu mästen, wenn man Gelegenheit hätte, diese leichter und zu gutem Preise, nach Verhältniß der Umstände, zu verkaufen.

Mit den Müllern, welche Schweine zum Verkaufe mästen, ist es eine andere Sache. Das Korn, was diese vermästen, kostet sie gewöhnlich weiter nichts, als die Kunst, ihr Gewissen einzuschläfern, und die Geschicklichkeit, den Mahlgästen für das Mahlen, anstatt des 16ten Theils, den 14ten oder wohl gar den 12ten aus dem Sacke weg zu praktisiren. Kluge Müller

verkaufen aber sicher lieber das gestohlne Korn, und fangen nebenher einen Kornhandel an, damit niemand ihre Schelmerei so leicht vermuthen könne, als daß sie Schweine zum Verkaufe mästen und sich der Gefahr aussetzen, ein ganz ausgemästetes Schwein allenfalls des Morgens todt auf dem Koben zu finden, ohne vorher etwas daran gemerkt zu haben; wie ich dieß selbst, bei aller Vorsicht, noch im vorigen Jahre erlebt habe. Eine solche Gefahr muß denn doch wohl immer mit in Anschlag gebracht werden, wenn man den Vortheil des Mästens zum Verkaufe richtig und genau berechnen, und sich nicht selbst durch eingebildeten Vortheil hintergehen will.

§. 121.

Von den gewöhnlichsten Krankheiten der Schweine, deren Ursachen, Kennzeichen und Heilung.

Gar vielen innerlichen und äußerlichen Krankheiten sind die Schweine nicht ausgesetzt; allein diejenigen, denen sie unterworfen sind, sind auch um desto gefährlicher, weil sie schnell tödten; erfordern also die schleunigsten Vorkehrungen, zu Verhütung großen Schadens.

1) Die ärgste und gefährlichste der innerlichen Krankheiten der Schweine ist das sogenannte wilde Feuer, oder die Bräune.

Diese Krankheit ist ansteckend, tödtet schnell, rafft nicht selten einen großen Theil der Heerde

in kurzem weg, und macht oft ganze Dörfer von Schweinen leer. Das ärgste bei diesem, jedem erfahrnen Oekonomen fürchterlichen, Uebel ist, daß die Schweinemeister es gewöhnlich ihren Vorgesetzten so lange verheimlichen, und es durch abergläubische, oder sogenannte sympathetische, Mittel zu heilen suchen, bis es Ueberhand genommen hat, und nicht mehr zu verheimlichen ist. Bald treiben sie das sämmtliche Vieh vor Sonnen-Aufgang auf eine der Futtertennen, drängen es in eine Ecke derselben zusammen, und lassen es auf die unvernünftigste Weise von drei bis vier Kerls mit Peitschen zusammen hauen, wodurch es denn noch mehr erhitzt und krank gemacht, und wobei manches Stück blind geschlagen wird. Bald schließen sie die Kranken mit Schaafhorden in eine Ecke eines Gartens, oder andern schicklichen Platzes, und schießen dazwischen, um das Vieh zu erschrecken; bald zünden sie, in einem engen Wege, das sogenannte wilde Feuer, mit allerlei abergläubischen Alfanzereien, an, und jagen das Vieh hindurch. Wenden sie sich allenfalls insgeheim an einen der gewöhnlichen Schweineärzte, oder Quacksalber, so versucht dieser von neuem abergläubische Mittel, sticht jedem Schweine dreimal in die Haut des Halses, und nennt dabei die drei Personen der Gottheit, oder sticht jedem Schweine ein Loch ins Ohr, und steckt darein

ein Stück von der sogenannten Christuswurzel, oder schneidet jedem Thiere ein Stück vom Ohre und dem Schwanze, damit es etwas Blut verliere, und was dergleichen Alfanzereien mehr sind.

Alle diese Tharheiten helfen, wie leicht zu erachten, im geringsten nicht; die Kranken werden nicht von den Gesunden abgesondert, und es geht darüber die hier so theure und kostbare Zeit verloren. Wenn nun, auf diese Art, das Uebel erst ganz Ueberhand genommen hat, dann wird es den Obern angezeigt und dann ist meistens alle Hülfe zu spät. Auch wendet sich der unerfahrne Herr, oder Vorgesetzte, meistens nicht einmal mehr an einen geschickten Thierarzt, sondern an einen in der Gegend berühmten Quacksalber, der denn, mit der wichtigsten Miene und der größten Geheimhaltung, andere, an sich vielleicht gute, aber ohne Vorsicht und Ueberlegung gewählte und angewandte Mittel versucht, und sich vierdoppelt bezahlen läßt; oder er überläßt das Vieh seinem Schicksale, und es geht ohne Rettung darauf. Es ist daher höchst nöthig, das Uebel selbst zu kennen und die dabei nöthigen Vorkehrungen zu wissen, um sie in Zeiten abwenden zu können; denn, wenn auch das Vieh, bei den albernsten Mitteln des Pseudo-Aeskulaps, bisweilen, durch günstige Witterung, kühle Nächte u. dgl., zum

Theil gesund geworden ist, so kann man sich doch nicht darauf verlassen, daß diese günstigen Umstände eintreten werden.

Die Kennzeichen dieser Krankheit sind nicht sehr merklich, und um desto mehr ist Achtsamkeit erforderlich. Man merkt vor Eintretung des Uebels keine Indisposition, oder Kränklichkeit an dem Viehe; es frißt wie sonst, bis ihm plötzlich der Hals nach der Gurgel zu anschwellet. Diese Geschwulst steigt dann schleunig, zieht sich vor der Brust her und zwischen den Vorderbeinen durch, bis unter den Leib. Sie hat eine dunkle Röthe, und das Thier stirbt, gewöhnlich binnen drei Tagen, daran. Sobald nun die Geschwulst am Halse eintritt, läßt das kranke Thier den Kopf traurig hängen, und röchelt stets, als ob ihm die Nase verstopft wäre, es läßt vom Futter ab, und die Augen verlieren ihr Feuer. Dann darf man mit der Hülfe nicht zögern.

Die Ursache des Uebels scheint mir in einer durch Erkältungen veranlaßten, nach und nach im Körper sich sammelnden, rhevmatischen Materie zu liegen. Erkältungen aber muß dieß von Natur heiße Thier sehr häufig ausgesetzet seyn, da es sich nicht selten, wenn es ganz erhitzt ist, in kühle Moräste, oder in kaltes Wasser wirft. Daß sich der, durch die Erkältungen verursachte, Rheumatismus

am gewöhnlichsten auf die Halsdrüsen wirft, davon mag wahrscheinlich der Grund darin liegen, daß die Schweine in der Stoppelhude, wo dieß Uebel am häufigsten entsteht, gewöhnlich Mangel an Wasser haben, und dann Abends beim Tränken das kalte Wasser zu gierig verschlingen, dadurch aber eine krampfhafte Zusammenziehung in den der Gurgel zunächst liegenden Drüsen, und eben dadurch eine Stockung in selbigen, und eine Anhäufung der im Körper vorhandenen rheumatischen Materie, veranlassen.

Heilmittel für die wirklich schon sehr kranken Schweine giebt es eigentlich gar nicht; wiewohl, dann und wann, eins, durch Anwendung der demnächst anzuzeigenden Mittel, genesen.

Vorbauungsmittel sind also hier eigentlich nur anwendbar, und diese bestehen in folgenden:

Sobald man an einem Schweine die oben angegebenen Kennzeichen der Krankheit bemerkt, sondert man es augenblicklich von den gesunden ab, und bringt es, so weit wie möglich, vom Schweinehause weg, in ein besonderes Behältniß. Dann giebt man, ganz unverzüglich, jedem der noch gesunden Thiere ein Brechmittel, um gleich die ersten Wege zu reinigen. Zu dem Brechmittel nimmt man fein pulverisirte weiße Nieß-

wurz (radix hellebori albi) und giebt für jedes Stück, von den ½jährigen bis zu den alten, einen Theelöffel voll, auf das Futter, wenn nämlich die Nießwurz gut und kräftig ist. Da aber nicht nur ein Thier gefräßiger ist, als das andere, folglich, wenn man die Nießwurz mit dem Futter auch noch so genau durchmengt, doch immer eins mehr davon bekommt, als das andere, und das ganz genaue Durchmengen ohnehin nicht wohl möglich ist, überdem auch die Nießwurz nicht immer gehörig gut und wirksam ist, so ist folgende Vorsicht sehr zu empfehlen.

a) Man untersucht vor allen Dingen erst die Qualität der Nießwurz, ob sie nämlich ganz frisch und kräftig, oder aber alt und verlegen, und folglich weniger wirksam sey. Man erfährt dieß am sichersten durch einen angestellten Versuch. Von der frischen nimmt man einen kleinen ungehäuften Theelöffel voll, von der ältern aber einen gehäuften, oder auch mehr als einen Theelöffel voll, je nachdem sie alt ist, mischt solchen mit einer Hand voll nassen Schroots, und wirft den daraus formirten Klumpen auf die Futtertenne, und läßt ein Schwein hinzu, welches ihn bald aufzehrt. Man sondert dieß von den übrigen ab, und verfährt mit allen übrigen eben so.

b) Um desto sicherer zu seyn, kräftige Nießwurz zu bekommen, kauft man sie in einer unter guter Aufsicht stehenden Apotheke; versucht solche allenfalls ehe ein Uebel eintritt, und bewahrt sie in einer mit Kork und Blashaut wohl verwahrten Bouteille, damit sie gut bleibe, und man sie, nöthigen Falls, gleich bei der Hand habe.

c) Bei den trächtigen Säuen reichet man nur höchstens ½ Dosis, weil diese sonst, wenn sie zu stark brechen, auch sicher am dritten Tage nachher abortiren oder verwerfen, und eben entwöhnten Ferkeln giebt man etwa nur ¼ der Dosis, damit sie nicht zu viel brechen.

Bald nach dem Eingeben, etwa einige Stunden nachher, fangen die Schweine an zu brechen, und geben vielen Schleim von sich. Nun muß man sie aber in Acht nehmen, daß sie das Ausgespieene nicht wieder auffressen; weil sie sonst zwei Brechmittel statt eins bekommen, und zu ihrem Schaden von neuem brechen. Man muß aber auch darauf achten, daß jedes Stück vomire, und dem Nichtbrechenden durch eine zweite geringere Portion helfen. Nach dem Brechen legen sie sich meistens ganz ermattet hin, ja sie taumeln auch wohl, und fallen nieder, so daß man glauben mögte, sie würden gleich sterben; allein sie erholen sich alle bald wieder. Haben nun alle gehörig gebrochen,

dann ist man sicher, daß aus dem Magen kein Entzündungsstoff mehr ins Blut übergehen könne; nun muß man aber auch dafür sorgen, den im Blute oder den Säften vorhandenen, zum Halse andringenden Stoff gehörig abzuleiten, und unschädlich zu machen.

Hierzu ist das einzige Mittel, daß man jedem Stücke, an dem auf den Tag des Erbrechens folgenden Tage, ein Haarseil unterm Halse an der gehörigen Stelle herlege. Zu dieser Operation sind nun folgende Stücke nöthig:

A) Für jedes Schwein ein Haarseil. Dieß macht man

a) aus Flachse oder feinem Werge, (Hede) und

b) aus Pferdehaaren, welche man NB. aus dem Schweife eines Hengstes, oder eines Wallachen, nicht aber einer Stute, nimmt, indem diese meistens von dem daran gesprützten Urine zu mürbe geworden sind, und man verfährt dabei also: Man dreht oder drillt zuerst von dem Werge oder Flachse eine etwa 1½ Ellen lange Schnur, und zwar so dick, daß, wenn sie doppelt zusammengedrillt wird, sie die Dicke eines Gänsekiels habe. Nun drillt man, mit der noch einfachen Schnur, 18 bis 20 Pferdehaare zusammen, und läßt, wenn dieß geschehen, alles auf die Art, wie

eine Peitschenschnur, zusammendrillen. An dieser Schnur befestigt man denn einen kleinen hölzernen Stock oder Knebel, etwa einen kleinen Mannsfinger dick und 2 Zoll lang, an dem einen Ende. Um dieß desto sicherer und leichter zu thun, spaltet man ihn, und schneidet vorher an beiden Enden rund um solchen eine kleine Vertiefung, um ihn desto besser wieder zusammenbinden zu können. Man legt hierauf das eine Ende des Haarseils zwischen die beiden Hälften des Knebels, und wickelt das Ende zur sichern Festhaltung einige Male um die eine Hälfte herum, bindet aber dann die beiden Hälften fest wieder auf einander.

B) Eine hinlängliche Menge pulverisirter Spanischer Fliegen oder Kanthariden, Terpentinöls und Schweineschmalzes, woraus man eine Salbe macht; und

C) die Nadel, zum Legen des Haarseils und Durchstoßen oder Durchziehen desselben durch das Fell, die etwas gebogen und wovon die Spitze gehörig gestählt und fein geschliffen werden muß. S. Tab. 1. Fig. 3.

Hat man nun die gehörige Zahl Haarseile und eine doppelt so große Zahl Knebel, indem an jedes Ende ein Knebel kommt, bei einander, dann schreitet man zur Operation, und zwar fol-

folgendermaßen: Man läßt das Schwein auf die linke Seite legen, und durch hinlänglich starke Menschen mit dem Kopfe und dem Hintertheile fest an die Erde niederhalten.

Man ergreift hierauf mit der linken Hand das auf der Kehle sitzende äußere Fell in der Mitte des Halses, oder in der gleich weit von dem Kopfe und der Brust des Thieres entfernten Stelle, zwei Zoll breit seitwärts von der Kehle ab, zieht solches in die Höhe, und schneidet nun in diese von dem Fleische abgezogene Haut mit einem Bistouri, oder scharf geschliffenen spitzigen Messer, ein etwas über einen Zoll langes Loch, der Länge des Halses nach, d. h. in der Richtung vom Kopfe nach der Brust zu. Hiernächst ergreift man die unter C. beschriebene Nadel, in welche schon ein mit der unter B. beschriebenen Salbe dünn überstrichenes Haarseil gefädelt ist, bei dem daran befindlichen Ringe, den man in die volle Hand nimmt, so, daß die etwas nach einer Seite gerichtete Spitze auswärts steht, schiebt sie in die geschnittene Oeffnung, unter der Haut und über der Luftröhre weg, die man sanft mit dem Instrumente zusammen drückt, und fährt so weiter, bis man zwei Zoll weit auf die andere Seite der Luftröhre gekommen ist, und stößt dann die Spitze durch die Haut heraus. Auf diese Art kommt das Haarseil gleich mit durch, an dessen durch-

gezogenem Ende dann der zweite Knebel auf eben die Art, wie der erste, befestigt wird, damit man es desto bequemer hin- und herziehen könne. Man kann aber auch das Instrument allein durchstoßen, nachher das Haarseil in das Loch fädeln, und auf die Art solches beim Zurückziehen des Instruments durch die Wunde ziehen. Auf diese Art verfährt man nun mit jedem Stücke, und zieht hiernächst, um die Eiterung zu fördern, und dem Eiter Abfluß zu verschaffen, täglich das Haarseil bei jedem einmal hin und her, weshalb es die doppelte Länge der Wunde haben muß. Man läßt dann die Haarseile so lange liegen, bis sie sich nach und nach von selbst verlieren, weil sie nicht im mindesten schaden, und man sie damit, ohne Bedenken, zur Heerde laufen lassen kann.

Durch dieß Vorbauungsmittel habe ich noch immer die noch nicht von der Krankheit befallenen Schweine glücklich gerettet, und kann sie also, aus Erfahrung, als Präservative empfehlen; es ist mir aber nur gar selten gelungen, von der Krankheit wirklich schon ergriffene Thiere auf diese Weise zu retten. Es ist jedoch schon genug, wenn man, bei diesem schrecklichen Uebel, nur den noch nicht erkrankten Thieren helfen kann. Jedes an dieser Krankheit krepirte Thier muß übrigens sofort tief verscharret werden, weil das Aas

nicht nur die Ansteckung verbreitet, sondern sogar Hunde, die davon fressen, krank macht.

Sollte jemand sich nicht getrauen, nach meiner möglichst genauen Angabe der Kur, die Operation selbst vorzunehmen, der wende sich, beim Entstehen des Uebels, an einen geschickten Thierarzt; wer aber diesen nicht haben kann, der nehme die wirklich nicht sehr gefährliche Operation immer lieber selbst vor, oder lasse sie von einem nicht zu dummen Schweinemeister, oder andern Menschen, vornehmen, als daß er sich einem Quacksalber anvertraut. Er wird dabei sicher weit weniger wagen, und bald die Operation in gehörigen Gang bringen.

2) Eine zweite, nicht selten unheilbare, Krankheit der Schweine besteht in geschwürigen Lungen und Lebern, wodurch sie nach und nach abzehren und endlich krepiren.

Aeußerliche Kennzeichen dieser Krankheit giebt es nicht, als ein nach und nach zunehmendes Abzehren der Kranken. Der Husten ist kein sicheres Kennzeichen derselben; denn diesen haben oft Schweine, deren Lungen ganz gesund sind, und dagegen husten die Lungen- und Leberpatienten oft gar nicht.

Sobald man ein Schwein abzehren sieht, ist zwar meistens die Hülfe zu spät, wenn nämlich die Abzehrung von der Geschwürig-

keit der Lungen und Leber herrührt; allein man muß, da dieß Abzehren auch, bei übrigens gesunden Eingeweiden, von bloßer Schwäche herrühren kann, nicht gleich alle Hoffnung aufgeben. Man giebt demnach dem Kranken kräftigeres Futter, und streut darauf gepulverte Weidenrinde, oder man kocht die Rinde ab, und gießt von dem Absude über das Futter. Den Absud macht man auf diese Art: Man nimmt so viel Weidenrinde, als man in zweimalen mit der Hand fassen kann, zerhauet solche, thut sie in einen reinen Topf, und gießt darauf so viel Wasser, als nöthig ist, sie zu bedecken. Man verschließt den Topf, und setzt ihn an ein gelindes Feuer, zum langsamen Aufkochen oder Digeriren, bis das Wasser eine starkbraune Farbe hat. Von diesem Wasser, oder dem Absude, giebt man etwa ¼ Quartier auf das Futter des Patienten. Nimmt er hiernach wieder zu, dann bringt man ihn auch durch; rührt aber die Zehrung von geschwürigen Lungen und Lebern her, dann wirft man ihn auch desto schneller übern Haufen, und hierbei ist denn auch kein Schaden, weil das Uebel ohnehin unheilbar ist, folglich auf diese Art Wartung und Futter erspart wird. Das Uebel scheint mir übrigens davon herzurühren, daß die Schweine, wenn sie erhitzt sind, schnell kaltes Wasser in Menge saufen. Da jedoch dieß

nicht wohl zu verhüten ist, so getraue ich mir nicht, ein Mittel zur Verhütung des Uebels anzugeben.

3) Eine dritte, jedoch nicht unheilbare, Krankheit machen die sogenannten Schwielen aus; diese bestehen in verhärteten und krebsartigen Geschwüren, welche sich meistens am Halse, und bisweilen auch an andern Theilen des Körpers zeigen.

Man erkennet und unterscheidet sie dadurch von andern Geschwüren, daß sie nicht in Eiterung übergehen, daß sie härter anzufühlen sind, und nicht, wie jene, in kurzem weich werden. Will man bei diesen Schwielen oder Verhärtungen warten, bis sie weich werden, oder gar aufkommen, so ist die Hülfe verloren. Sie werden dann immer größer, und die darin befindliche, dem Fischrogen ähnliche Materie wird am Ende um sich fressend, und das Uebel unheilbar.

Mit der Angabe der Ursachen dieses Uebels kann ich mich nicht abgeben, weil ich sie bis jetzo noch nicht kenne.

Die Heilung desselben ist jedoch folgende: Man schneidet die Verhärtung sogleich, der Länge nach, durch, fährt mit dem Finger in die Wunde hinein, und drückt nach allen Seiten den rogenartigen Unrath, so rein, wie möglich, heraus, wäscht dann aber die Wunde mit

Salzwasser rein aus. Diese Operation wiederholt man täglich auf gleiche Weise, so lange es nöthig ist, und so fort, bis zur Heilung.

4) Minder wichtige äußere Krankheiten sind der Grind oder die Krätze, und die Läuse. Diese beiden Uebel heilt man auf eben die Art und mit eben den Mitteln, wie bei dem Hornviehe, weshalb ich darauf verweise. Bei den Schweinen bedient man sich aber, zur Vertreibung der Läuse, am sichersten des Leinöls; sie müssen jedoch damit über und über bestrichen, und er muß überall gehörig eingerieben werden, damit er auf die Haut komme.

§. 122.

Wie und in welchen Fällen man dem Schweinemeister oder Hirten auf den Dienst passen müsse, um Schaden und Betrügereien, oder Unterschleife, zu verhüten.

Ein Schweinemeister, oder Hirte, kann auf mehrere Art, durch seine Nachlässigkeit oder Untreue, schaden. Man muß also auf folgende Stücke genau achten und halten:

1) Daß er, wenigstens zweimal wöchentlich, die Ställe reinige, damit das Vieh nicht durch Unreinlichkeit leide;

2) Daß er, nach dem jedesmaligen Futtern, die Futtertenne wieder rein und sauber mache, damit das Vieh immer Lust zum Fressen behalte.

3) Daß er, so oft als der Braumeister abgebrauet hat, gleich die Trebern, oder den Sei, nach dem Schweinehause und in die Trebergruft schaffe; theils damit er dort gleich aus dem Wege komme, theils damit nicht etwa andere Hirten, denen die Trebern zur Futterung nicht angewiesen sind, sich einen Theil davon zu Nutze machen, und es dann den Schweinen nicht am Nöthigen fehle.

4) Daß er, wenn die Säue ferkeln, des Nachts auf dem Schweinehause sey, nicht etwa um bei der Geburt zu helfen, sondern bloß um aufzupassen, daß eine Sau, die unruhig wird, ihre Ferkel nicht auffresse.

5) Daß er, so oft er aus dem Schweinehause fortgeht, oder die Schweine austreibt, das Haus verschließe, damit nichts von den Inventarienstücken abhanden komme. Er muß zwar für diese Stücke haften; allein, da sein Lohn meistens so geringe ist, daß er nichts davon übrig hat, so ist es nicht nur hart, ihm für das Fehlende den Werth am Lohne abzuziehen, sondern auch gefährlich, indem es ihn mißmuthig macht, und die Armuth ihn leicht zur Untreue und Betrügerei verleitet.

6) Daß er, wenn verkaufte Schweine nicht gleich bei dem Verkaufe vom Käufer mitgenommen werden, die verkauften Stücke sofort

zeichne, und nachher, bei dem Abholen derselben, genau darauf achte, daß keine anderen, als die Verkauften, genommen werden. Er wird sonst leicht Mauschelei begehn, und bessere Schweine abliefern, sich aber dafür eine Vergütung zustecken lassen.

7) Daß er, sobald er Zeichen der Krankheit an einem Schweine bemerkt, solche unverzüglich anzeige, und nicht etwa selbst quacksalbere, dadurch aber bewirke, daß die nöthigen Vorkehrungen nicht schnell genug angewandt werden können.

8) Daß er jedes Ferkel, das er als krepirt angiebt, vorzeige. Geschieht dieß nicht, dann giebt er Ferkel als krepirt an, welche noch leben, und sucht sie dann heimlich zu verkaufen.

Dem vorgezeigten Sterblinge läßt man sofort die Ohren abschneiden, damit er ihn nicht zum zweitenmale vorzeigen und Unterschleif machen könne.

9) Daß er, wenn den Säuen und Ferkeln Korn zum Futter gegeben wird, davon nichts unterschlage und wegschleppe. Um dieß Verschleppen noch mehr und besser zu verhüten, muß man eine zu verschließende Kiste auf dem Schweinehause haben, darein das Korn auf eine Woche schütten lassen, und den Schlüssel nach sich nehmen, hieraus ihm aber jedes-

mal, wenn gefuttert werden soll, das nöthige Korn reichen lassen.

10) Daß er nie anders, als im Beiseyn des Scheuren-Voigts, auf die Scheure gehe, um das Kaff zu holen, damit er nicht nach dem guten Korne zugleich mit greife.

Die Wichtigkeit der Befolgung dieser Vorsichts-Regeln hat mich eine langjährige Erfahrung gelehrt.

§. 123.

Untersuchung der Frage: ob in der Regel Vortheil oder Schaden bei der Schweinezucht heraus komme.

Zur Beantwortung dieser Frage mag die folgende Berechnung über den letztjährigen Ertrag meiner Schweinezucht dienen, mit welcher, wie ich auf Gewissen versichern kann, die der übrigen Jahre, bis auf weniges ausgenommen, gänzlich übereinkommen.

Untersuchung, ob von Petri 1802 bis Petri 1803 bei der Schweinezucht Vortheil oder Schaden gewesen.

Ausgabe.

Um Cathedra Petri 1802 war der Bestand: 2 alte Kempen, 14 Säue, 8 Stück große und 34 Stück kleine Fasel.

Die 14 Säue warfen, um Lichtmessen und Jakobi, in allem 125 Ferkel. Auf dieß Vieh

wird ein Knecht oder Schweinemeister gehalten; dieser bekömmt, an Lohne und Deputat, gleichviel mit dem Kuhhirten. Dieß beträgt, nach der beim Hornvieh gezogenen Berechnung, 101 thlr. 20 mgr. Davon kann aber nur die Hälfte hier berechnet werden, weil der Knecht viel Nebenarbeit verrichtet, und das Vieh nur auf dem Stalle wartet, da es im Sommer vom Dorfhirten mit gehütet wird. Es bleiben also hier nur zu berechnen 50 thl. 28 mgr. – pf.

Der Dorfhirte erhält, für das Hüten, jährl. 4 Himpten Rocken, diese betragen, nach dem dermaligen Mittelpreise, zu 1 $\frac{1}{3}$ thl. den Himten gerechnet	5	–	12	–	–
Auf die Unterhaltung des Viehes ist verwendet:					
a) 3 Himten Rocken, den Himt. zu 1 $\frac{1}{3}$ thl.	4	–	–	–	–
b) 4 Himten Erbsen, zu 1 $\frac{1}{2}$ thlr. . . .	6	–	–	–	–
c) 38 Malt. 3 $\frac{1}{2}$ Himpt. Gerste zu 1 thl. .	231	–	18	–	–
d) 6 Malt. 2 Himt. Bohnen zu 1 thl. 6 gr. 5 $\frac{1}{3}$ pf.	42	–	24	–	–
Latus	340	thl.	10	mgr.	–

Transport	340thl. 10mgr. 2 1pf.	
e) Die Trebern von 42 Gebräuden, zu deren jedem 22 Himpt. Gerſten-Malz genommen werden, macht 924 Himten, à $2\frac{1}{2}$ mgr.	64 – 6 – – –	
f) Die Waddecke, oder der wäſſrigte Theil der Milch, welche bei dem Hornvieh-Ertrage mit 14 thl. 19 mgr. 1 pf. in Einnahme gebracht iſt, alſo hier auch in Ausgabe gebracht werden muß . .	14 – 19 – – –	
Dem Schweine-Schneider wird jährlich, für das Schneiden des jungen und alten Viehs, bezahlt .	6 – – – –	
Deſſen Knechte Trinkgeld	– – 12 – –	
Pacht von der Sommerweide		
a) für 14 Säue, à Stück 9 mgr., , $3\frac{1}{2}$ thl.		
b) für 8 große und 34 Stück kleine Faſel, à St. 6 mgr., 7 thlr.	10 – 18 – –	
Zinſen auf das Inventarium		
Latus	435 thl. 29 mgr. 1 pf.	

Transport 435 thl. 29 mgr. 1 pf.

2 Stück Kempen, à Stück
15 thl., . 30 thl.
14 Stück Säue, à Stück
12 thlr., . 168 thl.
8 St. große Fasel, à St.
10 thl., . 80 thl.
34 St. kleine Fasel, à St.
4 thl. . 136 thl.

in allem 414 thl.
Davon betragen die Zinsen
zu 4 pro Cent. . . 16- 20 — 1-

Ganzer Betrag der Ausgabe 452 thl. 13 mgr. 2 pf.

Für Streu-Stroh und Kaff kommt nichts in Berechnung, weil man diese gegen den Dünger aufrechnet.

Einnahme.

1) In die Haushaltung sind geschlachtet:
a) 3 alte Säue, jede, nach dem Verkaufspreise, zu 10 thl. gerechnet 30 thl. — mgr. - pf.
b) 6 große Faselschweine à 12 thl. 72 - — - - -
c) 1 kleines Faselschwein 4 - — - - -
d) 5 Ferken à 2½ thl. . 12 - 18 - - -
2) Zu Deputat sind ausgegeben

Latus 118 thl. 18 mgr. - pf.

Transport	118 thl.	18 mgr.	– pf.
a) 1 klein Fasel . .	4 –	—	– – –
b) 4 Ferkel . .	10 –	—	– – –
3) Verkauft sind 2 Kem- pen, ein groß Fasel, 17 kleine Fasel und 75 Fer- kel, in allem für .	299 –	25	– – –
Betrag aller Einnahme	432 thl.	7 mgr.	– pf.
Der Betrag aller Ausgabe ist	452 –	13 –	2 –
Dieß verglichen, bleibt ein Verlust von . .	20 thl.	6 mgr.	2 pf.

Aus dieser Berechnung ergiebt sich, daß kein baarer Vortheil bei der Schweinezucht heraus- komme, vielmehr, der Regel nach, Schaden da- bei sey. Man würde jedoch Unrecht thun, des unbeträchtlichen Schadens wegen, die Schweine- zucht aufzugeben; theils deshalb, weil sie doch in das Ganze der Oekonomie mit hineingreift; theils, weil man das Kaff, Spüligt u. dgl. doch nicht leicht würde zu Gelde machen können; theils aber deshalb, weil der Dünger, wenn er gleich für sich allein nur in Hopfenbergen große Dien- ste thut, doch übrigens auch mit anderm Dün- ger vermischt, sehr nützlich wird.

Wollte man mir einwenden, daß ich bei der obigen Berechnung sehr hohe Kornpreise ange- nommen hätte, daß also, wenn man mittlere

Kornpreise annähme, kein Schaden bei der Schweinezucht sey, so beliebe man dagegen zu erwegen, daß ich auch sehr hohe Preise der Schweine angenommen habe, und daß diese bei geringern Kornpreisen auch niedriger sind, daß also dadurch das Verhältniß wieder hergestellt wird.

Viertes Kapitel.

Von der Schäferei und den mancherlei dabei zu beachtenden Dingen.

§. 124.

Einleitung.

Von allen Theilen der Viehzucht ist die Schaafzucht, oder die Schäferei, unstreitig der nützlichste und der einzige, der reinen und beträchtlichen Gewinn bringt; ja, die Schäferei ist, wenn man die nicht ganz eigentlich zum Landhaushalte gehörige Brauerei und Branntewein-Brennerei ausnimmt, unter allen Zweigen der Oekonomie der einträglichste. Sie erfordert aber auch die allermeiste und vorzüglichste Sorgfalt und Aufsicht, wenn sie den gehörigen Nutzen bringen soll.

Wer demnach die Schäferei-Gerechtigkeit bei seiner Oekonomie hat, wer dabei gute Weiden und Wiesen, wer hinlänglichen Ackerbau hat, um gutes Winterfutter in gehöriger Menge zu gewinnen, der kann sich, in mehr als einer Hinsicht, glücklich schätzen; nicht nur deshalb, weil die Schaafe einen guten Dünger geben, sondern auch weil sie auf Bergfelder,

wohin der Dünger oft gar beschwerlich zu bringen ist, ihn selbst hintragen, und obenein noch solch einen ansehnlichen Nutzen bringen.

In bergigten Gegenden ist die Schäferei theils des eben angegebenen eignen Hintragens des Düngers wegen, theils deshalb vorzüglich nützlich, weil die Schaafe auf den Bergen die beste und gesundeste Weide finden, und folglich die beste Wolle geben. Es giebt aber auch manche Ebenen, wo mit großem Nutzen eine Schäferei gehalten werden kann, besonders wenn ein Theil der Aecker sehr entfernt liegt; ja, die Erfahrung hat mich gelehrt, daß selbst in Gegenden, wo die Weiden zum Theil moorig sind, die Schaafe gedeihen und mit Nutzen gehalten werden, wenn nur bei deren Hütung und Futterung die nöthige Vorsicht gebraucht wird.

Ich werde deshalb diesen Zweig der Oekonomie etwas umständlicher behandeln, und mich bemühen, alles dasjenige genau anzugeben, was ein Oekonom wissen muß, um aus selbigem den möglich größten Vortheil zu ziehen.

§. 125.

Ob es rathsam sey, seine Schäferei so viel zu vergrößern als man kann.

Aus dem im vorigen §. Gesagten wird man schon einsehen, daß die Vergrößerung der Schäferei sehr gut und nützlich sey. Da, wo die Schäferei eines Guths, oder einer Oekonomie,

durch Verträge oder durch das Herkommen, nicht auf eine bestimmte Anzahl beschränkt ist, sondern wo so viele Schaafe gehalten werden können, als ein Oekonom mit selbst geerndtetem Futter durchwintern kann, muß also auf die Vergrößerung der Schäferei möglichst gedacht, es muß jedoch hiebei auch auf die Größe und Güte der Weiden und auf die zu gewinnende Menge des Winterfutters die nöthige Rücksicht genommen werden. Wer mehr Schaaf-Vieh hält, als die Weiden in schlechten Jahren ernähren können, und als er, bei mittelmäßigen Erndten, gehörig durchwintern kann, der wird mehr Schaden als Vortheil davon haben; und sicher nicht so viel, nach Verhältniß, bei seiner Schäferei gewinnen, als der, der lieber eine geringere Zahl von Schaafen hält und dafür sorgt, daß solche zu allen Zeiten die gehörige Nahrung haben.

§. 126.

Von der bei Anlegung eines Schaafstalles nöthigen Vorsicht.

Ein Schaafstall gehört unter die allereinfachsten Gebäude, indem er nur vier Wände hat und im Innern nur eine hinlängliche Anzahl von Trägern oder Säulen erfordert, damit die Balken das darüber zu legende Futter gehörig tragen können; die Schäfer aber die innern Abtheilungen mit Horden selbst machen. Es ist jedoch bei dessen Anlegung auf folgende Stücke zu achten:

1) Daß er an einem trockenen und luftigen Orte und so angelegt werde, daß die Schaafe bequem aus- und eingetrieben werden können, auch so viel Raum vor dem Ausgange habe, daß allenfalls die Schaafe, bei heiterer Witterung, vor demselben in Horden, oder in sonstiger Befriedigung, liegen können.

2) Daß das darin bei Winterszeit aufzustallende Vieh den gehörigen Raum habe, und nicht zu gedrängt auf einander liege. Auf jedes Stück müssen, eins gegen das andere, und den Platz für die Hillen (Hilten, Raufen) und Horden, wodurch die nöthigen Abtheilungen im Stalle gemacht werden, nicht mit eingerechnet, 6 □ Fuß kommen, sonst aber, wenn man den bemeldeten Platz mit anschlägt, 8 □ Fuß.

3) Daß er die gehörige, und wenigstens eine 14 füßige, Höhe, auch außer den großen Thüren zum Ein- und Austreiben des Viehes, und zum bequemen Einfahren des Getraides und Ausfahren des Mistes, noch mit den nöthigen Klappen an zwei gegen einander liegenden Seiten, wozu man gewöhnlich die längsten Seiten nimmt, versehen werde, damit man der Luft, nöthigen Falls, den gehörigen Durchzug verschaffen und dadurch verhüten könne, daß das Vieh im Winter nicht zu dumpfig liege und dadurch nicht Schaden leide.

4) Daß er, außer den großen Thüren, noch eine kleine Nebenthür habe, damit der Schaafmeister und die Knechte, besonders im harten Winter, in denselben kommen können, ohne die großen Thüren aufzumachen, und zu viele Kälte in den Stall zu bringen, ja, damit er auch durch diese Thür leicht verschlossen werden könne.

5) Daß er hinlänglich hohe Grundmauern und hinlänglich hohe steinerne Stockeln, oder Untersätze, unter den Säulen bekomme, damit der sich im Winter anhäufende Dünger das Holzwerk nicht berühre und solches in Fäulung bringe.

6) Daß, da der untere Raum meistens mit zur Einscheurung der Früchte gebraucht werden muß, ein Theil des Bodens zu einer Dresch-Tenne gehörig aptirt werde, um auf solcher die eingescheuerten Früchte gleich ausdreschen zu können.

7) Daß er auch oben im Dache gehörigen Raum habe, um das zur Winterfutterung erforderliche Welle-Futter und Heu darin aufzubewahren; also stehende Giebel bekomme, welche oben nur wenig abgeschrägt, oder nur mit einem kleinen sogenannten Walme versehen sind.

§. 127.

Von den verschiedenen Arten von Schaafen im nördlichen Deutschlande, und welche davon ein Oekonom zuziehen soll; insbesondere von der Veredlung der Schaafe.

Ob gleich das Schaaf, als ein so weit verbreitetes Thier-Geschlecht mancherlei Arten und Abarten hat, so giebt es doch in Niedersachsen und dem nördlichen Deutschlande, so viel ich weiß, für den Oekonomen nur folgende fünf Arten, die sich in Absicht der verschiedenen Güte des Haares, des Pelzes, oder der Wolle auszeichnen.

1) Die Haide-Schnucken, Haide-Schaafe, Schnuckenschaafe, in den Haide-Gegenden bei Lauenburg, Celle, Harburg u. s. w. Diese sind, sowohl dem Körperbaue als der Wolle nach, die allerschlechteste Sorte von Schaafen. Sie haben einen gar kleinen Körper, kleine Hörner, und eine minder oder mehr in das schwärzliche fallende, dem Haare eines zottigen Spitzhundes ähnliche Wolle, die nur zu groben Strümpfen und einem sehr schlechten Zeuge, Haidemanchester genannt, im Lande selbst gebraucht wird, und daher nur sehr geringe im Preise ist. Diese Art ist für Haide-Gegenden einzig zu empfehlen, weil die Haideschnucken von äußerst dauerhafter Gesundheit, mit dem dürren elenden Haidekraute fast den ganzen Winter und Sommer hindurch zu-

frieden, und sogar im Stande sind, ihre Nahrung unterm Schnee hervor zu suchen, dabei aber doch ein zärtes und wohlschmeckendes Fleisch haben, und mit etwas gutem Grase leicht feist gemacht werden können, also gar nicht viel anzuschaffen und zu unterhalten kosten; für andere Gegenden wird sie aber wohl nicht leicht jemand wählen.

2) Die sogenannten pelzhaarigten Schaafe. Diese Sorte von Schaafen ist bei weitem größer, als die vorige, auch dauerhaft und gesund und ziemlich reich von Wolle, worin sich jedoch die einzelnen Haare so vereinigt und unter einander verschlungen haben, daß die sämmtliche von dem Thiere geschorne Wolle, sonst der Vließ genannt, wie ein wolligter Pelz aussieht, und so fest zusammenhält, daß eines Mannes ganze Kraft dazu gehört, sie auseinander zu reißen. Die von dieser Sorte gewonnene Wolle ist sehr schlecht, und steht in sehr geringem Preise. Man findet diese Sorte deshalb jetzo nur sehr selten, und nur noch bei einfältigen Schäfern, die bloß auf das größere Gewicht der zu gewinnenden Wolle, und nicht auf den Preis derselben, sehen. Gegen diese wird also wohl ein irgend kluger Oekonom nicht mehr zu warnen seyn.

3) Die sogenannten lang- oder hundehaarigen, oder strupphaarigen Schaa-

se. Diese sind ziemlich groß und stark von Körper- und Knochen-Bau, und haben lange harte oder struppigte Haare, welche haufen- oder theilweise sich mit den Spitzen zusammenhängen, und einzelne verwickelte Flocken bilden, die wie Quäste am Thiere herabhängen. Sie geben viele, aber grobe und strufe oder harte Wolle, welche, da sie nur zu ganz groben Tüchern und Zeugen verarbeitet werden kann, von den Wollhändlern wenig gesucht und gering bezahlt wird. Wegen ihrer besondern Dauerhaftigkeit pflegt diese Sorte von Schaafen noch hie und da von Pacht-Schäfern gehalten zu werden, die zugleich mehr auf das Gewicht, als auf den Preis der Wolle sehen. Einem guten Oekonom ist sie aber auf keine Weise zu empfehlen.

4) Die sogenannten Kluft- oder efhaarigen Schaafe. Diese sind an Größe und Körperbaue den vorigen gleich, haben aber dabei eine bessere und feinere Wolle, die sich auf den Rücken des Thiers nicht scheitelt oder theilt, sich nirgend an dessen Körper von einander trennt, dabei aber weich und elastisch anzufühlen, in beträchtlicher Menge, und flokkigt ist. Sie sind aber nicht so dauerhaft, als die vorigen, und es scheint mit der Feinheit der Wolle, auch die Zartheit des Nervenbaues zugenommen zu haben.

Die Wolle dieser Thiere wird noch von einigen Wollhändlern gesucht, da sie schon zu ziemlich guten Tüchern, Zeugen und dgl. verarbeitet werden kann; sie wird auch ziemlich gut bezahlt, und deshalb pflegt denn auch diese Art von Schaafen auf den meisten Oekonomieen gehalten zu werden, wo man noch nicht für gut gefunden hat, auf Veredlung der Race durch gute Böcke, zu denken.

5) Die veredelten, oder durch Spanische Böcke verbesserten, sogenannten Spanischen Schaafe. Diese Art der Schaafe ist eben so groß, ja größer von Körperbaue, als die vorige, weil sie aus derselben, durch Hinzulassung der Spanischen Böcke, erzielet wird; sie giebt aber eine bei weitem feinere, fettigere und elastischere Wolle, wovon ein Vließ, wenn es gleich am Gewichte nicht so schwer ist, als der von einem Stück der vorigen Art, doch weit theurer bezahlt wird. Diese Art ist indeß auch weichlicher und minder dauerhaft, und verlangt deshalb eine weit bessere Weide und weit genauere Wartung und Aufsicht. Man fängt schon an, solche auf vielen Oekonomieen zu halten, ja, man macht die Haltung und Zuzucht derselben, in den Königl. Preußischen Provinzen, jetzt den Domainen-Pächtern, in ihren Pachtkontrakten zur Pflicht, und diese ist denn auch jedem Oekonom zu empfehlen, der ge-

sunde und kräftige Weiden hat, und dessen Schaafe nicht etwa in einem zu großen und zu ungleichen Distrikte oder Bezirke umher getrieben werden.

Anm. Zur Beruhigung und Ueberzeugung derjenigen, welche zweifeln, ob die Veredelung der Schaafe zuträglich sey, mag folgende Berechnung dienen. Im Jahr 1805 gaben in meiner Heerde, zu Heinde, 45 Stück 104 ℔ ganz feine Wolle, weil sie schon völlig veredelt waren. Von dieser Wolle galt der Centner 110 Thlr. und jeder Vließ wog im Durchschnitt 2 ℔ 9$\frac{4}{7}$ Lth.; 456 St. trugen halbveredelte Wolle 1225 ℔, à Centner 60 Thlr., also wog jeder Vließ, im Durchschnitt, 2 ℔ 28$\frac{1}{4}$ Lth.; 179 St. trugen 458 ℔ grobe Wolle, à Centner 40 Thlr., also jeder Vließ etwa 2 ℔ 18 Lth. Es trug also, bei völlig gleichem Futter, jedes feine Schaaf 2 Thlr. 11 Mgr. 1$\frac{3}{5}$ Pf., jeder Halbschläger 1 — 16 — 6$\frac{2}{209}$ – jed. grobwoll. Schaaf – — 33 — 3$\frac{1}{1}\frac{8}{9}\frac{0}{6}\frac{3}{9}$ – ein. Und da die Sterblichkeit übrigens bei allen ganz gleich war, so wird es hoffentlich einleuchten, daß die Veredlung der Schäferei sehr zuträglich sey.

§. 128.

Von der Art, wie man die veredelten oder sogenannten Spanischen Schaafe erlangt.

Wenn man unter eine Heerde der klufthaarigen Schaafe Spanische Widder bringt,

und von diesen allein die Mutter-Schaafe bespringen läßt, so erhält man ganz fein- und kraushaarige Lämmer, deren Wolle fett und dichtanliegend ist. Diese nennt man Spanische Schaafe erster Generation. Läßt man nun die Mutter-Schaafe dieser Generation, im 4ten Jahre ihres Alters, wieder durch Spanische Böcke belegen, so werden die Lämmer, die davon fallen, wieder grobwolligter; das Haar artet gleichsam wieder nach der Großmutter mütterlicher Seits, und schlägt, wie man sagt, zurück. Die aus diesen Lämmern erwachsenden Schaafe heißen nun Schaafe zweiter Generation. Läßt man von dieser Generation die Mutter-Schaafe wieder von Spanischen Widdern belegen, dann schlagen, oder arten die Lämmer ganz nach den Vätern und bekommen nun eine ganz feine, dicht anliegende, fettige und elastische Wolle. Diese heißen nun Schaafe dritter Generation, oder völlig veredelte Spanische Schaafe, und von dieser dritten Generation an arten sie nun nicht mehr aus, sondern werden immer schöner und schöner, je mehr sie sich mit den Spanischen Böcken begehen, und von dieser Generation an kann man erst selbst Böcke zuziehen.

Man kann also, wenn keine Unfälle eintreten, doch erst in neun Jahren eine ganz veredelte Heerde erlangen; hat man aber Unfälle, so wird man längere Zeit brauchen, und bis zum

gänzlichen Ausmerzen des Klufthaarigen Landviehes länger warten müssen.

§. 129.

Ueber die verschiedenen Arten Schäfereien zu halten.

Man hat zweierlei Arten von Schäfereien. Die eine heißt man die Zuchtschäferei, wo man sein Vieh selbst zuziehet; und diese ist die gewöhnlichste, weil man dabei jeden Fleck der Weide benutzen, und für die Veredelung seines Viehes selbst sorgen kann. Die zweite wird die güste Schäferei genannt; weil man, um solche zu halten, sich bloß eine hinlängliche Menge Hammel und güster, oder nicht trächtiger, Schafe kauft, von selbigen die Wolle einige Jahre hindurch benutzet, und alle Jahre dann eine Anzahl fett macht und verkauft; dagegen aber wieder eine gleiche Anzahl magern Viehes zukauft, um den Abgang zu ersetzen. Die erste Art erfordert weit mehr Vorsicht, Wartung und Kenntnisse, als die letzte; dagegen kann aber auch die letzte nur da mit Vortheil gehalten werden, wo man hinlänglich große und gute Fettweiden hat.

Von beiden Arten werde ich möglichst umständlich und deutlich zu handeln suchen, und zwar zuerst von

der Zuchtschäferei.

§. 130.

Von der Eintheilung einer Zuchtschäferei.

Bei einer Zuchtschäferei giebt es, wie leicht zu erachten, nicht nur Thiere von allerlei Alter, sondern auch von verschiedenen Geschlechtern und Qualitäten.

I) In Rücksicht auf das Alter theilt man die Schaafe

1) in Lämmer, d. h. junge Schaafe jeder Art, die noch kein Jahr alt sind;
2) in Jährige, d. h. solche, die im Alter von einem Jahre bis an das zweite Jahr stehen, ohne Unterschied des Geschlechts;
3) Erstlinge, d. h. Schaafe von zwei Jahren bis zum dritten, wovon die weiblichen nun zum erstenmale, und zwar um Michaelis, also in einem Alter von 2 Jahren und 7 Monaten, zum Bocke oder zur Begattung gelassen werden, das heißt in der Sprache der Schäfer, zum erstenmale böcken.
4) Alte, d. h. solche Schaafe, welche drei Jahr und darüber alt sind.

II) In Rücksicht auf das Geschlecht theilt man sie in

A) Böcke, oder vollkommene Männchen,
B) Hammel, oder entmannte, kastrirte Männchen und
C) Schaafe, Mutterschaafe, oder Weibchen.

Die Lämmer nennt man, in Rücksicht des Geschlechts, Bocklämmer, d. h. Männchen, Hammellämmer, d. h. entmannte Böckchen, und Zibbenlämmer, d. h. Weibchen.

III) In Rücksicht auf die Qualität werden sie abgetheilt in

a) gute und kraftvolle, und

b) abgängige Schaafe, die man mit einem gemeinsamen Namen Schnittchen nennt; es mögen nun alte unbrauchbare Böcke und Zuchtschaafe, oder schwache und kränkliche Hammel und Schaafe von jedem Alter seyn, die man ausgemerzt hat, um sie fett zu machen und zu verkaufen.

Sobald ein Schäfer ein Stück der Heerde ausmerzt, sagt er, er setze solches in den Schnitt.

§. 131.

Von den Mitteln, eine gute Schäferei zu erhalten, und eine schlechte zu verbessern.

Die Mittel, eine Schäferei, die im guten Stande ist, darin zu erhalten, sind: daß man

1) nur gute und kraftvolle Lämmer beiderlei Geschlechts, die von guter Art abstammen, zur Zucht wähle;

2) daß man diese Lämmer hinlängliche Zeit saugen lasse, und sie, bis man sie zur Zucht gebraucht, sowohl im Sommer auf gesunden und

kraftvollen Weiden hüten, als im Winter mit gesundem und reichlichem gutem Futter ernähren lasse, und

3) dadurch, daß man beide Geschlechter, vor dem Alter von 2½ Jahren, nicht zur Begattung läßt, und sie nicht zu lange zur Zucht gebraucht.

Das Mittel, eine Schäferei zu verbessern, besteht darin, daß man von Zeit zu Zeit kraftvolle Böcke, von guter Abkunft, ankauft, und dadurch die Generation gleichsam erfrischet.

§. 132.

Wie ein guter Bock beschaffen seyn müsse.

Ein guter Bock muß

1) gut und stark von Knochen und Muskeln seyn, er muß

2) eine breite Stirn, ein breites Kreuz, einen dicken Hals und kurze Beine haben; er muß

3) vorzüglich viele und gute Wolle tragen, d. h. wenn man ihn mit der hohlen Hand auf den Rücken faßt, so muß die Hand allenthalben von der Wolle angefüllt werden, und wenn man mit beiden Händen die Wolle an der Vorderbuge, oder dem Obertheile des Vorderbeines, von einander trennt oder scheitelt, so muß sie, bei dem loslassen der Hände, gleich elastisch und schnell wieder zusammenspringen, und keine Abtheilung mehr erblicken lassen; er muß

4) feinhaarig seyn. Um dieß zu beurtheilen, reißt man ihm ein Zöpfchen der Wolle aus, zupft solche klar auseinander und hält sie gegen das Licht, wo man denn die Feinheit des einzelnen Haars am besten erblickt. Er muß

5) nicht zu alt und

6) gesund seyn, auch

7) viel Muth bezeigen.

Auf die unter Nro. 3. angegebene Eigenschaft muß man vorzüglich sein Augenmerk mit richten; weil ein dünnhaariger Bock, der Erfahrung nach, lauter dünnhaarige Lämmer erzeugt; welches dann auf die Ergiebigkeit der Wolle, oder die Schwere des Vlieses dieser Thiere, großen Einfluß hat. Kann man es so einrichten, daß man den Bock von einem Freunde kauft, so muß man auch darnach sehen, daß derselbe von einer guten, fruchtbaren, zum Verwerfen nicht geneigten, Mutter sey, welche nicht oft Grind und Schaden am Auge gehabt hat, weil auch dieß auf seine Kraft und Güte, der Erfahrung nach, Einfluß hat. Zieht man also selbst einen Bock zu, so muß man auf die angezeigten Eigenschaften und die Abkunft ebenfalls sehen, und den Schaafmeister oder Knecht, der die Generation oder Abkunft der Mutter, und deren Güte und Fruchtbarkeit kennt, darüber umständlich befragen.

§. 133.
Von den Qualitäten eines guten Mutterschaafes.

Ein Zucht- oder Mutterschaaf muß im Ganzen, im Baue u. s. w. einerlei Eigenschaften mit dem Bocke haben, vor allen Dingen muß man aber darnach sehen, daß es wollreich und breit vom Kreuze sey, auch nicht von einer schwachen, milcharmen und zum Verwerfen geneigten Mutter abstamme; indem ein Schaaf mit schmalem, oder Schwäche verrathendem Kreuze oder Hintertheile, kein starkes und kräftiges Lamm geben wird, und die Milcharmuth sowohl, als die Neigung zum Verwerfen oder Verlammen, sich gewöhnlich forterbt.

§. 134.
Woran erkennt man das Alter, und die Gesundheit der Schaafe?

Das Alter der Schaafe erkennt man theils an den Zähnen, deren Wechselung, Farbe und Abnutzung, und theils an der Farbe des Zahnfleisches und des innern Mundes.

Ein neugebornes Lamm bekommt gleich, oder doch bald nach der Geburt, eine Reihe kleiner, weißer und scharfer Zähnchen. Sobald es 1½ Jahr alt wird, schiebt oder wechselt es die beiden mittlern oder vordersten Zähne, und bekommt dafür zwei etwas längere und breitere. Dann heißt es zweizähnig (bidens). Im

Alter von $2\frac{1}{2}$ Jahre schiebt es den auf beiden Seiten der zwei neuen Mittelzähne zunächst sitzenden Zahn, also zwei neue etwas kürzere, aber eben so breite Zähne als die neuen mittleren, und heißt nun Erstling. Hat es $3\frac{1}{2}$ Jahr erreicht, dann schiebt es die, den vorigen zunächst sitzenden zwei Zähne, und bringt dafür ein Paar eben so breite, aber noch kürzere, als die vorigen, hervor. Dann sagt man, es habe vollgesetzt, und nun heißt es ein altes Schaaf.

Von dieser Zeit an kann man das Alter desselben nicht weiter mit Gewißheit bestimmen, am wenigsten an den Zähnen. Es wollen zwar unerfahrne Schäfer nun noch aus der Abnutzung der Zähne auf das Alter schließen; allein dieser Schluß ist sehr trüglich, indem Schaafe, die auf sandigten und kiesigten Weiden gehen, ihre Zähne weit eher abnutzen oder abreiben, und nach der Sprache der Schäfer rübetänig werden, als solche, die auf weichem Boden weiden oder grasen.

Man kann jedoch noch, nach dem Wechseln der Zähne, auf das Alter eines Schaafes ziemlich sicher aus der Farbe des Zahnfleisches und der damit benachbarten Theile des Maules schließen. Ist nämlich das Zahnfleisch u. s. w. noch röthlich, so ist das Schaaf noch jung; ist es hingegen weiß und weißer, so ist es älter und älter, und ist es gelb und gelber, so schließt man auf ein noch höheres Alter. Zur richtigen An-

wen-

wendung dieser Kennzeichen gehört aber ein geübtes Auge, welches häufig die Farbe des Zahnfleisches an solchen Schaafen, deren Alter bekannt gewesen, bemerkt, und sich die Abstufungen von der röthlichen zur gelben Farbe gehörig gemerkt hat.

Die Gesundheit der Schaafe erkennt man an der Beschaffenheit der Augen und der Haut, und verfährt dabei, wie folget:

Man ergreift das zu untersuchende Thier, mit der linken Hand, bei dem Nackhaare oder der Wolle im Genicke, hält es fest, und schlägt nun das rechte Bein über dasselbe. Auf diese Art bekommt man es zwischen die Beine, so, daß der Kopf nach vorn herausteht, und untersucht werden kann. Nun hält man es, durch Zusammendrückung der Knie, fest, nimmt dessen Kopf in die volle linke Hand, setzt den Daumen derselben an die eine Seite oder das Unterglied des Auges, und den Daumen der rechten Hand an die entgegengesetzte Seite. Dann zieht man, mit beiden Daumen, die Augenlieder von einander und giebt zugleich, mit beiden Daumen, einen Druck nach innen, oder nach der Nase zu, auf den Augapfel. Dadurch springt der, in der Nähe der Nase, im Auge sitzende Thränensack, oder die Thränendrüse, von den Schäfern der Kern genannt, hervor, und man wird in Stand gesetzet, die inwendige Beschaffenheit des Auges zu erforschen. Ist nun dieß Inwendige, und

besonders der Kern, hochroth oder blutroth, so ist das Thier sicher gesund; hat alles aber ein todtenblasses, aufgedunsenes Ansehn, dann ist es ein Zeichen, daß das Thier entweder an der Geschwulst, d. h. an einer Entzündung am Zwölffingerdarme leide, und dann ist es gut, solches, wenn man es kaufen will, ungekauft zu lassen, oder wenn man es selbst besitzet, auszumerzen und fett zu machen; indem beide Krankheiten unheilbar und tödtlich sind. Nun ergreift man das Thier, an der Wolle auf dem Rücken, mit einer Hand, und wirft es so zwischen die Beine, daß man den Kopf zwischen die Kniee faßt, und derselbe nach hinten zu steht. Man scheitelt oder theilt alsdann die Wolle auf der Seite, hinter dem Vorderblatte, oder dem Obertheile des Vorderbeins, bis auf die Haut von einander, und besiehet diese. Ist dieselbe hochroth und glänzend, so ist das Thier gesund; ist sie leichenblaß, so ist es gewiß krank.

§. 135.

Wie viel Schaafe ein guter Bock, ohne Schaden seiner Gesundheit, gehörig bedienen könne.

Bei den gewöhnlichen Landviehe giebt man einem Bocke 50 Schaafe zum Bespringen, und er kann sie auch, ohne merklich am Fleische abzunehmen, gehörig bedienen oder bedecken. Einem Spanischen Bocke darf man aber nur zwi-

schen 30 und 40 Stück, nach Verhältniß seines Alters, zur Begattung bestimmen; indem diese Thiere so außerordentlich hitzig sind, daß sie, wenn man sie unter die Mutterschaafe gelassen hat, weder fressen noch saufen, sondern nur unaufhörlich ihre Begierden zu befriedigen suchen. Ueberläßt man sie nun auch, selbst wenn man ihnen nur 30 Stück Schaafe zugetheilt hat, sich ganz allein, so reiben sie sich, durch das Begattungswerk ganz auf. Man muß also, da sie im Ankaufe sehr theuer sind, ihre Gesundheit durch nöthige Vorkehrungen zu erhalten suchen, und sie von Zeit zu Zeit von den Schaafen absondern.

Hat man nun eine kleine Wiese, die man ihnen zur abgesonderten Weide eingeben kann, so ist es am zuträglichsten, während der etwa 4 Wochen daurenden Begattungszeit, die Hälfte von allen auf die Heerde zu haltenden Böcken unter die Heerde, und die andere Hälfte in der Wiese zu lassen, auf diese Art aber täglich zu wechseln, so daß sie immer einen Tag um den andern ruhig weiden, und sich wieder erholen können; sie aber außerdem nie mehr, als zu einer Begattungszeit, jährlich zu gebrauchen; wie es im nördlichen Deutschlande hergebracht ist.

Kann man ihnen die Schonung, mit der täglich abwechselnden Begattung und Ruhe, nicht angedeihen lassen, und muß sie alle, die ganze

Begattungszeit hindurch, in der Heerde lassen, so muß man jedem von ihnen, Morgens, vor dem Auslassen aus den Horden, in einem kleinen Krippchen, eine starke Hand voll Hafers zu fressen geben, wenn sie nicht von Kräften kommen sollen. Es ist die eine oder die andere dieser Verkehrungen um so nöthiger, da sonst bei dem ungeheuren Hange zum Springen, der Saamen dieser Thiere durch die häufige Ausleerung zu wässerigt, und zur Befruchtung untauglich wird; woraus sodann die große Unannehmlichkeit entsteht, daß viele Schaafe güste, oder unbegangen bleiben, und folglich die gehörige Anzahl von Lämmern, die man erwartet hat, nicht erfolget; welcher Schaden dann den Werth des ersparten Hafers bei weitem übersteigt.

Sieht man keine Schaafe mehr böcken, dann muß man die Böcke auch sogleich unter der Heerde weg, und auf eine kräftige Weide bringen, damit sie sich wieder erholen, und sie darauf nach 5 bis 6 Tagen wieder auf einige Tage unter die Heerde lassen; damit, durch den Reiz der Neuheit, diejenigen Schaafe, welche entweder noch gar nicht geböcket, oder doch nicht empfangen oder aufgenommen haben, bewogen werden, sich einzulassen und auf die Art um so gewisser jedes derselben befruchtet werde.

§. 136.

Wie früh und wie lange die Böcke und Mutterschaafe mit Nutzen zur Zucht zu gebrauchen sind.

Wenn man das Vorhergehende gehörig beherzigt hat, so wird man leicht einsehen, daß man einen Bock und ein Mutterschaaf, beide, nicht eher zur Begattung lassen müsse, bis sie 2½ Jahr alt sind. Von diesem Alter an sind sie erst mit Vortheile zu gebrauchen, um gute Nachkommenschaft zu liefern, und nicht vor der Zeit abgängig zu werden. Wenn man dann die im vorigen §. angegebenen Vorsichtsregeln genau beobachtet, so kann man Spanische Böcke und Mutterschaafe bis ins fünfte, sechste Jahr ihres Alters brauchen, Landschaafe aber noch wohl einige Jahre länger. Man läßt alle aber gewöhnlich nur bis zum sechsten Jahre des Alters zur Zucht dienen; weil man sie dann desto besser fett machen und verkaufen kann, deren Abgang aber durch die Zuzucht reichlich ersetzet wird. Sollte ja ein Bock, oder ein Mutterschaaf, vorzüglich gut zur Zucht qualifizirt seyn, dann mag man solche immerhin ein Jahr länger dazu gebrauchen, und eine Ausnahme von der Regel machen.

§. 137.

Welches die beste Zeit zum Lammen der Schaafe sey, und wann man also die Böcke zu den Mutter-Schaafen lassen müsse.

Da in dem nördlichen Deutschlande die Schaafe jährlich nur einmal begangen werden und werfen, und dieß auch in diesen Gegenden am zuträglichsten zu seyn scheint, um die Generation gut und kraftvoll zu erhalten; die Erfahrung aber lehrt, daß ein Schaaf nur 20 Wochen lang trägt: so ist es gut, die Böcke von 14 Tagen vor Michaelis, bis 14 Tage nach Michaelis, zu den Mutter-Schaafen zu lassen, sie dann auf 8 Tage abzusondern, und dann noch einmal auf 8 Tage wieder hinzulassen, damit alle Mutter-Schaafe desto sicherer befruchtet werden. Dann geschiehet das Lammen von der Mitte des Februars an, bis zum Anfange Aprils, welches, der Erfahrung nach, die beste Zeit zum Lammen ist. Läßt man die Böcke früher zu den Mutterschaafen, so bekommt man freilich schon im Anfange Februars Lämmer; allein diese kosten dann auch desto mehr Nahrung und Futter, ehe sie auf die Weide kommen; läßt man sie hingegen später und doch auch 6 Wochen lang zu, so kommen die Lämmer zum Theil im April, und kommen alsdann zu zart und klein auf die Weide, werden also, durch das Laufen hinter den Müttern her, zu sehr erschöpft und in ihrer Ausbildung gestört, welches ihre

Güte beträchtlich mindert. Läßt man sie, von 14 Tagen vor Michaelis an, 8 Wochen lang zwischen der Heerde, so fallen zu viele Lämmer im April, die man Spätlinge oder Junglämmer nennt, und die des Aufziehens nicht werth sind, weil sie, wenn sie mit der Heerde laufen sollen, verqueesen d. h. verkrüppeln, oder nicht gehörig ausgebildet werden. Man verliert also das Lamm, und hat da, wo man nicht melkt, die Mutter umsonst besser gefuttert; ja man verliert auch an der Wolle der Mutter, deren Wachsthum, durch die Trächtigkeit, doch immer etwas zurückgehalten wird.

§. 138.

Nöthige Vorsichtsregeln bei dem Lammen der Schaafe.

Es ist eine so üble, als allgemeine Gewohnheit der Schäfer, daß sie sich bei dem Lammen der Schaafe sehr geschäftig bezeigen, und die bei dem Gebähren hervortretende Wasserblase zersprengen, weil sie glauben, die Geburt dadurch zu erleichtern; ja, daß sie, sobald der Kopf hervortritt, zugreifen, und das Lamm von der Mutter herabziehen. Diese voreilige und übel angebrachte Geschäftigkeit muß man nachdrücklich untersagen. Die Natur zersprengt, wie schon öfters bemerkt ist, meistens die Wasserblase zur rechten Zeit, und macht die Geburtswege durch das darin befindliche Fluidum naß und schlüpf-

rig, damit der Kopf desto leichter durchdringen könne. Geschieht hingegen das Zersprengen der Blase zu voreilig, so wird die Geburt dadurch erschwert und nicht erleichtert. Schießt aber der Kopf durch, und die Blase zerspringt nicht, dann ist es Zeit, sie zu zersprengen und dem Kopfe Luft zu machen. Das Herausziehen des Lammes muß aber nie geduldet werden, weil, sobald der Kopf, als der dickste Theil, durchgeschossen ist, die Natur das Uebrige von selbst hervortreibt, wenn man ihr nur Zeit läßt; die Schäfer aber, mit ihren meistens sehr harten und groben Händen, bei dem gewaltsamen Herausziehen, nicht selten das Lamm tödten. Kurz, man überlasse, außer dem etwa nöthigen Zersprengen der Blase, alles der Natur.

§. 139.

Wie man diejenigen Schaafe, welche ihre Lämmer nicht säugen wollen, behandeln müsse.

Bei den Erstlings-Müttern, deren Zitzen oft sehr empfindlich sind, und denen Schaafen, welche, in den letzten 14 Tagen vor der Zeit des Lammens, nicht gut und nicht mit Korn genähret sind, die also keine hinlängliche Milch haben absondern können, tritt nicht selten der Fall ein, daß die Mütter ihre Lämmer nicht säugen wollen. Man muß alsdann von den Horden lauter kleine Abschläge machen, die bloß eine Mutter mit ihrem Lamme fassen, und dann von Zeit zu

Zeit täglich die Mutter halten, damit das Lamm saugen könne und die Mutter daran gewöhnt werde, das Lamm saugen zu lassen, das heißt in der Kunstsprache: das Lamm annehme. Nur dann, wann man es dahin gebracht hat, daß das Lamm angenommen ist, läßt man die Mutter mit dem Lamm wieder unter den Haufen der übrigen Mutterschaafe, und dieß wird meistens nach ein Paar Tagen geschehen können.

§. 140.

Wie lange die Lämmer saugen müssen, um gut und kraftvoll zu werden, und ob es zuträglich sey, die Schaafe zu melken?

Man hat meistens die üble Gewohnheit, die Lämmer nur bis zum alten Maytage saugen zu lassen, sie dann abzusetzen und die Mütter bis gegen Michaelis zu melken, dann aber die Böcke wieder hinzulassen. Diese Gewohnheit hat mehr, als eine nachtheilige Folge.

1) Das Lamm, dem zu früh seine liebste und gedeihlichste Nahrung entzogen wird, leidet an seiner Entwickelung und wird also kein derbes und kraftvolles Thier.

2) Das Melken schwächt die Mutter und hindert sie, gegen Michaelis die nöthigen Kräfte, und folglich auch die Lust zur Begattung zu bekommen, weil man ihnen ohnehin nicht die besten Weiden eingiebt, sondern diese den Lämmern und Böcken zu Theile werden, und weil

sie, selbst im Stalle, schon oft nicht kräftig genug gefuttert sind, also schwach auf die Weide kommen, wodurch denn nothwendig folgt, daß manches schwächliche Thier, in dem Jahre, wo es gemelkt ist, zu spät, oder gar nicht wieder begangen wird, also manches Lamm für die Zuzucht verloren geht.

3) Da die Mutterschaafe, so gut als die übrigen, um Pfingsten gewöhnlich geschoren werden, und das Melken, wie die Erfahrung lehrt, die Mutterschaafe von dem Ansetzen der Wolle abhält, so muß natürlich, in den Zeiten nach der Schur, dasselbe vorzüglich nachtheilig werden und die Mutter schwächen; welches dann nothwendig auf die folgenden Lämmer nachtheiligen Einfluß hervorbringt.

Alle diese Nachtheile werden, wenigstens bei veredelten Schäfereien, durch den unbedeutenden Gewinn, den man aus der Milch zieht, bei weitem nicht aufgewogen. Rechnet man nun noch den Verlust der Wolle hinzu, der durch das Melken veranlaßt wird, so sieht man klar, daß es eine übel verstandene Oekonomie sey, die Schaafe zu melken. Es ist deshalb diese üble Gewohnheit auch in denen Ländern, wo man auf eine gute Schaafzucht hält, schon lange abgeschafft worden. Man lasse also die Lämmer bis Johannistag saugen, damit sie kraftvoll werden, und lasse dann das Mutterschaaf auffiehen, damit es nicht nur bessre Wolle wieder ansetze, sondern auch ge-

gen Michaelis wieder Kraft und Lust zur Begattung bekomme. Dann wird man nicht viele güste, zu spät lammende und mißgebährende, oder verwerfende Schaafe haben.

Anm. Da, wo man den Lämmern eine gute Weide eingeben kann, z. B. Klee u dgl., kann man sie allenfalls schon im Anfange des Junius absetzen und die Schaafe zu melken anfangen, auch, wenn sie gute Weide haben, mit dem Melken, bis 4 Wochen vor der Zeit, wo die Böcke wieder zugelassen werden sollen, fortfahren, weil doch die Milch immer auch ihren guten Geldgewinn bringt, und an der Wolle, nach Verhältniß, nicht so viel verloren geht, als durch die Milch gewonnen wird. Man muß dann aber auch vorzüglich darauf Bedacht nehmen, daß sie in den 4 Wochen vor der neuen Begattung gute Weide bekommen; denn sonst möchten leicht viele Mutterschaafe unbegangen bleiben, und es möchte dadurch leicht der aus der Milch gezogene Geldgewinn doppelt wieder eingebüßt werden.

§. 141.

Von der Behandlungsart der Lämmer nach dem Entwöhnen.

Wenn man recht gute, kraftvolle Lämmer ziehen will, so muß man ihnen, nach dem Entwöhnen, durchaus die beste, gesundeste und kräftigste Weide eingeben, also da, wo man privative Hut

und Weide hat, ihnen im Voraus einen recht guten Weideplatz aufsparen. Lebt man aber unter dem Drucke der Gemein-Weide und der Dreifelderwirthschaft, dann muß man ihnen, wenn sie nicht verkümmern sollen, einen hinlänglichen Theil der Kleestoppeln einräumen, und sie darauf so lange weiden lassen, bis die Felder aufkommen, oder beweidet werden können.

Wer diese Vorsicht unterläßt, der kann keine kräftige Lämmer erwarten, und wird finden, daß sie ihr Leben nur kümmerlich hinschleppen, bis sie einen Theil der Winterfutterung genossen haben, gegen das Frühjahr aber meistens krepiren. Er wird also nicht nur die Zuzucht, sondern auch einen Theil der Winterfutterung verlieren.

§. 142.

Von der besten Zeit, die Bocklämmer zu kastriren oder auszuhammeln, und die Zibbenlämmer zu coupiren oder zu entschwänzen.

Sobald die sämmtlichen Schaafe abgelammt haben, untersucht man alle Lämmer, setzt jedes Geschlecht in einem besondern mit Horden gemachten Abschlag, oder Raum, und wählet, nach den im 132 und 133sten § angegebenen Merkmaalen und mit der dort beschriebenen Vorsicht, diejenigen Bocklämmer aus, die man zur Zucht behalten will und sondert sie ab; mit den übrigen Bocklämmern läßt man aber die ziemlich barbarische Operation der Entmannung vorneh-

men, und läßt den Zibbenlämmern die Schwänze abschneiden; weil sie um so weniger davon empfinden, je jünger sie sind.

Bei dem Aushammeln sind zwei Menschen nöthig. Der eine derselben nimmt den Märtirer der menschlichen Gewinnsucht mit dem Rükken gegen seine Brust, so, daß ihm der Kopf nach oben steht, und faßt nun mit jeder seiner Hände ein Vorder- und ein Hinterbein desselben, und hält auf die Art das arme Thier fest und krumm zusammen, damit die Steine, d. i. Hoden, recht hervor und in den Beutel, oder Hodensack, gedrängt werden. Nun ergreift der zweite mit seiner linken den Hodensack, und schneidet mit einem scharfen Messer zuerst das ganze Vordertheil des Beutels weg, so, daß die beiden Hoden mit ihren Häuten entblößt werden. Dann schneidet er durch die Spitze des einen Hoden, damit dieser noch aus den ihn umgebenden Häuten hervorspringe. Ist dieß geschehen, so faßt er solchen zwischen dem Daumen der rechten Hand und dem Rücken des Messers und reißt ihn, sammt der Sehne, an der er hängt, und den Blut- und Saamengefäßen, heraus, holt dann aber den andern auf eben die Weise nach, und läßt nun den hervorgezogenen Hodensack fahren und ohne alles Schmieren u. dgl. das Lamm laufen, jedoch vergißt der Schäfer wohlweislich nicht, in den Hodensack hineinzublasen, weil er es einmal so gelernt hat.

Je größer nun das Lamm schon ist, desto stärker ist die Hoden-Sehne, und desto gewaltsamer und angreifender die Operation, weshalb man sie gern so früh als möglich vornimmt. Nach der Operation fällt das Thierchen nieder, weil, wie leicht zu erachten, schreckliche Krämpfe in seinen Hintertheilen entstehen; es steht jedoch bald wieder auf, und an eine Verblutung ist nicht zu gedenken. Den Zibbenlämmern werden, zwei Zoll weit vom After, die Schwänze abgeschnitten und man läßt sie laufen; worauf sie sich gleich niederwerfen. Nachdem alle operirt sind, jägt man sie auf, um zu sehen, ob etwa eine Schwanz-Arterie noch blute, und sich nicht von selbst das Blut gestillt habe. Findet man eine blutende vor, so drückt man ein wenig Asche hinein, und das Bluten hört auf.

§. 143.

Warum man den Zibbenlämmern die Schwänze abschneide.

Man hat sich allerlei wichtige Ursachen gedacht, warum den Zibbenlämmern die Schwänze abgeschnitten würden, und die rechten Scharfblicker haben eine Erleichterung des Lammens darin finden wollen, weil der Schwanz beim Gebähren im Wege sey; allein da der Schwanz den Stuten, Kühen und anderm Vieh, beim Gebähren nicht hinderlich wird, so scheint mir diese Ursach weit hergeholt.

Die wahren Ursachen der Entschwänzung sind wohl folgende:

1) damit der Schwanz bei dem Melken der Schaafe nicht im Wege sey, und nicht in den Milcheimer falle, und

2) damit man das Geschlecht desto leichter unterscheiden könne, und nicht zu viele Zeichen bei der Absonderung der verschiedenen Klassen nöthig habe;

3) damit der Schwanz den Euter, beim Gehen, nicht beschmutze, und

4) damit die zur Nahrung des Schwanzes erforderlichen Säfte zu andern Zwecken in dem Thiere verwendet werden können.

§. 144.

Was man mit den Spätlingen anzufangen habe.

Die Spätlinge, oder Junglämmer verkommen oder verkümmern, wie oben gesagt ist, und bleiben meistens krüpplich. Man sucht sie also im Herbste, wo sie sich einigermaßen erholt zu haben pflegen, an solche Schaafmeister zu verkaufen, die gern wohlfeile Lämmer kaufen, und zieht auf diese Art noch den besten Nutzen daraus.

§. 145.

Vorsichts-Regeln, welche bei dem Weiden der Schaafe zu beachten sind.

Bei der Hütung der Schaafe ist vorzüglich dahin die möglichste Sorgfalt zu richten, daß sie

sich nicht faul fressen. Da sich nun die Lämmer am leichtesten faul fressen, so ist diesen vor allen Dingen die beste und gesundeste Weide einzugeben, und zwar die kräftigste, sobald sie entwöhnt sind. Den Mutterschaafen muß hiernächst die beste Weide zugetheilt werden, damit sie nicht kränklich werden, oder herunter kommen. Die schlechtere Weide bekommen sodann die Hammel und güsten Schaafe, und die niedrigste und schlechteste, in Rücksicht auf die Gesundheit, die in den Schnitt gesetzten Hammel und Schaafe, weil diese im Herbste verkauft werden. Die Böcke weidet man gewöhnlich mit den Lämmern, weil es zu viel kosten würde, darauf einen eignen Hirten zu halten; sonst dürfte es allerdings, besonders bei den Spanischen Böcken, zuträglicher seyn, sie besonders weiden zu lassen, vorzüglich in den Hundstagen, wo sie die Lämmer jagen, oder wohl gar zu bespringen suchen. Ein Schurz vor dem Geburtsgliede, verhütet zwar das wirkliche Bespringen; allein er verursacht auch einen schädlichen Reiz an selbigem, und ist also nicht zu empfehlen.

Wo hochliegende ebene Weiden sind, da hat es mit dem zu Tode hüten, oder Faul-Fressen keine Gefahr; desto mehr aber da, wo Berge und Thäler sind. Berge, die rund herum und überall zur Weide dienen, sind durchaus gesund, und zum Todthüten nicht geeignet. Liegt aber ein bebautes Feld über den Bergweiden, welches bei Regen-

Regengüssen einen Abfluß über die Weiden hat, so können sie sehr gefährlich werden, wenn sie ganz, oder zum Theile mit Schlamm überflossen sind; weil das mit Schlamm überzogene Gras selbst alten Schaafen, wenn sie davon fressen, den gewissen Tod bringt. Hier muß man also die größte Vorsicht anwenden, um Unglück zu verhüten. Meistens kann man dieß dadurch, daß man rund an der Ackerländerei herum, zwischen dieser und der Weide, einen Graben zieht und diesen gehörig offen erhält; da aber, wo ein Abzug durch die Niederung erforderlich ist, einen gehörigen Graben oder Kanal zieht und unterhält, damit das Wasser nichts überschwemme. Bleibt in den Thälern oder Tiefen Wasser stehen, so muß man auch diesem, durch Rinnen oder Gossen, Abzug zu verschaffen suchen, damit keine sumpfigte Stellen entstehen; kann man dieß aber der Lage wegen nicht, so muß der Schäfer nachdrücklichst angewiesen werden, diese Stellen bei nasser Zeit mit dem Viehe gänzlich zu meiden, und nur bei anhaltender Dürre darauf zu hüten.

Zu den Ableitungen des Schlammes aus den Feldern, oder des sogenannten Feldflottes, von den Weiden haben die Schäfer Zeit genug. Man suche sie also durch Güte und dadurch, daß man sie auf ihren eignen Vortheil aufmerksam macht, zu bewegen, die Gräben selbst zu machen, so kann man das für deren Ziehung durch

Tagelöhner zu Bezahlende ersparen, oder doch seine Dienstboten, oder Fröhner, welche man dazu gebrauchen muß, zu andern nützlichen Arbeiten anstellen.

§. 146.

Von dem, was hauptsächlich die Schaafe in den sumpfigten und nassen Weiden tödtet.

Das hauptsächlichste und ärgste Gift für die Schaafe in nassen und sumpfigten Weiden ist, wie die erfahrnen Schaafmeister fast durchgängig behaupten, ein kleines, spitziges und vollsaftiges Binsenartiges Gras, welches in meiner Gegend mit einem Provinzial-Ausdrucke Nättegras, Nässegras, genannt wird, sonst aber Krötenbinse (juncus bufonius) heißt, welches in Niederungen und feuchten Stellen häufig wächst und von den Schaafen begierig gefressen wird.

Es ist aber den Schaafen nur so lange schädlich, als es jung und in vollem Safte ist; sobald hingegen eine etwa achttägige Dürre eintritt, oder dasselbe so weit heranwächst, daß es Saamen trägt, ist es den Schaafen nicht mehr gefährlich, weil es im ersten Falle gleich verdorret und von den Schaafen nicht weiter angerührt wird, im letztern Fall aber ihnen, wenn sie es ja fressen, nicht mehr schadet.

§. 147.

Ob man die Schaafe aller Art auch in der Feld- oder Stoppelweide zu Tode hüten könne.

Allerdings kann man dieß; denn auch in den niedrigen und nassen Stellen der Felder wächst das gedachte gefährliche Gras, besonders bei anhaltend nasser Witterung, sehr häufig hervor, und ganz vorzüglich in der Gerste- und Hafer-Stoppel.

Man muß also die Schäfer auf das nachdrücklichste dazu anhalten, den Boden der Stoppel zu untersuchen, und diejenigen Felder sorgfältig zu meiden, wo sich dieß böse Gras befindet, folglich die Schaafe wieder auf die hochliegenden Aenger zu bringen, oder wenn man es zwingen kann, sie in den Horden mit Klee und dgl. zu futtern, weil dieß das sicherste ist; die gefährliche Weide aber den Schnittchen einzeben. Kann man aber, aus Futtermangel, die gefährliche Stoppelweide für das übrige Schaafvieh nicht entbehren, dann muß man die üblen Folgen gewärtigen.

Anm. Es scheint mir, bei reifer Erwägung aller Umstände, doch noch nicht so ganz ausgemacht zu seyn, daß die Krötenbinse die Wassersucht, oder das Faulfressen der Schaafe verursache, wenn sie jung ist; denn diese ihre Jugend fällt gerade in die Zeit, wenn es viel zu regnen pflegt, also die Schaafe oft naß

werden. Da ihnen nun durch die feuchte Kälte viel Wärmestoff entzogen wird, so werden sie asthenisch, oder schwach und leiden besonders an den lymphatischen Gefäßen, weil diese bekanntlich bei den Schaafen die schwächsten sind. Es verdiente also wohl die Sache durch Versuche aufs Reine gebracht zu werden, welche zu machen ich leider, durch mancherlei Ursachen, behindert wurde.

§. 148.

Von der besten Zeit zum Ausmerzen der Schaafe zum Verkauf.

Da, wo man Wiesen und kräftige Weiden hat, die man den auszumerzenden Schaafen, oder Schnittchen, eingeben kann, untersucht man gleich im Frühjahr die Gesundheit aller Schaafe und sondert die verdächtigen ab, um sie fett zu machen und dann, bald nach der Schur, zu verkaufen, weil sie alsdann am besten bezahlt werden. Da aber, wo man die Gelegenheit nicht hat, die Hammel früh, oder überall nicht fett zu machen, verkauft man den Ausschuß mager gegen Johannis, wenn die Schaafe geschoren sind. Man muß aber die Gesundheit der Thiere durchaus vor der Schur untersuchen, weil man sie nur dann richtig beurtheilen kann; indem nach der Schur alle, auch die nicht recht gesunden, schärfer, als vorher, fressen, dadurch aber vollsäftiger werden und den Untersucher leicht

täuschen, daß er sie für gesunder annimmt, als sie wirklich sind.

Wo man nach Johannis den Schnittchen eine zum Fettmachen taugliche Weide, oder aber einen Theil der Stoppel, einräumen kann, da thut man wohl, solche selbst fett zu machen und im Herbste zu verkaufen, weil man auf diese Art größeren Vortheil davon zieht.

§. 149.

Kann man auch alte abständige Böcke noch entmannen, und wie und wann geschieht es am besten?

Man kann allerdings, wie die Erfahrung lehrt, die abgenutzten Böcke noch entmannen, oder aushammeln; dieß geschieht aber am besten und sichersten durch das Abbinden, und dieß Abbinden geschieht ohne künstliche Vorrichtung auf folgende Art:

Man dreht aus Flachse starke Schnüre, von der Dicke eines Rabenfederkiels, faßt den Hodensack und umbindet ihn mit einer Schnur, in der mitten zwischen den Hoden und dem Unterleibe befindlichen Stelle recht fest, als ob man ihn durchbinden wollte. Nun hört der Zufluß dahin auf, und nach 14 Tagen fällt der Hodensack, ohne alle Zufälle, meistens von selbst weg. Da jedoch dem Absterben desselben immer erst eine Entzündung vorhergeht, so thut man wohl, solche in einer Zeit vorzunehmen, wo es nicht zu warm

und nicht zu kalt ist, und deshalb geschieht es denn auch meistens im Frühlinge. Man setzt die Abgebundenen dann im Herbste mit unter den Schnitthaufen und macht sie fett; läßt sie aber deswegen nicht zu alt werden, indem sie sonst schlechtes Fleisch und Fett ansetzen.

§. 150.

Von dem, was in Ansehung der Winterfutterung der Schaafe überhaupt zu beobachten ist.

Ein vorsichtiger Oekonom, besonders wer seine Schaafzucht zu veredeln sucht, muß in Ansehung der Winterfutterung die größte Vorsicht anwenden, einmal deshalb, damit er seine Schaafe im Winter nicht zu Tode futtere, und zweitens auch deshalb, damit es ihm zu keiner Zeit, insbesondere gegen das Frühjahr nicht, am nöthigen Futter fehle. Er muß also vor allen Dingen dahin sehen, daß er

1) das den Schaafen bestimmte Heu recht gut und trocken zu Hause bringe, daß solches nicht etwa vorher überschwemmt und schlammigt geworden sey und sich nicht brenne, weil beiderlei Heu den Schaafen sehr schädlich ist; daß er

2) das Stroh und Wällefutter gehörig trocken einbringe, damit solches nicht in der Scheure mulstrigt, oder schimmlicht, oder sonst für die Schaafe schädlich werde; daß er

3) zu jeder Zeit das erforderliche Winterfutter, in gehöriger Menge, vorräthig habe.

Alle diese Regeln werden nicht selten von solchen Oekonomen, die nicht gewohnt sind, genau Acht zu geben, oder den gehörigen Ueberschlag zu machen, vernachlässiget. Am allerhäufigsten wird aber gegen die dritte Regel, bei Stroh- und Futterarmen Jahren, gefehlt. Man berechnet, bei dem Anfange der Winterfütterung, nicht gehörig, wie viel Stroh und anderes Futter man eingescheuert habe, und wie viel man, den ganzen Winter hindurch, für jede Art des Viehes, insbesondere für die Schaafe, nothdürftig gebrauche: man verbraucht also anfänglich, wie in guten Jahren, und wenn es dann gegen das Frühjahr kommt, wo dem Schaafvieh, insbesondere den Mutterschaafen und den Böcken, die gute Nahrung am meisten nöthig ist, dann fehlt es gemeiniglich daran und das Vieh muß darben; weil man die Kosten scheuet, das meistens im Frühjahre sehr gesuchte, und folglich theure, Futter anzukaufen. Hierdurch muß nun aber nothwendig der größte Nachtheil entstehen. Alle müssen durchaus an dem Wachsthum der Wolle und an der Gesundheit leiden, insbesondere die Mutterschaafe, welche, außer sich selbst, noch die Frucht, oder das Lamm, nähren und die nöthige Milch absetzen sollen. Alle, insbesondere die Mutterschaafe, werden nun matt

und schwach, und daraus entstehen dann mehrere üble Folgen, nämlich:

1) Die Mutterschaafe verlammen gar leicht, oder die Lämmer, die glücklich gebohren werden, sind schwach und elend.

2) Die neugebohrnen Lämmer können nicht gehörig gesäuget werden, weil es den Müttern an Milch fehlt.

3) Junge und Alte kommen matt und kraftlos auf die Weide, leiden also nicht nur von der Veränderung der Nahrung, sondern auch von Wind und Wetter, weit mehr, als kraftvolle Thiere; und da ist es denn kein Wunder, wenn im Frühjahre allerlei Krankheiten entstehen und manches junge und alte Thier verkümmert.

§. 151.

Von dem Fehler, welchen die Schaafmeister gewöhnlich begehen, wenn man ihnen die Winterfütterung allein überläßt.

Alle erfahrne Schäfer, welche mehrmalen Futtermangel im Frühjahre erfahren haben und wissen, daß das Vieh, wenn ihm die Weide gedeihen soll, gut und kraftvoll auf solche gebracht werden müsse, die aber nicht im Stande sind, die für jede Sorte des Schaaf-Viehes, auf die ganze Zeit der Stallfutterung, erforderliche Menge des Futters zu berechnen, oder zu überschlagen, verfallen, wenn ihnen das Schaaf-Futter, auf die ganze Zeit der Stallfutterung, unter mit,

oder auf einmal, gegeben, und ihnen die Eintheilung davon allein überlassen wird, in Futter-armen Jahren, gewöhnlich in den Fehler, daß sie das Vieh, im Anfange des Winters, zu knapp halten, um desto sicherer mit dem Futter auszukommen und beim Ausgange der Winterfutterung reichlich füttern zu können. Dadurch entsteht denn nicht selten ein für den Herrn nicht wenig nachtheiliges Uebel, nämlich der sogenannte Zuschlag der Wolle. Bei der zu kümmerlichen und zu knappen Diät kommen nämlich die Schaafe durchgehends sehr von Kräften, sie setzen also nicht die nöthige Menge von Säften nach der Haut ab, welche, zur Unterhaltung des Felles und zu dem gehörigen Wachsthume der Wolle, erforderlich sind. Der Kummer oder Mangel, verursacht nun eine Unreinigkeit, oder, um in der Sprache der Schäfer zu reden, einen Gniest auf der Haut, wodurch die wohlthätige Natur die Poros der Haut, so zu sagen, verklebt, damit die Ausdünstung nicht zu stark sey, und nicht zu viele Kraft damit fortgehe. Das Wachsthum der Wolle hört, in diesem Zustande, fast gänzlich auf. Wenn nun reichlichere Futterung wieder eintritt; wenn wieder die gehörigen Säfte nach der Haut abgesondert werden, und die Wolle nun wieder zu wachsen anfängt, so löset sich diese klebrigte Unreinigkeit von der Haut los, setzet sich an die Wolle fest und wächst damit in die Höhe; dadurch wird nun aber die Güte, und folglich auch der

Preis der Wolle gar sehr vermindert, indem diese Unreinigkeit, auch durch das vorsichtigste Waschen, nicht wieder von der Wolle zu bringen ist, und die Wolle, bei der Verarbeitung, da abreißt, wo die Unreinigkeit sich angesetzt hat, die Fabrikanten also, weil sie dieß wissen, solche nicht nehmen.

Es entsteht aber, aus dieser fehlerhaften Art zu futtern, noch meistens ein anderes unangenehmes Uebel gegen das Frühjahr, nämlich, zur Zeit der besseren Futterung, die sogenannte Räude, weil nun plötzlich zu viel Säfte nach der Haut gehn, welche nicht von der erschlafften Haut abgesondert werden können, also da ins Stocken und Verderben gerathen.

§. 152.

Vorsichtsregeln, welche ein guter Oekonom beim Anfange der Winterfutterung der Schaafe genau zu beobachten hat.

Die allernöthigste Vorsicht hat ein guter Oekonom dahin zu richten, daß das Schaafvieh, während der ganzen Zeit der Stallfutterung, gehörig gefuttert werden könne. Er muß also, besonders in Futterarmen Jahren, gleich nach der Erndte, einen genauen Ueberschlag machen, wie viel jede Sorte seines Viehes, nämlich Pferde, Rindvieh und Schaafe, nothwendig an Futter haben müssen, und ob sein gewonnener Futter-Vorrath hinreichen werde, jeder Art des Viehes

die nöthige Futterung zuzuwenden. Findet er, daß er, auch bei der vorsichtigsten Eintheilung, nicht auskommen werde, welches ihm eine möglichst genaue Berechnung des für jede Gattung Erforderlichen zeigen muß; so muß er entweder, wenn er es haben kann, das, was an der erforderlichen Quantität fehlt, gleich im Herbste, wo es noch nicht zu theuer zu seyn pflegt, ankaufen, oder aber den Bestand seines Viehes, so viel als möglich ist, vermindern, damit jedes Stück seine erforderliche Nahrung bekommen könne. Die Art der Berechnung für die andern Gattungen des Viehes habe ich oben schon angegeben, die für die Schaafe soll weiter unten folgen. Er muß bei diesem Ueberschlage die gewöhnliche Zeit, durch welche die Stallfutterung dauert, zur Regel nehmen, also von Martini bis zum May rechnen, und sich nicht etwa damit beruhigen, daß das Wetter bis nach Martini gut bleiben, oder früher, als im May, zum Austreiben günstig werden könne; weil ihm niemand dafür stehen kann, daß diese sanguinische Hoffnung werde erfüllt werden. Hat er dann das Glück, daß die Zeit noch nach Martini, oder schon vor dem May, zum Weiden günstig ist, so kann er entweder, hie und da, dem andern Viehe das, was er nun nicht für die Schaafe braucht, nach und nach zulegen, oder sich sonst zu Nutze machen.

§. 153.

Wie die verschiedenen Sorten der Schaafe im Winter aufgestallet und abgetheilt werden.

Zu der Zeit, wenn die Schaafe von der Weide auf die Stallfutterung kommen, sind bei einer Zuchtschäferei

1) Lämmer von 7 Monaten oder etwas darüber. Diese nennt der Schäfer nun vorweg schon Jährlinge, ob ihnen gleich um Petri, oder im Februar und März des nächsten Jahres, erst eigentlich der Nahme gebührt, indem sie dann erst jährig werden.

2) Wahre Jährlinge, nemlich Schaafe von einem Jahre und etwa 7 Monaten. Diese nennt der Schäfer nun schon, auf eben die Weise, Erstlinge, weil man sie gewöhnlich in diesem Alter schon zum Bocke gelassen hat, ob solches gleich nicht seyn muß.

3) Wahre Erstlinge, d. i. Schaafe von zwei Jahr und etwa 7 Monaten, welche, nach richtigen Grundsätzen, nun erst zum erstenmale begangen seyn müssen. Diese pflegen die Schäfer Ober-Erstlinge zu nennen, um sie von den falschen Erstlingen zu unterscheiden.

4) Alte Schaafe, d. h. solche, welche über zwei Jahre und 7 Monate alt sind, und schon mehrmals geböckt oder gelammt haben.

5) Böcke von einem Jahre und 7 Monaten, und höherem Alter.

6) Hammel von eben dem Alter.

Diese verschiedenen Sorten werden nun in 4 Haufen abgetheilt, und zwar auf folgende Weise:

1) Die Lämmer, oder sogenannten Jährlinge, bleiben sämmtlich bei einander, es mögen Böcke, Hammel oder Zibben seyn. Alle mit einander machen nur einen Haufen aus, werden auf einerlei Art gefuttert, und kommen deshalb alle in einen besondern Raum, oder Abschlag.

2) Die trächtigen oder Mutterschaafe kommen, alle mit einander, in einen zweiten Raum, sie mögen nun ein Alter haben, welches sie wollen. Alle diese machen den zweiten Haufen aus, und bekommen einerlei Futter.

3) Den dritten Haufen formiren die sämmtlichen Zuchtböcke, welche gleichfalls alle auf einerlei Weise gefuttert werden, und deshalb ihren abgesonderten Platz bekommen.

4) Den vierten Haufen formirt das sogenannte güste Vieh, und in diesen Haufen kommen:

a) Die sämmtlichen Hammel;

b) Die sämmtlichen wahren Jährlinge, oder sogenannten Erstlinge, von 1 Jahre und etwa 7 Monaten, welche nicht trächtig sind;

c) Die sämmtlichen ältern und unbegangenen Mutterschaafe.

§. 154.

Ueber die Behandlung eines jeden Haufens, oder jeder besondern Abtheilung im Winter, und die bei veredelten Schaafen nöthige Vorsicht.

Die unter 1. 2. 3. im vorigen §. bemeldeten Haufen werden gewöhnlich da, wo man nicht Stallraum genug hat, nur auf den Schaafstall gebracht, und da von einander durch Horden abgesondert, der vierte aber muß gewöhnlich unter freiem Himmel liegen, oder man giebt ihm höchstens einen Schoppen, oder oben bedeckten Abschlag, um ihn wenigstens gegen Regen und Schnee zu sichern. Es leidet jedoch keinen Zweifel, daß es für die Gesundheit und das Gedeihen dieser vierten Sorte sehr zuträglich sey, solche unter einem, bei rauher und stürmischer Witterung rund umher zuzumachenden, Schoppen liegen zu lassen, und, wenigstens durch vorgesetzte Stroh- oder Rohrwände, Wind und Wetter von ihnen abzuhalten. Besonders hat sich aber derjenige, der eine veredelte oder sogenannte Spanische Schäferei zuzieht, wohl zu hüten, das güste Vieh unter freiem Himmel, oder auch unter einem offenen, dem Winde und Wetter zugänglichen Schoppen, im Winter liegen zu lassen, wenn er nicht die übelsten Folgen erfahren will; weil bei den veredelten Schaafen, der Erfahrung nach, sich mit

der Feinheit der Wolle auch die Zartheit oder Empfindlichkeit des Körpers vermehrt.

Das Futtern der verschiedenen Sorten geschieht wie folget:

1) Die Lämmer oder sogenannten Jährlinge bekommen

a) von der Zeit der Aufstallung an, bis an Weihnachten, jedes Stück täglich ein Futter von Rocken- und Weitzenstroh, oder so genanntem weißen Stroh, und ein Futter von Bohnen- oder schwarzem Stroh, und zwar jedes vom ersten auf jegliches Futter $2\frac{1}{2}$, und vom letztern $1\frac{1}{4}$ Pf. Ueberhaupt rechnet man vom weißen Stroh immer noch einmal so viel, als von dem schwarzen Stroh.

b) Von Weihnachten an bis dahin, wo sie wieder auf die Weide kommen, jedes täglich ein Futter weißen oder schwarzen Srtoh es, von der bemeldeten Schwere, und ein zweites von Wällefutter, das heißt, von ungedroschenen Bohnen, Wicken oder grauen Erbsen. Von diesem Futter rechnet man auf 100 Stück täglich eine Stiege, d. h. 20 Bunde, (Wälle, Walche,) die aber $\frac{3}{4}$ Himpten Braunschweiger Maaße an Korne enthalten muß; oder, wo man Klee-Heu genug hat, jedes Stück täglich $\frac{1}{4}$ Pf. von diesem Heu, und alsdann kommen von dem

Wällefutter nur 10 Walche oder $\frac{1}{2}$ Stiege auf 100 Stück, welche gehörig vertheilt und mit dem Heue zugleich aufgegeben werden.

2) Die trächtigen Schaafe bekommen

A) von der Aufstallungszeit an, bis an Lichtmessen oder Mariä Reinigungstag, jedes Stück täglich ein Futter weißen Strohes zu $2\frac{1}{2}$ Pf., und ein Futter schwarzen Strohes, zu $1\frac{1}{4}$ Pf. jedes Futter.

B) von Lichtmessen an, bis an die neue Weidezeit, täglich jedes Stück ein Futter von weißem, oder, wo man es zwingen kann, auch abwechselnd von schwarzem Stroh, von dem angegebenen Gewichte und nach dem angezeigten Verhältnisse; und ein sogenanntes Wällefutter, und zwar so, daß 100 Stück eine Stiege, von der bemeldeten Reichhaltigkeit an Korne, erhalten; welches man auch da, wo man Kleeheu genug hat, auf die bei den Jährlingen angegebene Weise, mit diesem Heu vermischen kann.

3) Die Böcke bekommen, wenn sie gut und kraftvoll bleiben sollen, vom Tage der Aufstallung an, bis dahin, daß sie wieder auf die Weide kommen, zu dem einen Futter, je zwei und zwei, einen Wall oder ein Gebinde von der angezeigten Kornhaltigkeit, worüber noch so viel an Bohnenstroh hergelegt wird, daß davon auf jedes Stück etwa 1 Pf. kommt,

und

und zu dem andern Futter jeder 1½ Pf. guten Heues, mit der vorigen Quantität an schwarzem, oder doppelt so viel an weißem Strohe vermengt.

4) Das güste Vieh bekommt das unkräftigste Futter, und zwar von Zeit der Aufstallung an, bis an die Zeit des Austreibens auf die Weide, jedes Stück täglich zwei Futter von weißem Stroh, jedes zu 2½ Pf. schwer, oder, wo man es zwingen kann, täglich ein Futter von weißem, und ein Futter von schwarzem Stroh, und zwar das letztbenannte von 1¼ Pf. am Gewichte. Bei diesem Futter kann es bestehen, und sich gut dabei halten; es ist jedoch ausgemacht und durch die Erfahrung bestätigt, daß es auch für dieses Vieh zuträglich sey, und selbiges mehr Fleisch und mehr und bessere Wolle ansetze, auch mehreren und kräftigeren Dünger gebe, wenn es besser gefuttert wird. Da man aber bisher noch wenige veredelte Schäfereien gehabt hat, und meistens diesem güsten Viehe nicht wohl anderes, als bloßes Strohfutter zuwenden kann, so hat man diese Futterungsart noch überall beibehalten; indem sich die bessere Futterung, bei dem gewöhnlichen Landviehe, durch den höhern Ertrag der Wolle und 3 Mistes, wohl nicht hinlänglich bezahlen mögte. Da jedoch immer mehrere veredelte Schäfereien, nach und nach eingeführt werden, so ist auch zu hoffen, daß

man in der Folge Versuche darüber anstellen werde, ob sich die bessere Futterung des veredelten güsten Viehes nicht durch den höheren Ertrag der Wolle und des Düngers reichlich bezahle, also ob es nicht etwa rathsam sey, auf eine kräftigere Nahrung für dieß Vieh zu denken, und ich selbst will Versuche darüber anstellen, so bald ich erst ganz veredeltes Vieh besitze.

§. 155.

Nöthige Bemerkungen über die Winterfutterung.

Erste Bemerkung. Von den beiden täglichen Futtern wird das eine des Morgens um 9, und das andere Nachmittags um 3 Uhr, auf die Raufen gegeben. Wo man der Bequemlichkeit halber, jedes Futter, oder jede Sorte des Futters, allein giebt, da giebt man das beste des Morgens und das schlechtere des Nachmittags. Man thut aber besser, beides durch einander zu geben, d. h. von jeder Art des Futters etwa die Hälfte jedesmal.

Zweyte Bemerkung. Wer Gras- oder Kleeheu genug hat, der thut sehr wohl, den Jährlingen und den Mutterschaafen, unter jedes Strohfutter, etwas davon in die Raufen zu geben, und nach Verhältniß am Stroh abzuziehen. Es läßt sich aber nicht genau angeben, wie viel Heu er, bei jedem Futter, auf jedes Stück geben solle; denn dieses richtet sich sowohl nach dem

Vorrathe von Heu, den jeder diesen Thieren zuwenden kann, als nach der Reichhaltigkeit des Strohes an Heu oder Kräutern. Ist nämlich, bei dem Mähen, vieles Kraut mit abgehauen, und in die Garben mit gebunden worden, so bedarf es eines mindern Zusatzes von Heu; weil ja dieß Kraut alsdann schon die Stelle des Heues vertritt; ist wenig oder gar kein Kraut mit aufgebunden, so bedarf es mehrern Heues.

Dritte Bemerkung. Wenn man 100 Mutterschaafen oder Jährlingen täglich ½ Himpten Braunschweiger Maaß Gersten- oder Bohnenschroots, mit Wasser zu einem Tranke angemengt, in den dazu erforderlichen Trögen, reicht, so giebt ihnen dieß eben so viele Nahrung, als wenn sie ¾ Himpten Wällekorn bekommen; weil, bei dem Abfressen der Wälle, manches Korn in den Mist fällt, und den Schaafen nicht zu gute kommt. Wer also glaubt, sein ausgedroschenes Wällekorn, d. i. Wicken und graue Erbsen, besser benutzen zu können, der thut, wenn er Gerste und Bohnen genug hat, sehr wohl, an Statt des Wällefutters, entweder überall, oder abwechselnd, den bemeldeten Trank reichen zu lassen: er muß aber dann darauf achten, daß jedes Stück ohngefähr gleich viel von selbigem bekomme und keines betrogen, folglich auch der Trank mit hinlänglichem Wasser angefeuchtet werde. Dieser Trank wirkt auf die Milch vorzüglich, und ist also bei den Mutterschaafen vor allen andern

anzuwenden. Das Schroot, wenn es trocken gefuttert wird, thut bei weitem die Dienste nicht, und es bleibt manches einzelne Mehltheilchen ungenossen, auch kann es bei weitem nicht jedem Thiere so gleichmäßig zugetheilt werden.

Vierte Bemerkung. Wer Wälle futtert, der thut wohl, nach Verhältniß der Heerde, eine Anzahl Ferkel in den Schaafstall zu setzen. Diese wühlen das bei dem Fressen der Schaafe ausgefallene Korn, welches solche nicht weiter aufsuchen, im Miste auf, und verzehren es. Sie werden davon sehr gut, und kriegen einen starken Vorsprung vor denen, die auf dem Schweinehause gefuttert werden; nur muß man dafür sorgen, daß sie auch zum Saufen gelangen können, um das heiße Futter desto besser zu verdauen, und nicht krank zu werden.

§. 156.

Ob es, besonders bei futterarmen Jahren, rathsam und eine wahre Ersparung sey, dem Schaafvieh das Futter geschnitten zu reichen?

Es scheint, bei dem ersten Nachdenken, einleuchtend zu seyn, daß man mit der nämlichen Quantität Futters weiter reichen werde, wenn man solches geschnitten reiche; weil dabei nicht so vieles in den Mist getreten, sondern alles besser aufgezehrt werde. Ich ließ mich, durch diese

Ueberlegung, in den letzten futterarmen Jahren bewegen, meinen Schaafen alles Futter geschnitten geben zu lassen. Die Erfahrung hat mich aber belehrt, daß diese Vorkehrung die Erwartung nicht erfülle, und mehr nachtheilig, als vortheilhaft sey.

Das Vieh frißt auch das geschnittene Futter nicht alles auf, und braucht davon eben so viel, als vom ungeschnittenen; es macht aber dabei weniger Mist, als wenn es mit ungeschnittenem Futter genährt wird, indem das Häckfel, was nicht gefressen wird, sich im Miste bald verliert, und den Urin und die Ausdünstung bei weitem nicht so gut einsaugt und an sich hält, als das lange Stroh. Man verliert also nicht nur am Dünger, sondern auch Zeit und Kosten, die auf das Schneiden des Futters verwendet worden.

Ueberdem liegt auch das Vieh nicht so gut und warm, wenn es mit Häckfel gefuttert wird, als wenn es langes Futter bekömmt; weil es von dem langen Futter, welches es beim Fressen durch die Raufen zieht, sich selbst seine Streu bereitet, die man ihm in futterarmen Jahren doch wol nicht noch besonders geben wird, indem man ja auf Stroherſparung denkt.

§. 157.

Wie man es anfangen müsse, wenn man nicht gut eingekommenes und verdorbenes Futter hat, und solches zur Futterung der Schaafe zu verwenden genöthigt ist.

Es tritt bisweilen eine so ungünstige Erndtewitterung ein, daß man das Bohnen- und Wälkefutter nicht gehörig trocken einscheuren kann, daß es also auf der Scheuer mulstrigt und schimmlicht wird; ja bisweilen ist es so arg, daß diese Art des Futters im Felde lange beregnet und von Schlagregen ganz an den Boden geschlagen wird, daß die Blätter faulen, und sich sogenannter Garbenschlamm in die Walche, so gut wie in die untern Enden der Korngarben, setzet. Alsdann ist die größte Vorsicht nöthig, wenn man das Schaafvieh nicht auf dem Stalle zu Tode futtern will; weil in solchen Jahren das Heu auch meistens nicht gut und kräftig einzukommen pflegt.

Dann helfen sich unerfahrne, oder nicht reiflich nachdenkende Oekonomen gemeiniglich damit, daß sie dem Schaafvieh das überschwemmte und schlammigte Gras g e d r o s c h e n, oder, nach ihrer Meinung, vom Staube durch Klopfen gereinigt geben; allein, diese Methode ist durchaus nicht zu befolgen, indem das schlammigte Gras auch selbst dann noch ein höchst nachtheiliges Futter bleibt, wenn es gleich gedroschen worden. Man muß ferner so viel wie möglich vermeiden, mul-

striges und schlammiges Bohnen- und Wällestroh zu geben, weil auch dieß sehr schädlich ist.

Man muß also das Bohnen- und Wällefutter ausdreschen, und das daraus gewonnene Korn schrooten, und mit Wasser zu einem Tranke bereitet geben lassen, damit es unschädlich werde, sich übrigens aber mit Kleeheu und gutem weißem Strohe zu helfen suchen; das schlammige Heu und verdorbene Stroh hingegen, wenn man nicht umhin kann, den Pferden und Kühen geben, weil es diesen so leicht nicht schadet.

Ueberhaupt wird ein Oekonom, dem daran gelegen ist, eine gute Schäferei zu haben und zu behalten, sehr wohl thun, selbst dann auch, wenn er hinlänglichen, aber den Ueberschwemmungen ausgesetzten, Wiesenwachs hat, wie es meistens der Fall ist, eine hinlängliche Menge Klee zu bauen, und zu dörren oder zu Heu zu machen, weil der Klee äußerst selten so verdirbt, daß er den Schaafen nachtheilig wird. Nur auf diese Weise kann er sich in solchen übeln Jahren gegen ansehnlichen Verlust sichern. Er läßt alsdann den getrockneten Klee, mit gutem Sommer- d. h. Gerste- und Haferstroh vermischt, zu Häcksel schneiden, oder, wenn er keine Krippen hat und deren Anschaffung scheuet, ungeschnitten futtern, und giebt den Böcken, dem Milchviehe, und den sogenannten Jährlingen davon; dabei aber häufig den Schroottrank, und bringt sie auf die Art gut durch.

§. 158.

Ob es besser sey, das Schaafvieh auf dem Miste liegen zu lassen, oder den Stall auszumisten?

Wenn man nach den bei dem Pferde-, Rind- und Schweine-Vieh angegebenen Regeln urtheilen wollte, so würde das Resultat nothwendig dahin ausfallen müssen, daß es besser sey, den Schaafstall auszumisten; allein, um über die obige Frage richtig zu urtheilen, muß man auf alle Umstände gehörige Rücksicht nehmen, und besonders auf die Verschiedenheit, die zwischen den Schaafen und dem übrigen Zuchtviehe herrscht. Das Schaaf säuft wenig, es hat also einen sehr trocknen Abgang aus dem After und harnt, nach Verhältniß, weit weniger, als das übrige Vieh. Es bereitet sich überdem, bei seiner Art zu fressen, eine hinlänglich trockne Streu, worin der Unrath und Harn sich verliert. Es kann ihm also das Liegen auf seinem Miste bei weitem so leicht nicht nachtheilig werden, als dem übrigen Haushalts-Viehe, er wird ihm vielmehr bei kalter Witterung sehr vortheilhaft, indem es in solchem weicher und wärmer liegt. Vor allen Dingen kommt aber der hohe und trockne Mist den neugebornen Lämmern zu Statten, welche meistens in der kältesten Jahrszeit zur Welt kommen und bei großer Kälte nicht selten erfrieren, wenn sie nicht durch den Mist, der warmer Natur ist, vor der Kälte geschützt werden. Schon in dieser Hinsicht ist es also zuträglich, den

Mist im Stalle zu lassen, es ist aber noch in einer andern Rücksicht rathsam. Bleibt nämlich der Mist im Stalle liegen und kommt kein Regen und Schnee dazwischen, so ist er ungleich trockner und leichter, dabei aber kräftiger, als wenn er von Zeit zu Zeit vom Regen benäßt und ausgelauget wird. Der Erfahrung zu Folge, thut die Hälfte von diesem Stallmiste, dem Gewichte nach, eben so viele Wirkung, als eine doppelt so schwere Portion des Hofmistes. Es bedarf also nur halb so vieler Fuder von diesem Miste, zum gehörigen Bedüngen eines Morgens, als von dem Hofmiste, und man erspart folglich schon die Hälfte des Fuhrlohns, wenn man ihn gleich aus dem Stalle auf den Acker fahren läßt. Man spart aber außerdem noch die nicht unbeträchtlichen Kosten des Ausmistens.

Da also, wo, nach der im 126sten §. angegebenen Vorschrift, der Schaafstall hoch genug angelegt, mit hinlänglich hohen Grundmauern und Sockeln unter den Pfeilern und den nöthigen Klappen versehen ist, so daß man nicht fürchten darf, daß das Vieh zu dunstig und der Mist zum Nachtheile des Holzwerks zu hoch zu liegen komme, da ist es, wenn sonst der Stall gehörig trocken und gegen Ueberschwemmungen sicher ist, rathsam, das Vieh im Winter auf den von ihm gemachten Miste liegen zu lassen, und diesen Mist gleich aus dem Stalle auf das Land zu fahren; da hingegen, wo er dem Holz-

werke durch seine Höhe nachtheilig werden würde, oder etwa von Ueberschwemmungswasser, oder sonst zu naß geworden seyn möchte, thut man wohl, ihn zum Theile aus dem Stalle und zwar sofort auf das Land, dem er bestimmt ist, in großen Haufen zusammenfahren zu lassen, dann aber zur rechten Zeit auszubreiten; weil er, wie leicht zu erachten, in seinem trocknen Zustande leichter transportirt werden kann, als wenn er erst auf das Mistlager gebracht und durchnäßt ist.

§. 159.

Ob es besser sey, das von den Schaafen abgefressene Stroh noch sonst zu gebrauchen, bevor es auf das Mistlager kommt; oder ob es rathsamer sey, solches den Schaafen unterzustreuen.

Die Schaafe fressen bekanntlich nur das Erbsen- und Wicken-Stroh ganz, oder doch größten Theils auf, von dem Bohnenstroh hingegen fressen sie nur die Spitzen und Blätter, und von dem weißen Stroh nur die Aehren und das in den Sturzen, oder untern Enden der Garben befindliche trockne Gras und Kraut. Von diesen beiden Stroharten bleibt also ein Ansehnliches übrig, und man kann es bei dem weißen Stroh wenigstens auf die Hälfte rechnen, wenn auch bei dem Fressen die andere Hälfte durch die Raufen gezogen und in den Mist ge-

treten wird. Wollte man nun alles dieses Stroh im Schaafstalle einstreuen, so würde man dadurch mehr schaden als nutzen. Es würde nämlich zu vieles Stroh zwischen den Stalldünger der Schaafe kommen, folglich solches von dem Urine, dem Kothe und der Ausdünstung der Thiere nicht durchdrungen werden, sich nicht gehörig brennen und nicht faulen. Es würde also das überflüssige Stroh hier nachtheilig für den Mist werden. Dagegen würde aber in den Ställen des übrigen Viehes das nöthige Streu-Stroh fehlen.

Man muß deshalb das abgefressene Bohnen-Stroh aus den Raufen wieder herausnehmen, und, da es unter den Mist nicht sonderlich taugt, besonders in Holzarmen Gegenden, als Brennmaterial verbrauchen, wie es denn auch meistens zu geschehen pflegt. Das in den Raufen übrig gebliebene weiße Stroh, welches in der Sprache der Schäfer und des Landmanns Ohrtstroh genannt wird, muß man hingegen aufbinden lassen, und zum Einstreuen für das Hornvieh und die Pferde verwenden. Man hüte sich aber ja, solches in die Kothen der Zuchtsäue werfen zu lassen; weil, wie bereits an seinem Orte bemerkt worden ist, die Ferkel davon Läuse und Haut-Ausschlag bekommen.

§. 160.

Wie viele Fuder Mist man, bei der oben angegebenen Winterfutterung und Behandlung, von 100 Schaafen erwarten könne.

Wenn man auf die vorhin beschriebene Weise die Schaafe futtert und behandelt, dann erhält man von vier Stück derselben im Durchschnitt ein vierspänniges Fuder Mist, deren vier einen Morgen Landes zu 120 □ Ruthen Kalenbergischer Maaße eben so gut düngen, als acht Fuder Hofmistes. Es geben also 100 Stück Schaafe 25 Fuder, oder hinlänglichen Dung für $6\frac{1}{4}$ Morgen Landes.

§. 161.

Von den gewöhnlichen Krankheiten des Schaaf-Viehes, deren Entstehungsursachen, Kennzeichen und etwanigen Heilmitteln.

Die Schaafe sind einer nicht geringen Menge von Krankheiten unterworfen, welche, dem größten Theile nach, von der Nahrung und der Behandlung, welche sie genießen, wahrscheinlich entstehen, und worunter gar viele bisher unheilbar waren und es zum Theil noch sind; weil leider deren Heilung, bis hiehin, fast gänzlich den abergläubischen und unwissenden Schaafmeistern überlassen wurde, und geschickte Thierärzte sich um die Heilung wenig bekümmerten und bekümmern konnten, weil man sie gar selten dabei zu Rathe zog. Ich will davon diejenigen, die ich selbst zu beob-

achten und kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, beschreiben, und das, was ich von ihren Kennzeichen, Ursachen und über ihre Heilung mit einiger Gewißheit sagen zu können glaube, hersetzen.

Man kann die gewöhnlichen Krankheiten der Schaafe so gut, als der übrigen Thiere, in innerliche und in Haut-Krankheiten abtheilen.

I) Unter den innerlichen Krankheiten ist

1) die häufigste und unheilbarste, das sogenannte Faulfressen der Schaafe, und diese Krankheit kann man mit Grunde wieder in 2 verschiedene Krankheiten abtheilen, welche aus üblem Futter entstehen, nämlich:

A) Die Brustwassersucht und

B) die Geschwulst am Zwölffinger-Darme, in der Sprache der Schäfer der Rothe (Rohe) genannt.

Beide Krankheiten entstehen vom üblen und ungesunden Sommer- und Winterfutter der Schaafe; jedoch scheint, meiner Erfahrung nach, die erste von der im 146. §. angezeigten Krötenbinse, als einem zur Vermehrung der Igel, Egeln, Egelschnecken dienenden Grase, entweder durch Dissolvirung der Säfte zum Faulwerden, oder als ein für sie zuträgliches Futter; die andere aber von dem überschlammten nas-

sen, oder trocknen Futter, dessen Schlamm eine Verstopfung im Zwölffingerdarme verursacht, herzurühren. Die äußerlichen Kennzeichen sind auch bei beiden einerlei und bestehen in folgendem: Das Innere des Auges ist ganz verändert; die Adern und der Kern desselben, welche im gesunden Zustande eine schöne Röthe haben, sind leichenblaß, und der letzte ist angeschwollen. Das Inwendige des Mundes hat seine Röthe ebenfalls verloren, so wie die Haut ihre schöne und glänzende Röthe. Der Leib ist aufgedunsen, und das Thier zehrt nach und nach ab. Die Wolle verliert ihre Fettigkeit, wird struppigt und endlich kurz vor dem Tode so los, daß man sie mit leichter Mühe bei Händen voll wegnehmen kann. Nur die innern Kennzeichen sind in etwas verschieden. Bei der Brustwassersucht ist die Brusthöhle voll Jauche oder gelblichten Wassers; bei der andern Krankheit hingegen ist der Zwölffingerdarm, oder das colon (der Rothe) angeschwollen und bisweilen entzündet. Bei beiden Krankheiten sind die Lungen erschlafft und mürbe, und in den großen Blutgefäßen der Leber, so wie in dem scharfen Safte der Gallenblase, befinden sich eine Menge lebendiger Igel, welche man aus der großen Blutgefäßen der durchschnittenen Leber leicht hervordrücken kann, und davon

man in den Lebern gesunder Schaafe etwa 3 bis 4 findet.

Beide Krankheiten halte ich bis jetzt für unheilbar, und habe, aller angewandten Mühe ungeachtet, noch kein Heilmittel dafür ausfindig machen können. Als ich das von Hammersteinsche Guth Equord administrirte, kamen diese bösen Krankheiten unter die Heerde. Ich zog sofort den sehr geschickten Thierarzt Sander zu Rathe. Dieser erschöpfte seine ganze Kunst. Vitriol-Säure, Wasser-Fenchelsaamen, Gentians-Wurzel und Weidenrinden wurden nach einander, an minder und mehr gefährlichen Patienten, aber alle vergeblich, versucht, und es starben nach einander 100 Stück ohne Rettung.

Ich halte es deshalb auf keine Weise für rathsam, sich auf die Heilung dieses Uebels im Großen einzulassen, bis etwa ein geschickter Thierarzt, durch häufige einzelne Versuche im Kleinen, so glücklich ist, ein Heilmittel dagegen zu erfinden, und man dessen Heilkraft durch Versuche an einzelnen Thieren selbst erprobt hat; weil man sonst am Ende Mühe und Kosten vergeblich angewandt finden wird.

Das beste ist also, daß man durch vorsichtiges Weiden und Futtern auf dem Stalle dieses schreckliche Uebel abzuhalten, und

wenn es ja eintreten, und man sich durch die angegebenen Merkmahle, und besonders durch Oeffnung eines gestorbenen Thiers, von deren Existenz in der Heerde völlig überzeugt haben sollte, solches so unschädlich als möglich zu machen suche. Tritt demnach die Krankheit um Johannis ein, wo sie zwar schwer, aber dennoch, und vorzüglich in den Augen zu erkennen ist, so merze man gleich das verdächtige Vieh aus und suche es, so schnell als möglich, fett zu machen und zu verkaufen. Bricht sie im Herbste aus, dann entlade man sich des kranken Viehes durch schnellen Verkauf, oder Abschlachten für das Gesinde, so gut als man kann, und nehme es nicht mit auf das Winterfuter. Zeigt sie sich aber auf dem Stalle, dann bade man die Kranken im lauwarmen Wasser rein, schneide die Wolle ab und verkaufe sie gegen ein Billiges an dürftige Leute, weil das Fleisch, wie mich vielfältige Erfahrung gelehrt hat, ohne Schaden gegessen werden kann, und deshalb die Kranken leicht verkauft werden können, wenn man nicht zu theuer damit ist.

2) Die zweite bis jetzt unheilbare innerliche Krankheit, wovon jedoch nur die Lämmer befallen werden, ist der sogenannte Jammer, oder die fallende Sucht. Diese rafft meistens die daran Erkrankenden in

zwei

zwei bis drei Tagen, auch bisweilen ganz plötzlich, weg. Doch habe ich auch Beispiele gehabt, daß ein Thierchen davon ohne alle Hülfsmittel genas. Die Ursache dieser Krankheit scheint mir höchst wahrscheinlich in einer Ansammlung von Würmern in den Eingeweiden, und hauptsächlich im Magen, zu liegen; indem Würmer nicht selten bei Kindern ähnliche Erscheinungen hervorbringen. Da ich jedoch hierüber noch keine hinlängliche Untersuchung angestellt habe, so mag ich auch darüber nichts gewisses sagen.

Die Kennzeichen davon zeigen sich erst kurz vor dem Eintritt des Uebels selbst, nämlich das Thier fällt nieder und zappelt, worauf dann das Schlagen mit dem Kopfe, das Verdrehen der Augen und der höchste Grad des Jammers bald folgt. Das Uebel befällt die Lämmer, sowohl wenn sie noch saugen, als wenn sie schon weiden, und scheint mir um desto weniger einer Heilung fähig zu seyn, da es meistens so schnell tödtet.

Sollte es indeß eintreten, wenn der Weinstock schon getrieben hat, so versuche man ob man das kranke Thier nicht durch Reichung einiger grünen Weinblätter retten könne; weil diese, wie mir erst ganz vor kurzem glaubhaft versichert worden, die Würmer gar schnell abtreiben sollen. Selbst

habe ich noch keine Versuche darüber anstellen können.

3) Die dritte, bis hiehin noch gar selten geheilte Krankheit, ist das Drehen der Schaafe. Diese Krankheit befällt gewöhnlich die Lämmer und die Jährlinge, sowohl auf dem Stalle als auf der Weide. Die von dieser Krankheit befallenen Thiere heißen in der Sprache der Schäfer Seegeler, weil das Wort seegeln im plattdeutschen mit dem Worte taumeln verwechselt wird und diese Thiere herumtaumeln.

Was der Grund des Entstehens dieser Krankheit sey, wage ich nicht, trotz aller von mir darüber angestellten Versuche, mit Gewißheit anzugeben, und die darüber vorhandenen Muthmaßungen mag ich nicht mit neuen vermehren. Die nähere Ursache des Drehens ist eine bald größere bald kleinere mit Wasser angefüllte Blase, in welcher ein länglichter Wurm hauset, und worin man oft, an der dem Gehirne zunächst liegenden Seite, eine ziemliche Menge kleiner Eierchen befestigt findet. Diese Blase in der Schäfersprache Queese genannt, sitzt in einer der beiden Stirnhöhlen, und je nachdem sie in der rechten, oder linken sitzet, drehet sich das kranke Thier rechts oder links im Kreise herum. Die Benennung der Schäfer rechtfertigt sich dann am

besten, weil das Thier dann auch meistens gar bald aus der Welt seegelt.

Lange vorhergehende Kennzeichen von dieser Krankheit giebt es, so viel ich weiß, nicht, und man wird meistens nur dann erst aufmerksam, wenn das Thier zu taumeln anfängt.

Man hat gegen dieß Uebel das Mittel der Trepanation, oder Oeffnung der leidenden Hirnhöhle, und das Herausnehmen der Blase anempfohlen, und ich habe dieser Operation, die von den Schäfern, auf eine sehr grausame Art, mit einem Taschenmesser, und mehr durch Wegbrechung als Wegbohrung, verrichtet wird, mehr als hundert mal beigewohnt; habe die Blase, die man leicht finden kann, herausnehmen, aber noch nie ein Thier heilen sehen; weil, wie ich muthmaßen zu dürfen glaube, der Wurm nicht ganz mit heraus genommen wird, also als polypenartig, bald wieder heran wächst, und sich seinen kleinen See aufs neue schafft.

Ich rathe deshalb einem jeden aufrichtig, seinen Seegelern das Abseegeln aus dem Leben zu beschleunigen, und auf die Art noch Wolle, Fell und Fleisch zu nutzen.

Anm. In wie fern ich von dieser Meinung abgegangen und die Drehsucht bisweilen glücklich zu heilen sey, s. im Anhange §. 181. und f.

4) Eine nicht ganz unheilbare Krankheit ist das sogenannte Rückenblut. Man findet bei dem geöffneten Thiere nämlich eine kleinere oder größere Quantität geronnenen oder coagulirten Blutes in dem Darmkanale, besonders im Mastdarme, und die Krankheit scheint hämorrhoidalischer Art zu seyn. Die Ursache des Uebels liegt wahrscheinlich in dem Genusse gewisser, das Blut in heftige Wallung setzender, Kräuter; allein welche Kräuter es sind, weiß ich bis jetzo nicht.

Vorbedeutende Kennzeichen der Krankheit giebt es, so viel ich weiß, nicht. Das Uebel tritt plötzlich ein und tödtet schnell. Das kranke Thier legt sich nieder, bauchschlaget mächtig, und stirbt bald, wenn nicht die schleunigste Hülfe geleistet wird.

Sieht man das Uebel früh genug und läßt dem Thiere sofort Blut, so kann man es retten. Das Blutlassen geschieht in der Ecke des Auges zwischen dem Kerne, oder Thränensacke, und dem Nasenbeine, wo eine ziemlich starke Blutader liegt, welche der Schäfer mit seinem Taschenmesser sehr gut zu öffnen weiß. Fürs Verbluten darf man nicht besorgt seyn, da die Ader sich von selbst mehr als zu früh wieder schließt, und deshalb schlägt man denn auch gewöhnlich die Ader in beiden Augen zugleich.

5) Das Blutharnen oder die Harn-Ruhr, von den Schäfern das rothe Wasser genannt, ist eine andere heilbare Krankheit. Sie entsteht, wenn die Schaafe saures Gras, oder in Holzungen junge Eichenloden fressen. Man erkennt sie zuerst an einer schmerzhaften Bewegung des kranken Thiers bei dem Harnen, und findet dann zuerst den Harn mit etwas Blute vermischt, welches nach und nach sich mehrt, und woran das Thier nach und nach ermattet und stirbt, weil es die Freßluß verliert. Dieß Uebel heilt der Schäfer leicht und sicher, wenn er eine Hand voll von dem sogenannten Gottes-Gnaden-Kraute, (Blut-Kraute, Ruprechts-Gift-Kraute, Storchschnabel, geranium Robertianum) quetscht und es dem Schaafe, in einen Klumpen zusammen gedrehet, in den Hals steckt; zweckmäßiger scheint es jedoch zu seyn, daß man einen Theil davon ausgrause oder auspresse und dem Thiere den Saft eingebe; doch habe ich darüber noch keine Versuche angestellt. Man findet dieß Kraut, welches an den röthlichen Stängeln und den stark eingeschnittenen, mit kleinen Haaren versehenen Blättern leicht zu erkennen ist, häufig auf alten Weidenbäumen und in manchen Hecken, und kann es also leicht haben.

6) Der Durchfall, eine andere Krankheit der Schaafe, entsteht wahrscheinlich von saurem, grünem oder getrocknetem Grase, da man sie so gut im Winter, als im Sommer bemerkt. Sie verräth sich gar bald durch den häufig abgehenden Unrath. Man heilt sie, ohne alle eigentliche Medikamente, wenn man den Kranken gesundes und kräftiges Futter giebt, und ihnen dabei einen Trank von pulverisirter Weidenrinde oder von Gentians-Wurzel eingiebt, auf jedes Stück etwa ein Theelöffel voll des Pulvers gerechnet.

7) Eine andere heilbare Krankheit ist das weiße Fell, weil bei selbigen sich ein weißes Fell über eins, oder beide Augen zieht. Sie entsteht nur in heißem Sommer und vermuthlich davon, wenn ein Insekt in das Auge fliegt, oder ein Schaaf dem andern eine Portion Staub in die Augen streut, wenn sich davon etwas unter dem obern Augenliede festsetzt, und dadurch ein Reiz und ein Zufluß rheumatischer Säfte nach dem Auge entsteht. Man erkennt dieß Uebel daran, daß das Thier sich das kranke Auge zu reiben sucht, welches auch gewöhnlich häufig thränt. Man heilt es dadurch, daß man in das, mit dem kranken Auge auf der nämlichen Seite des Kopfes sitzende Ohr ein kleines Loch sticht, durch sol-

ches ein Zöpfchen Wolle zieht; also ein ganz einfaches Haarseil legt, und dadurch die scharfen Säfte nach einer andern Stelle lockt.

8) Das Steifwerden der Lämmer ist endlich die letzte der gewöhnlichen innerlichen Krankheiten. Diese Krankheit befällt die Lämmer gewöhnlich auf dem Stalle, in den ersten Lebenswochen, oder Monaten. Sie werden, wenn dieß Uebel eintritt, an allen vier Beinen steif, so daß sie weder stehn, noch gehen können, sind aber übrigens innerlich gesund und saugen mit großer Begierde, wenn man ihnen nämlich Hülfe leistet, um an die Brust der Mutter zu kommen. Dieser Zufall ist offenbar rheumatischer Art, und rührt, meinen Beobachtungen nach, davon her, daß die Lämmchen bei harter Kälte nicht warm genug liegen, oder sich der unter den Stallthüren herstreichenden Zugluft aussetzen.

Obgleich dieß Uebel oft viele Lämmer befällt, so ist es doch nicht epidemisch, und man kann dabei weiter nichts thun, als daß man den Kranken eine recht warme, gut gestreute Stelle im Stalle anweiset, damit durch die Wärme die Ausdünstung vermehrt werde. Dann genesen sie meistens von selbst wieder. Man verhütet das Uebel aber am besten dadurch, daß man

den Stall nicht ausmistet, und den lammenden Schaafen mit ihren Lämmern, gleich beim Lammen, eine von aller Zugluft entfernte Stelle einräumet.

II.) Von den äußerlichen, oder Hautkrankheiten sind folgende drei die gewöhnlichsten.

1) Die gefährlichen Pocken, die man, wenn sie bösartig waren, bisher bei den Schaafen eben so wenig zu heilen verstand, als die Kinder-Pocken. Wenn sich allenfalls hie und da ein Quacksalber den Ruhm zugeeignet haben mag, daß er pockigte Schaafe geheilt habe, so hat vermuthlich die gute Natur des Schaafes, die gedeihliche Witterung und die Gutartigkeit der Blattern, oder Pocken, alles gethan, und der Quacksalber nichts; denn die Erfahrung lehrt, daß einige Thiere, ohne alle Hülfe, durchseuchen und von selbst genesen.

Die Ursache dieses Uebels liegt vermuthlich in der Ansteckung, weil es sehr kontagiös ist, und es ist mir die Behauptung erfahrner Schäfer, daß dieß gefährliche Uebel durch pockigte Haasen in die Heerde gebracht werde, nicht mehr unwahrscheinlich, seitdem die Erfahrung gelehrt hat, daß die bei pockigten Kühen umgehenden Menschen angesteckt werden und man die Kuh-Pocken mit so vielem Erfolge, als ein Prä-

servativ gegen die natürlichen Blattern, eingeimpft hat: ja, es ist mir sogar wahrscheinlich, daß mit Blattern behaftete Kinder, wenn sie den Schaafen nahe kommen, dieselben anstecken können; jedoch habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, Versuche darüber anzustellen.

Man will drei verschiedene Arten der Pokken bei den Schaafen bemerkt haben. Ich aber habe nur eine Verschiedenheit, und zwar darin bemerkt, daß einige Pocken einzeln und größer, andere kleiner und häufiger waren. Vermuthlich sind die ersten größeren Pocken, bei den Schaafen sowohl wie bei den Kindern, minder bösartig.

Zu allererst zeigen sich die Pocken bei den Schaafen an den von Wolle entblößten Stellen, also um das Maul und die Augen, und an dem Innern der Beine.

Sobald man das Uebel unter seiner Heerde merkt, muß man unverzüglich die Kranken von den Gesunden weit entfernen, und an einem abgelegenen Orte hinstellen, also die ganze Heerde genau untersuchen. Man muß nie erlauben, daß die Schäfer ihre abergläubischen und sogenannten sympathetischen Mittel bei der Heerde anwenden, und entweder solche über einen Degen jagen, womit jemand ermordet worden, oder sie von Wasser saufen lassen, worin ein

Nagel gelegen hat, an welchem ein armer Sünder erhenkt worden; weil durch diese Alfanzerei weiter nichts erwirkt wird, als daß sich die Ansteckung desto mehr verbreitet.

Da bis jetzt kein bewährtes Mittel gegen diese böse Krankheit bekannt, und ohnehin das Eingeben der Arzenei bei einer Heerde mit gar zu vielen Umständen verknüpft ist, so sind Vorbauungsmittel das Sicherste. Das Präservativ ist, daß man, sobald es irgend ruchtbar wird, daß eine benachbarte Heerde von den Pocken befallen sey, alles Zusammentreffen mit derselben auf das sorgfältigste verhüte. Sollte eine solche Heerde auf eine Kommunionweide mit gehören, so muß man den Eigenthümer derselben ersuchen, sich davon, während der Krankheit seiner Heerde, mit solcher fern zu halten, und wenn dieß Ersuchen nicht hilft, sofort gerichtlich Hülfe suchen, die denn in jedem Lande, wo irgend Polizei herrscht, unverzüglich geleistet werden wird und muß: Die zweyte Vorsichtsregel ist die: daß man im Winter keinen Fremden in den Schaafstall lasse, damit dieser nicht etwa durch seine Kleider die Ansteckung hineinbringe. Die dritte ist die: daß man, wenn das Uebel in der eigenen Heerde sich zeigen sollte, die Kran-

ken, so schnell als möglich, von den Gesunden absondere.

Das beste Präservativ ist aber aller Wahrscheinlichkeit nach das: daß man, sobald Pocken in der Nähe sind, oder in der eigenen Heerde sich zeigen, allen gesunden Thieren schnell die Kuhpocken einimpfen lasse.

Wie dieß aber geschehen, und wie das geimpfte Vieh behandelt werden müsse, lehren die von dem berühmten Herrn Oberkommissär Westfeld angestellten, und in dem Hannöverischen Magazine umständlich bekannt gemachten, so wie die in mehrern andern bekannten Schriften zu findenden Versuche, weshalb ich mich aller weiteren Ausführung darüber enthalte.

2) Die zweite Hautkrankheit ist die Räude oder der Grind, und diese erfordert ein genaues Aufpassen des Schäfers. Von dieser Krankheit werden auch selbst die gesundesten, und mit dem besten Futter genährten Schaafe befallen, jedoch nicht anders, als in voller Wolle, und meistens auf dem Stalle.

Die Ursache glaube ich also mit vielem Grunde in einer durch den im Stalle befindlichen Staub, der sich auf die Haut setzet, verursachten Verstopfung der ausdünstenden Gefäße zu finden; weil bei den geschorenen Thieren der Regen diesen Staub

eher wegspülen kann, solcher auch durch Waschen vor der Schur fortgenommen wird.

Das Uebel zeigt sich zuerst durch kleine auf der Haut entstehende Knoten, die aber, wenn man nicht gleich die nöthige Hülfe anwendet, sich schnell verbreiten, und dann nicht so leicht zu heilen sind, als im ersten Anfange. Man kann diese Krankheit sehr leicht daran bemerken, daß sich Löcher in der Wolle zeigen, welche die Schaafe dadurch in selbiger veranlassen, daß sie die leidende Stelle benagen oder scheuren.

Wo irgend ein vorsichtiger Schaafmeister ist, da wird dieß Uebel gleich im ersten Anfange dadurch leicht geheilt, daß die Räude, auf der Stelle wo sie sich zeigt, unverzüglich mit dem Rücken eines Messers, von dem Schäfer aber gewöhnlich mit dem Nagel am Finger, weggenommen, und die entblößte Haut mit einer aus Taback gekochten Lauge einige Tage gewaschen, und demnächst, um die Heilung zu befördern, mit einem Theile der Lauge, wozu man etwas Theer und Rockenmehl setzet, und sie damit zu einer Salbe macht, bewischet wird. Meistens halten es aber die Schäfer, und nicht ohne allen Grund, für das beste Mittel gegen die Räude, Taback zu kauen, und den mit dem Safte des Tabacks vermischten

Speichel auf die leidenden Stellen zu wischen; weil der Speichel bekanntlich eine seifenartige und auflösende Kraft in sich führt.

Hat aber der Knecht die kleinen Knoten zu weit um sich greifen lassen, so verdient er eine derbe Zurechtweisung, weil er dann sicher zu nachlässig gewesen ist; und wenn er dadurch nicht achtsamer wird, so muß man ihn zu entfernen suchen.

Dieser Grind ist, meiner Erfahrung nach, nicht ansteckend, und bis jetzt kenne ich noch den ansteckenden nicht, wenn es ja einen giebt. Man kann also dreist die damit behafteten Thiere bei den übrigen lassen. Vermuthlich hat man daher auf Ansteckung geschlossen, weil sich das Uebel bisweilen bei mehreren Thieren zugleich, oder kurz nach einander zeigt; allein daraus folgt noch keine Ansteckung, indem ja die nämliche Ursache bei mehreren Thieren zugleich eintreten kann.

3) Der Zuschlag der Wolle, den ich oben bereits berührt habe, ist die dritte der, bei guten Schäfereien jedoch nicht gewöhnlichen Hautkrankheiten. Gegen dieß Uebel, wenn es einmal eingerissen ist, kenne ich kein Mittel. Das sicherste zur Verhütung desselben ist aber eine immer gleiche und hinlänglich nahrhafte Futterung des Viehes.

§. 162.

Von den besten Mitteln, das Vieh gesund zu erhalten.

Daß man durch gute Behandlung sein Vieh gegen manche Krankheit sichern könne, ist schon in dem Obigen, bei Gelegenheit, gesagt. Ich will jedoch hier noch kürzlich diejenigen Mittel anführen, wodurch man sein Schaafvieh gegen manche Krankheit sichern kann.

1) Man lasse dasselbe im Sommer mit der gehörigen Vorsicht weiden, und knüpfe es den Hirten auf das nachdrücklichste ein, alle die Stellen, sowohl im Felde als auf den Weiden, sorgfältigst zu vermeiden, wo sich das gefährliche junge Mässegras oder die Kröten-Binse befindet, und wo irgend Gras von überfließendem Wasser schlammigt geworden ist; eben so alle sauren und feuchten Weiden bei nasser Witterung, und alle Stellen im Holze, wo junge Eichenloden stehen, und wohin ohnedem kein Vieh gehört. Man übergebe jedem Knechte nicht mehr Vieh, als er übersehen kann, damit er, wenn er in der Nähe ungesunder Stellen zu hüten genöthigt ist, dasselbe davon desto besser abhalten könne. Es ist ohnehin gut, mehrere mäßige Haufen von etwa 300 Stück zu machen, damit eine Weide nicht auf einmal zu arg mitgenommen werde.

2) Man lasse das Vieh auf dem Stalle mit gesundem Futter nähren, und gebe jeder Art das

ihr Gebührende und immerfort in gleichen gehörig abgemessenen Portionen; futtere auch, wenn man es irgend zwingen kann, lieber etwas zu gut als zu schlecht.

3) Man suche alles Vieh, besonders das veredelte, im Winter unter Obdach zu bringen, und gegen Wind und Wetter zu sichern; sehe jedoch dahin, daß es nicht zu gedrängt auf einander und nicht zu dumpfigt liege; sorge auch dafür, daß man von Zeit zu Zeit frische und gesunde Luft in die Ställe bringen könne, und mache diese nicht zu klein und niedrig.

4) Man treibe auch während der Stallfutterungszeit das sämmtliche Vieh, bei irgend gedeihlicher Witterung in die freie Luft, damit es sich erholen, und der Luft indessen der freiere Zutritt in den Stall gegeben werden könne. Ja, selbst bei irgend guter Witterung treibe man, besonders wenn Baarfrost ist, das Vieh einige Stunden lang ins Freie, damit es an die Luft und Witterung gewöhnt bleibe.

5) Man sorge dafür, daß, bei dem Aufbansen des für die Schaafe bestimmten Futters, über dem Schaafstalle eine hinlängliche Menge Stroh untergelegt werde, damit sich die Ausdünstung in solches hängen möge, und nicht bis in das Schaaf-Futter dringe; hüte sich auch, den Schaafen dieß untergelegte Stroh zu geben.

§. 163.

Ueber die Mittel, wodurch man den Schaafmeister am sichersten antreibt, selbst für die Gesundheit des Viehes mit zu sorgen und den Knechten aufzupassen.

Die besten Regeln und die besten eignen Einsichten von der Behandlung der Schaafe werden größtentheils unwirksam seyn, wenn man es nicht dahin zu bringen weiß, den Schaafmeister und seine Knechte durch ihr eignes Interesse zu bewegen, daß sie für die Gesundheit des Viehes selbst sorgen.

Der Eigennutz, er sey nun feinerer oder gröberer Art, regiert, wie die Erfahrung lehrt, die Welt, und besonders die gemeinere Classe der Menschen am meisten. Wenn demnach der Schaafmeister seinen eignen Vortheil dabei sieht, daß die Heerde gesund bleibe, und sich nicht vermindere, so wird er, wie leicht zu erachten, den möglichsten Fleiß und die möglichste Aufmerksamkeit dahin wenden, daß durch unvorsichtiges Weiden und Futtern keine Verminderung veranlaßt werde. Seinen eigenen Vortheil sieht er aber dann bei der Konservirung der Heerde, wenn ein Theil davon ihm gehört, und anstatt des Lohns von dem Herrn mit ausgefuttert wird, oder wenn ein Theil des Ertrags ihm zufällt, das heißt, wenn er sich mit dem Eigenthümer der Heerde gesetzt hat, und deshalb ist man schon lange

durch

durch die Erfahrung auf dieß Mittel geführt worden, so wie auf ein früheres aber minder zweckmäßiges, dem Schaafmeister und den Knechten eine gewisse Anzahl eigner Schaafe mit aus-zufuttern.

§. 164.

Von der besten Art, sich mit dem Schaafmeister zu setzen.

Man giebt bekanntlich, und wie aus dem Gesagten schon zum Theil erhellet, weder dem Schaafmeister, noch den Knechten, einen bestimmten Lohn an Gelde, weil sie sonst kein Interesse dabei hätten, das Vieh gesund zu erhalten. Es giebt aber mehrere Arten, sich mit dem Schaafmeister zu setzen, deren eine besser als die andere ist.

Die erste und gewöhnlichste ist die, daß man dem Schaafmeister eine, nach Verhältniß der Größe der Heerde abzumessende, Anzahl Schaafe aller Art mit zur Heerde geben läßt, und ihm dann von dieser Anzahl von Schaafen, je nachdem sie den 9ten, 10ten oder einen andern Theil der Heerde ausmachen, einen Theil des ganzen reinen Ertrags der Heerde bestimmt, folglich ihm seinen Theil mit ausfuttert; dagegen aber auch den Dünger davon hinnimmt, und ihm dann, nach dem Verkaufe der Wolle, der Felle und des ausgemerzten Viehes, von dem daraus gelöseten Gelde, nach Abzug aller Kosten für

Aufwand bei dem Scheeren, für Medicin, Farbe und dgl. und alles Abgangs durch krepirte Schaafe, seinen Antheil an dem, was von der Einnahme übrig bleibt, an baarem Gelde giebt, so daß er also kein eignes Vieh hat, welches er scheeret und wovon er für sich den Abgang und Zuwachs erhält. Man giebt ihm dabei aber noch, außer der freien Wohnung, Kost, oder, wenn er beweibt ist, ein gewisses an Korn und Naturalien, was dem Werthe der Kost etwa gleich kömmt.

Diese Art zu setzen ist nicht die beste, und vorzüglich bei veredelten Schäfereien nicht anwendbar; weil man selten einen sonst guten Schaafmeister finden wird, der veredeltes Vieh hat, ja nicht selten in nicht veredelten Heerden die Schaafmeister oder Knechte, selbst nicht einmal von dem besten Landvieh durchgängig haben. Man thut also besser, wenn man einen neuen Schaafmeister von einer nicht veredelten Heerde anzunehmen hat, ihm sein sämmtliches Vieh verkaufen und ihn dagegen von der veredelten Heerde eine bestimmte Anzahl Viehes jeder Sorte, nach einem billigen Anschlage, mit Gelde bezahlen zu lassen, je nachdem man ihm seinen Antheil zum 9ten, 10ten oder einem andern Theile bestimmt, oder zugebilligt hat; weil man sonst verlieren würde, wenn seine unveredelten Schaafe unter die veredelte Heerde kämen, und deren weit schlechtere Wolle bei dem ganzen Ertrage der

Schäferei gleich der guten mit in Anschlag kommen sollte. Man macht aber gleich dabei die Bedingung, daß das Vieh bei seinem Abgange nicht von ihm mitgenommen, sondern nach einem zur Zeit des Abganges zu machenden neuen Anschlage, ihm, oder seinen Erben, wieder bezahlt werden solle; welche Bedingung man bei der Veredlung der Schäferei überall, vom Anfange an, zu machen sehr wohl thun wird. Freilich würde man ihn noch mehr ins Interesse ziehen, wenn man ihm für das Deputat einen verhältnißmäßigen größeren Antheil an der Schäferei bewilligte, also seine ganze Existenz von der guten Dauer und dem Ertrage der Schäferei abhienge; allein ein irgend kluger Schaafmeister wird sich nicht darauf einlassen, einen solchen Accord einzugehen, weil, auch bei der besten Vorsorge, dennoch beträchtliche Verluste der Heerde eintreten können, er also leicht in die Gefahr gerathen könnte, in üblen Jahren darben zu müssen.

Anm. Man hat in einigen Ländern, vermuthlich aus Versäumung des nöthigen Berathens mit erfahrnen Schäferei-Besitzern, Gesetze darüber gegeben, daß der Schaafmeister, bei dem Setzen kein Vieh in Natur einbringen, aber auch, bei seinem Abgange, kein Vieh mitnehmen, sondern bei dem Antritte ein Gewisses, z. B. den 9ten Theil des Werths der Heerde, mit Gelde bezahlen und so auch während der Dienstzeit $\frac{1}{9}$ der Schäferei-Nutzung

genießen, bei seinem Abgange aber auch wieder den 9ten Theil des Werths der Heerde herausbekommen solle, und zwar jedesmal nach dem Taxato, um auch von der Verbesserung der Heerde ihn profitiren zu lassen. Diese Gesetze sind aber, als der Sache unangemessen, nie zur Ausübung gekommen.

Jeder Schaafmeister muß, wenn er gut seyn soll, auch eine natürliche Anhänglichkeit an das Vieh haben. Diese haben dann auch die guten und schon aus dieser Ursache haben sie gern Schaafe in der Heerde. Sie attachiren sich auch mehr an die Heerde, wenn sie wissen, daß ihnen bei dem Abzuge ein gewisser Theil derselben in Natur zu Theile werde, als wenn sie sich bloß mit Gelde müssen abkaufen lassen; besonders da die Grundsätze der Taxationen noch so unvollkommen sind. Außerdem sucht auch jeder kluge Schaafmeister gern einmal eine Pacht-Schäferei anzunehmen und sein eigner Herr zu werden. Dieß kann er aber nicht gut, wenn er, bei seinem Abgange aus dem Dienste, keine Schaafe in Natur mitnimmt und genöthigt wird, hie und da Schaafe anzukaufen, deren Natur er nicht kennt und die er nicht leicht so gut erhalten wird, als die welche er selbst mit erzogen hat, auch nie, sey es auch nur aus Eigenliebe, für so gut hält.

Ein guter Schaafmeister wird sich also hüten, bei einen Herrn zu gehen, der auf das oben beregte Gesetz hält und folglich werden kluge Oekonomen von selbst von dem Gesetze abgehen, die minder klugen aber von dessen Erfüllung mehr Schaden als Nutzen haben. Wollte man es wohl gar verbieten, auf eine andere, als die in dem Gesetze vorgeschriebene Art mit dem Schaafmeister zu setzen, so würde man entweder der Schäferei im Ganzen sehr schaden, oder aber kluge Oekonomen zur heimlichen Uebertretung des Gesetzes nöthigen. Besser ist es also, dergleichen Gesetze ganz wegzulassen.

§. 165.

Wie man sich mit einem abgehenden Schaafmeister, mit dem man sich gesetzet hat, oder mit dessen Erben, am besten wieder aus einander setze.

Wer eine Schäferei veredelt, oder eine schon veredelte besitzet, der thut, wie gesagt, sehr wohl, gleich mit dem Schaafmeister den Kontrakt darauf mit einzugehen, daß er, bei seinem Abgehen, kein Vieh in Natur mitnehmen, sondern ihm der ihm zugebilligte Antheil an der Schäferei, nach vorgängiger Taxation, bezahlt werden solle, und läßt sich dann das Taxatum von dem angehenden Pächter wieder bezahlen; dagegen darf er aber kein Vieh in Natur mit zur Heerde brin-

gen, indem dadurch nicht nur, wegen der Veränderung der Weide des zugebrachten Viehes, Schaden zu befürchten ist, sondern man auch besorgen muß, daß das zugebrachte Vieh nicht von gleicher Güte sey u. s. w.

Hat nun aber jemand den bemeldeten Accord nicht getroffen, und der abgehende Schaafmeister will sich durchaus seines Rechts bedienen und das ihm gehörige Vieh in Natur mitnehmen; dann giebt es nur folgende zweckmäßige Art, sich mit ihm aus einander zu setzen. Man läßt jede Sorte des Viehes, als: Böcke, alte Hammel, alte Schaafe, Erstlings-Hammel, Erstlings-Schaafe, jährige Hammel, jährige Schaafe, Hammel- und Zibbenlämmer, nach einander, doch jede besonders, aus den Horden springen, und der Schaafmeister greift dann, je nachdem sein Antheil bestimmt gewesen ist, das 10te, 11te Stück u. s. w. Sollte nun eine Sorte nicht gerade, durch die Zahl dividirt, aufgehen, dann wird der Rest taxirt und dem Schaafmeister von dem angeschlagenen Werthe z. B. der 10te Theil zugeschrieben. Wollte er durchaus kein baares Geld haben, dann sucht man ihm aus den verschiedenen Sorten ein oder mehr Stücke aus, welche dem Werthe des Taxati aller Reste, wo nicht ganz, doch größten Theils gleich kommen.

§. 166.

Von der besten Art, die Schäfer-Knechte mit in das Interesse zu ziehen, damit sie bei dem Hüten, Futtern, und sonst gehörig auf das Vieh achten, und einer gleichsam dem andern aufpasse.

Man wird bei dem ersten Anblicke der Frage denken, daß deren Beantwortung ja aus dem Vorhergehenden von selbst sich ergebe, und man sich ja nur auch mit ihnen setzen, oder ihnen auch einen gewissen Antheil an dem reinen Ertrage der Schäferei bewilligen, und sie dagegen auch einen eben so hohen Antheil an dem Werthe der ganzen Schäferei in baarem Gelde bezahlen, oder als Kapital einlegen lassen dürfe; oder mit andern Worten, daß man ihnen gewisse pro Cent an dem reinen Ertrage der ganzen Schäferei bewillige, sie dagegen aber auch einen verhältnißmäßigen Theil des ganzen in der Schäferei steckenden Kapitals bei ihrem Antritte bezahlen lasse, um im Falle der Noth sich daran, wegen überwiesener Nachlässigkeiten und dadurch veranlaßten Schadens, erholen zu können. Es haben auch einige, und unter diesen noch neuerlich Herr Karbe, in seinem trefflichen Werke über die Möglichkeit und Nützlichkeit der Einführung der Englischen Wechselwirthschaft in Deutschland, diesen Vorschlag gethan. Da man jedoch noch wenige Schäferknechte findet, welche sich die gehörigen Begriffe von solch einer Ein-

richtung machen, und es sehr schwer halten möchte, unter dieser Bedingung Knechte zu bekommen, weil diese Art Menschen zu sehr am Schlendriane klebt; ja, da man kaum einem gewöhnlichen Knechte begreiflich machen kann, daß, wenn sein Landvieh von Spanischen Böcken mit belegt werde, der Werth der Zuzucht dadurch sehr erhöhet werde; so halte ich für besser, es bei dem Herkommen zu lassen, und den Knechten, anstatt des Lohns, eine gewisse Anzahl Schaafe von jeder Sorte mit auszufuttern, z. B. 10 alte Hammel und 10 alte Schaafe, 10 Erstlings-Hammel und eben so viel Schaafe, und so auch 10 jährige Hammel und 10 jährige Schaafe. Hiebei muß aber folgende Vorsicht angewendet werden:

1) Muß man genau darauf halten, daß er nicht etwa zu viele Mutterschaafe halte, und dagegen weniger Hammel, indem er sonst zu viele Lämmer mit auf die Weide bringen würde, und ohnehin die Mutterschaafe im Winter auch kostbarer zu unterhalten sind, als das güste Vieh.

2) Man muß ja nicht erlauben, daß er das ihm zugehörige Vieh, etwa mit Ausschluß der Lämmer, oder einer andern Sorte, sämtlich unter seinen eignen Stock nehme. Dadurch würde allerlei Unordnung entstehen. Der Lämmerknecht würde z. B. sein sämmtliches Vieh stets auf den besten Weiden mithüten, und es

würde den herrschaftlichen Lämmern das Futter vor der Nase weggefressen. Der Knecht bei dem milchenden Haufen würde nächstdem die beste Weide für sein Vieh haben, und der bei dem güsten Haufen die schlechteste. Dieser letzte würde sich also vorzüglich bewogen finden, für sein Vieh, zum Nachtheile des übrigen, eine oder die andere gute Weide heimlich mit zu benutzen, keiner würde schonen u. s. w.

Jede Sorte des Knechte-Viehes muß unter den Haufen, worunter sie gehört. Dann wird einer dem andern schon aufpassen, daß er mit der gehörigen Vorsicht hüte; dann wird keiner durch sein Interesse bewogen werden, dem Haufen des andern zum Schaden zu hüten u. s. w.

Es hat auch diese hergebrachte Gewohnheit das Gute, daß der Herr nicht nöthig hat, sich seine Rechnung über die Schäferei von jedem Knechte abfordern und etwa moniren zu lassen; welches doch leicht der Fall, besonders bei dem Abgehen eines Knechtes, seyn kann, also auch ferner das Gute: daß ein Herr, wenn er etwa genöthigt seyn sollte, seinen Knecht außer der Zeit fortzujagen, mit ihm nicht mitten im Jahre zu rechnen braucht; welches die größte Verlegenheit oft verursachen würde, wenn man auch nicht einmal den Umstand in Anschlag bringen will, daß es ge-

wissermaßen den Herrn in den Augen eines bösen Knechtes herabsetzt, wenn dieser sich berechtigt fühlt, von dem Herrn die Vorlegung der Schäferei-Rechnung zu fordern.

§. 167.

Ueber die beste Zeit des Jahres, den Schaafmeister und die Knechte in Dienst zu nehmen und daraus zu entlassen; und die beste Art, sich mit einem außer der Zeit sterbenden, oder sonst abzulohnenden aus einander zu setzen.

Nach meiner Ueberzeugung, ist die beste Zeit zur Annahme und Entlassung des Schaafmeisters und der Schäferknechte um Michaelis, und zwar deshalb:

1) Weil man um diese Zeit am besten die reine Nutzung, oder den reinen Ertrag der Schäferei berechnen kann, indem alsdann die Wolle und das fett gemachte Vieh, die Felle u. dgl. der Regel nach, verkauft sind, der Schaafmeister aber, und nach einiger Vorschläge auch die Knechte, ihren jährlichen Lohn durch den Antheil an dem reinen Ertrage bekommen sollen.
2) Weil sich um Michaelis doch die Sommer- und Winterfutterung so ziemlich scheidet, die bekanntlich, je nachdem die Witterung ist, bald früher, bald später wechselt, und nicht immer gerade auf Martini.

Ebendeshalb ist sie denn auch da, wo ich bekannt bin, meistens eingeführt, und ist, meiner Meinung nach, die gewöhnliche.

Sollte nun aber außer dieser Zeit ein Schaafmeister, oder Knecht sterben, dienstunfähig werden, oder sonst abzulohnen seyn, dann können leicht die größten Schwierigkeiten über die genaue Berechnung des Verdienten und Genossenen entstehen. Um diesen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten auszuweichen, ist das Beste, auf diese Fälle in dem Miethkontrakte das Nöthige festzusetzen.

Mir scheint folgende Verabredung über diese zwar nicht so häufigen, aber doch leicht möglichen Fälle die beste:

Man setzet fest, daß, im Falle ein Schaafmeister, oder Knecht, außer der Zeit sterben, oder aus dem Dienste kommen sollte, dessen Erben, oder er selbst verpflichtet seyn sollen, an die Stelle ein taugliches Subjekt binnen einer achttägigen Frist zu stellen, damit solcher die an der Dienstzeit noch fehlende Zeit ausdiene, oder daß widrigenfalls der Herr berechtigt seyn solle, selbst einen Stellvertreter zu wählen, und mit diesem wegen des Lohns u. s. w. sich zu vereinbaren, demnächst aber das, was diesem gegeben werden müsse, von den Erben, oder dem aus dem Dienste gekommenen selbst, am Ende der kontraktmäßigen Dienstzeit, einzufordern, oder ihnen an ihrem Antheile an der Schäferei abzuziehen, oder auch für den Betrag von dem Viehe so viel am Werthe zurückzubehalten. Hat man diese Vereinbarung einmal getroffen, dann hat man auch

eine Regel für den Fall, wenn jemand den Dienst aus Muthwillen zur Unzeit verlassen, oder man genöthigt seyn möchte, ihn fortzujagen.

§. 168.

Von den sogenannten Keimeleien, oder Betrügereien der Schäfer, und den Mitteln sie zu verhüten.

Bei der gewöhnlichen Art, die Schaafe zu zeichnen und die Schäferei-Rechnung zu führen, bleibt dem Schaafmeister und den Knechten ein weites Feld zu Keimeleien und Unterschleifen; besonders wenn man dem Schaafmeister, so gut als den Knechten, eine gewisse Anzahl Schaafe anstatt des Lohns mit ausfuttert, und sich nicht auf die oben angegebene Art mit ihm setzet.

Die gewöhnliche Art, wodurch man die Herrschaftlichen von den Knechte-Schaafen zu unterscheiden suchte, war und ist noch an manchen Orten das Ohr- und Theer-Mahlen. Das Ohrmahlen suchte man meistens durch die in die Ohren der Herrschaftlichen Schaafe angebrachten Buchstaben, oder andere Figuren, die man mit einem scharfen Instrumente hinein schlug, zu bewirken, ohne zu bedenken, daß diese theils verwüchsen und theils nachgebildet werden könnten; und das Theermahlen bestand darin, daß man die verschiedenen Sorten, an verschiedenen Stellen des Leibes mit Theer bestrich; welches, wie leicht zu erachten, auch leicht nachgemacht werden konnte.

Die Rechnungen schloß und schließt man um Maytag, Johannis, oder Jakobi, und gab, oder giebt dadurch Veranlassung, daß, bei dem Bemerken des Abganges, manche Unrichtigkeiten zum Schaden der Herrschaft vorfielen.

Die Keimeleien der Schäfer bestehen nun aber darin:

1) Daß, falls man sich nicht mit dem Schaafmeister gesetzt hat, von diesem bei dem Lammen Vertauschungen der Lämmer vorgenommen werden. Ein geschickter und erfahrner Schaafmeister sieht es einem neugebohrnen Lamme bald an, oder schließt es auch aus der Qualität der Mutter, die er kennt, und deren Abkunft er weiß, ob dieß Lamm ein guter Hammel, oder ein gutes Schaaf werden werde. Wenn also eins seiner Schaafe ein schlechtes Lamm geworfen hat, so vertauscht er dieß mit einem kräftigen, von einem Herrschaftlichen Schaafe guter Art, gefallenen Lamme. Er weiß nämlich, daß ein Schaaf ein fremdes Lamm annimmt, wenn solches mit der von ihm selbst gekommenen Nachgeburt geschmiert wird, und dadurch einen der Stiefmutter bekannten Geruch annimmt. Er bedient sich also dieses Mittels. Stirbt ein von einem seiner Schaafe gefallenes Lamm, so giebt er es für ein Herrschaftliches aus, und bedient sich des nämlichen

Kunstgriffes, um die Mutter, deren Lamm gestorben, das fremde Lamm annehmen zu machen.

Die Knechte, mit denen er sich versteht, bedienen sich eben der Kunstgriffe, und auf diese Art haben Schaafmeister und Knechte immer die besten Lämmer, und was an Lämmern stirbt, stirbt nur der Herrschaft.

2) Stirbt dem Schaafmeister, oder Knechte, ein schon erwachsenes Thier, so macht er ihm das nöthige Theermaal, schneidet ihm die Ohren ganz kurz ab, giebt es für mauseohrig aus und liefert das Fell, als ein von einem Herrschaftlichen Schaafe gezogenes, ab; eignet sich aber in der Stille eins von den Herrschaftlichen Schaafen zu, und verkauft es heimlich, um den Gewinn mit den Knechten zu theilen. Hält man ihn aber zur Ablieferung der Felle von den Sterblingen nicht strenge an, so hat er noch ein weiteres Feld zu betrügen, mit Beihülfe seiner Knechte, mit denen er leicht einig wird.

3) Schließt man die Rechnungen um oben bemeldete Zeit, so sind die Lämmer nicht gerade ein Jahr alt, und werden doch unter die Rubrik der Jährlinge gebracht, und auf gleiche Weise die Jährlinge in die Klasse der Erstlinge u. s. w. Dieß giebt denn eine mächtige Verwirrung bei dem Abschreiben des Abganges. Der Schaafmeister läßt nämlich ein

nun schon in die Klasse der Erstlinge vorgerück-tes Lamm, wenn es krepirt, als Lamm eintra-gen; einen schon in die Klasse der Erstlinge vor-gerückten falschen Erstling, oder eigentlichen Jährling, als Jährling u. s. w. Die Rech-nungen werden also verwirrt und am Ende trifft, bei dem Nachzählen der Sorten, deren Anzahl mit dem im Register aufgeführten Bestande derselben nicht zu. Hier ist nun ein weiter Spielraum für Betrügereien aller Art.

Allen diesen Betrügereien wird nun aber durch folgende Mittel wirksam vorgebeugt:

1) dadurch, daß man sich mit dem Schaaf-meister, auf die oben angegebene Weise, setzet;

2) dadurch, daß man seine Schaafe auf eine zweckmäßigere Art zeichnet;

3) dadurch, daß man bei dem Lammen dem Scheeren und dem Krepiren der Schaafe gehörig aufpaßt, und

4) dadurch, daß man die Rechnungen über die Schäferei zur gehörigen Zeit schließt.

Wer mehr über die Keimeleien der Schä-fer und allerlei Mittel, solche zu verhüten, lesen will, der lese Brackmanns Buch: die Kei-meleien der Schäfer, welches auf prakti-sche Erfahrungen sich gründet.

§. 169.

Von der besten und zweckmäßigsten Art, die Schaafe zu zeichnen.

Es giebt mancherlei Arten, die Schaafe zu zeichnen, indem die Zeichen sehr willkührlich sind; nur kommt es darauf an, daß die Zeichen so gewählt werden, daß sie nicht nur das Erkennen einer jeden Sorte der Schaafe erleichtern, sondern auch die Keimeleien möglichst erschweren.

Als Beispiel will ich meine Art zu zeichnen hersetzen, welche ich bisher als die zweckmäßigste gefunden habe.

1) Das Eigenthum erkennt man an den Ohren. Die sämmtlichen Herrschaftlichen Schaafe unterscheiden sich nämlich dadurch vom Knechts-Viehe, daß die erstern abgestutzte, die letztern aber ungestutzte Ohren haben. Da nun ein Knecht dem Herrschaftlichen Viehe keine ganze Ohren machen kann, so kann er auch seine Schaafe mit den Herrschaftlichen Schaafen nicht vertauschen. Das Abstutzen der Ohren, oder das Ohrmaalen geschieht, sobald die Lämmer auf die Weide kommen; weil, wenn man es mit dem Aushammeln und Entschwänzen zugleich vornehmen wollte, das junge und zarte Vieh durch die doppelte Verwundung zu sehr leiden und zurückkommen würde. An diesem Ohrzeichen

kennt

kennt man das Herrschaftliche Vieh gleich beim ersten Anblicke, ohne daß man nöthig hat, jedem Stücke die Ohren genau zu besehen, welches bei jeder andern Art des Zeichnens erforderlich ist.

2) Das Geschlecht wird an den Schwänzen unterschieden.

3) Das Alter wird durch Farben angedeutet, und zwar folgendermaßen:

A) Die alten Böcke, Hammel und Schaafe haben hinten auf dem Kreuze einen runden Fleck, von braungelber Oelfarbe;

B) Die Erstlinge durchgehends einen röthlichen, und

C) die Jährlinge durchgehends einen grünlichen Fleck auf der nämlichen Stelle, welche am leichtesten und besten in die Augen fällt.

Durch diese Art des Bezeichnens erreicht man mehrerlei Zwecke auf einmal, nämlich diese:

a) Der Theer und die Asche, mit deren Mischung man gewöhnlich die eine Sorte an der Vorderbuge, die andere auf der einen Seite, und die dritte am Kreuze zeichnet, verdirbt einen Theil der Wolle, und deshalb macht der Käufer immer einen größeren Abzug an dem Gewichte der Wolle, als das Gewicht des Theers beträgt, dieß darf er aber

bei der Zeichnung mit der Farbe nicht. Man überläßt also das Zeichnen mit Theer, oder das Theermaalen den Knechten, um dadurch ihr Vieh von einander zu unterscheiden, wenn sie die Veredelung der Wolle nicht bewegt, auf eine unschädlichere Art des Zeichnens zu denken; weil bei dieser veredelten Wolle jeder Abzug, den der Käufer am Gewichte macht, schon fühlbarer wird.

b) Die Ohr- und Theermaale sind zu gewöhnlich, und gleichen einander meistens in ziemlichen Grade; man kennt also sein Vieh, wenn es ja unter eine fremde Heerde zum Theile gerathen, oder von einem untreuen Schäfer verkungelt seyn sollte, weit leichter an dem Farben- als am Theermaale.

c) Die Farben, womit man gezeichnet hat, können, wenn sie gemischter Art sind, durchaus nicht genau nachgemacht werden; wie dieß allen Malern bekannt ist. Nimmt man also gleich nach dem Zeichnen die Büchsen, worin die Farbe gewesen ist, mit dem etwa übrig gebliebenen Reste — denn man muß lieber zu viel als zu wenig machen, um nicht in der Farbe zu variiren — zu sich, so ist man sicher, daß nicht leicht jemand im Stande seyn

werde, die Farbe, also auch das Zeichen nachzumachen.

d) Da jede kleine Veränderung in der Mischung der Farben so leicht sichtbar wird, so hat man es in seiner Macht, in jedem Jahre seine Sorten anders zu zeichnen, wenn man nur die Vorsicht gebraucht, die von dieser Sorte bereits gezeichneten, d. h. die alten, auf der alten Stelle nochmals mit der neuen Farbe zu überwischen.

e) Bei der Zeichnung mit Farben braucht man das Zeichen nicht lange zu suchen, weil man es durchgehends auf eine leicht zu erblickende Stelle macht, nämlich auf das Kreuz oder Hintertheil; bei dem Theermaalen ist es aber schon schwerer zu bemerken, da es an verschiedenen Stellen zu suchen ist.

f) Bei dem Farbemaalen kann man jede Sorte, da man sie genauer und leichter unterscheiden kann, auch genauer und richtiger in das Register oder in die Rubriken tragen, folglich die Verwechselung der Lämmer, der Jährlinge u. s. w. mit andern Sorten, sowohl bei dem Verkaufe, als bei dem Schlachten oder Krepiren, leichter verhüten.

g) Bei dem Farbemaalen hat man bei weitem weniger Mühe und Kosten, als

bei dem Theermaalen; weil man nur jedem Stück ein kleines Fleckchen, etwa von der Größe eines halben Guldens auf dem Kreuz zu machen braucht, und mit leichter Mühe machen kann; das Theermaal wird aber weit größer gemacht, und muß eingerieben werden; folglich wird dabei weit mehr Theer verschmiert, und ist mehr Mühe nöthig.

h) Die Kosten bei dem Zeichnen mit Farben sind auch sehr gering, und betragen, mit Ausschluß der blechernen Büchsen, als welche man immer und allenfalls auch zu andern Zwecken gebrauchen kann, für 800 Stück nur 1 Thlr. 12 Ngr.

§. 170.

Ueber die bequemste Zeit, die Schäfereirechnung abzuschließen.

Die Zeit des Abschlusses der Schäfereirechnung hängt, wie die Erfahrung ergiebt, von dem Abschlusse des Hauptregisters ab. Dieß wird aber zu der Zeit geschlossen, wenn jährlich die Pachtzeit abgelaufen ist. Wer nämlich auf Maitag eine Pacht übernommen hat, der schließt mit dem April; wer auf Johannis die Pacht angetreten hat, der schließt mit Johannis u. s. w. Es läßt sich also darüber keine allgemeine Regel geben. Wer jedoch auf Kathedra Petri seine Pacht angetreten hat, also dann auch die Schä-

fereirechnung schließt, der hat die wenigste Verwirrung in seiner Schäfereirechnung zu befürchten; weil um diese Zeit das Lammen geschieht, folglich auch die Umschreibung der Sorten am natürlichsten vorgenommen wird, also keine Antizipirung in den Sorten nöthig ist, sondern jede das Alter hat, nach welchem sie eingetragen wird.

Wer indeß eine richtige Bezeichnung der Sorten eingeführt hat und unterhält, der kann zu allen drei genannten Zeiten abschließen, und doch Unterschleif verhüten, wenn er sich die Zeichen genau bemerkt, und bei jeder Gelegenheit darauf genaue Rücksicht nimmt; ja, wenn er um Johannis abschließt, so hat er den Vortheil, daß er im ganzen Jahre nur einmal zu zeichnen braucht, nämlich nach der Schur, wohingegen der, der zur anderen Zeit abschließt, einmal in voller Wolle, und einmal nach der Schur zu zeichnen genöthigt ist.

§. 171.

Von der nöthigen Achtsamkeit bei dem Lammen, dem Scheeren und Krepiren der Schaafe, imgleichen von demjenigen, was bei dem Waschen oder Baden der Schaafe zu beobachten ist.

Derjenige, der sich mit dem Schaafmeister und den Knechten gesetzet, oder ihnen einen gewissen Antheil an dem reinen Ertrage der

Heerde bewilligt hat, braucht bei dem Lammen der Schaafe nicht aufzupassen; indem alle Lämmer dem ganzen Ertrage der Heerde zuwachsen, und keine Schaafmeisters- oder Knechtsschaafe in der Heerde sind, denen herrschaftliche Lämmer zugelegt werden könnten, das Verschleppen oder Entwenden der Lämmer aber nicht gut angeht, und leicht entdeckt werden würde. Derjenige hingegen, der sich bloß mit dem Schaafmeister setzet, kann allerdings noch dadurch hintergangen werden, daß der Schaafmeister mit den Knechten kungelt, und sich z. B., wenn dem Knechte ein Lamm gestorben ist, das herrschaftliche zu einem billigen Preise bezahlen läßt, welches der Knecht seinem verwaiseten Schaafe unterlegt; indem der Schaafmeister dadurch mehr gewinnet, als durch seinen Antheil an dem verkeimelten Lamme, wenn es vom Herren berechnet würde. Der Herr hat also hier bei dem Lammen aufzupassen, oder aufpassen zu lassen, daß dergleichen Schelmereien nicht geschehen, wenn er seinem Schaafmeister nicht trauen darf.

Bei dem Scheeren haben aber alle Acht zu geben, daß keine Wolle entwendet werde, indem bekanntlich bei der Schur auch fremde Schäfer mit zugezogen werden, denen man nicht durchgängig so blindlings trauen darf.

Dem Scheeren geht bekanntlich das Waschen oder Reinigen der Wolle vorher. Dieß Reinigen geschieht auf zweierlei Art, entweder

1) so, daß sie auf den Thieren selbst ausgewaschen, und dann abgeschoren wird, dann heißt man sie das Baden der Schaafe, und

2) so, daß man die Wolle erst abscheeret und dann wäscht; dann heißt sie das Waschen der Wolle.

Von beiden Arten der Reinigung, von dem, was dabei zu beobachten und darüber, welche Art vorzuziehen ist, will ich jetzo das Nöthige sagen.

Das Baden der Schaafe muß einmal zur rechten Zeit und auf die rechte Art geschehen und zweitens muß dabei die nöthige Vorsicht angewendet werden.

Die rechte Zeit ist die, wenn die Tage anfangen, recht warm und heiter zu werden, man also nicht fürchten darf, daß das Vieh durch die Nässe, welche ihm dabei auf die Haut gebracht wird, zu sehr leide und geschwächt werde. Da nun diese Tage meistens in dem Junius eintreten, so geschieht auch das Baden meistens in diesem Monate. Sollte aber in einem Theile dieses Monats, oder auch den ganzen Monat hindurch, nasse und kalte Witterung eintreten, so wird man wohl thun, das Baden bis zum Eintritt einer günstigern, mehr heiteren und wärmeren Zeit zu ersparen; denn es ist bei weitem so viel nicht dabei zu befürchten, wenn es um 4 Wochen später oder früher, als wenn es zur ungünstigen Zeit geschiehet.

Die rechte Art ist die, wobei die Wolle am besten gereinigt und das Vieh der mindesten Gefahr ausgesetzet wird. Die Auswahl des Wassers zum Baden ist also die Hauptsache. Das reinste Wasser, welches am wenigsten bei der Arbeit getrübt wird, ist also das Beste und eben deshalb ist auch reines Flußwasser dem Teichwasser vorzuziehen und das Wasser eines kleinen Flusses dem eines großen Flusses, oder eines Strohmes, weil bei diesem das Vieh mehr der Gefahr des Ersaufens oder Fortschwemmens ausgesetzt ist.

Die beste Art ist ferner die, wobei die Gesundheit des Viehes am wenigsten leidet. Man hat bisher zwei Methoden gehabt:

1) Die, da man das Vieh an einem Tage in das Wasser bringt, um die Unreinigkeit in der Wolle einzuweichen, damit sie am folgenden Tage desto leichter ausgewaschen werden könne.

2) Die, da man das Vieh an einem Tage zweimal durch das Wasser gehn läßt, das erste mal, um die Unreinigkeiten einzuweichen, und das andere mal, um sie fortzuschaffen.

Die erste Methode halte ich für die vorzüglichere, indem jedes, besonders schwache Schaaf, dabei nicht zu viel hinter einander in der Nässe bleibt und Gelegenheit dabei hat, sich gleich nach dem Einweichen, durch gute Nahrung, zu dem

folgenden Waschen wieder zu stärken, welche ihm bei der andern Art entzogen wird.

Geschieht das Waschen in einem kleinen, nicht zu tiefen Flusse, so ist es am besten, die zum Waschen bestimmten Arbeiter, von dem einen Ufer dieses Flusses bis zum andern zu stellen, eine hinlänglich lange Reihe, allenfalls schräg durch selbigen, zu ziehen und es so einzurichten, daß

1) eine hinlängliche Anzahl Menschen, etwa 4 bis 6, die in einer engen Horde zusammengedrängten, das Bad sehr scheuenden Schaafe an das Wasser schleppen und den Wäschern im Flusse zuwerfen; und daß

2) eine zureichende Menge Wäscher im Flusse stehe. Viere sind meistens zureichend, wofern ein fünfter an dem Ufer steht, um jedes hinlänglich gebadete Schaaf anzunehmen.

Von den Wäschern ergreift der erste das in den Fluß zum Einweichen des Unraths geworfene Schaaf, zieht es aus dem Wasser hervor und taucht es noch einigemal mit dem Kopfe unter, drückt aber auch immer besonders die Wolle im Nacken, weil sich da der meiste Unrath befindet. Der zweite ergreift es hierauf, nachdem es den Händen des erstern entronnen ist und drückt ihm besonders die Wolle auf dem Rücken und an den Seiten und zwar die an den Seiten immer aufwärts nach der Mitte des Rückens zu, wo sie sich scheitelt; weil an diesen Stellen, nächst

dem Nacken, der mehreste Schmutz ist. Der dritte drückt hauptsächlich die Wolle an und unter dem Bauche und wirft es dann dem vierten zu, welcher es noch einigemal untertaucht, um daß der etwa schon aufgelösete Schmutz fortgehe.

Bei dem Waschen wird diese Operation auf die nämliche Weise wiederholt, es mag nun an einem, oder an zwei Tagen geschehen. Bei dem Reinigen der Schaafe in einem Teiche, der nicht etwa zu tief ist, verfährt man auf die nämliche Art; wird aber selten die Wolle so vollkommen reinigen können; weil theils der Schlamm in dem Teiche das Wasser trübe macht, und theils der ausgespülte Unrath, welcher nicht abfließen kann.

Hat man deshalb die Auswahl unter mehrern Teichen, so thut man wohl, denjenigen darunter zu wählen, der, ohne schattig zu liegen, den reinlichsten und am wenigsten vom Schlamme durchmengten oder überzogenen Sandboden hat. Sind aber alle Teiche schlammigt, so thut man am besten, in jedem derselben einen Theil der Schaafe einzuweichen und zu waschen, oder in einem Teiche einzuweichen und im andern zu waschen, damit das Wasser beim Auswaschen nicht zu trübe sey.

Das Reinigen der Wolle in einem größeren Flusse, oder Strohme, in welchen sich die Wäscher nicht wohl stellen können, erfordert schon

mehr Vorsicht und andere Vorrichtungen. Ist der Fluß nicht zu breit, so daß die Schaafe, ohne zu sehr zu ermatten, von einem Ufer zum andern schwimmen können; so wirft man sie in das Wasser hinein und versieht eine hinlängliche Anzahl Menschen, etwa 4 bis 6, mit langen, oben am Ende mit einem Kruck, oder hinlänglich großen Haken, versehenen Stangen, damit sie das zu badende Schaaf damit allenthalben betupfen und es unter das Wasser drücken oder tauchen können, so oft es nöthig ist, es auch allenfalls mit dem Haken wieder zurückholen können, wenn es davon schwimmen will. Zu mehrerer Vorsicht spannt man auch wohl einen Kahn, in einiger Entfernung von der Bade-Stelle, queer durch den Fluß und befestigt ihn, stellt auch in solchen ein Paar Menschen, um ein etwa vom Wasser fortgerissenes Schaaf retten zu können.

In größeren Ströhmen zu baden ist nicht rathsam. Hat man aber keine andere Gelegenheit, dann muß man eine hinlängliche Anzahl Kähne oder Ever, an welchen es in solchen Ströhmen nicht zu fehlen pflegt, dabei brauchen und die Schaafe nicht in das Wasser werfen, damit sie nicht etwa in der Tiefe fortrollen und auf diese Weise verloren gehn; sondern man muß die Schaafe in einen der Ever oder Kähne nach und nach bringen, jedes ergreifen und in das Wasser mit Vorsicht hineintunken, so aber

von einem Kahne zum andern, unter dem oben angegebenen Drücken der Wolle an den bemeldeten Stellen des Körpers herumgehen lassen und es wieder an das Ufer schaffen.

Sollte ein oder das andere Schaaf nach dem Baden gleichsam wie todt niederfallen, so giebt man ihm einen guten Schluck Branntewein in den Hals hinein, damit die Lebensthätigkeit durch den Reiz wieder erregt werde, welche durch die nasse Kälte unterdrückt worden ist.

Nach dem Baden müssen die Schaafe auf eine gute Weide getrieben werden, um sich desto schneller zu erholen. Auch müssen sie, in der nächsten Nacht nach dem Baden, nicht in die Horden gelegt, sondern auf den Stall getrieben werden, damit die Wolle nicht neuen Schmutz vom Erdboden annehme, der, wenn er auch nicht sehr schädlich ist, sie doch unansehnlich macht. Dem Stalle muß aber durch Eröffnung der Klappen und da, wo man hinlänglich sicher ist, auch durch Eröffnung der Thüren und Vorsetzung einiger Horden, Zugluft verschafft werden, damit der aufsteigende Dunst nicht in selbigem bleibe und so der Gesundheit der Thiere schade und das Abtrocknen der Wolle hindere.

Am besten wird mit dem Baden Vormittags um 8 bis 9 Uhr angefangen, weil dann schon der Dunstkreis hinlänglich erwärmt ist. Sollte bei oder kurz nach dem Baden ein Regenschauer

kommen, so schadet es nicht. Sollte aber ein anhaltender Gewitter-, oder sonstiger Regen, späterhin am Tage, wider Verhoffen eintreten, so muß man die Schaafe unter Obdach bringen, damit das Abtrocknen nicht unterbrochen, den Thieren dadurch nicht eine üble Schwäche zugezogen und das Scheeren, wozu gewöhnlich mehrere Schäfer zusammenkommen, nicht aufgehalten werde.

Das Waschen der abgeschornen Wolle geschieht in großen geflochtenen Körben und zwar auf folgende Weise. Man legt 4 bis 6 Vließe auf einander in die im Wasser stehenden Körbe, und drückt solche so lange mit den Händen, bis, wenn die Körbe im Flußwasser stehen, das daraus abfließende Wasser nicht mehr getrübt aussieht, oder, wenn es in Teichen geschieht, das aus den emporgehobenen Körben herausfließende Wasser klar bleibt.

Nach dem Reinigen werden die Vließe wieder von einander getrennt und zum Trockenwerden an die Luft und Sonne gelegt.

Die letzte Art geht zwar der ersten in sofern vor, daß das Vieh dabei nicht leidet und nicht erkältet wird; allein steht derselben deshalb doch weit nach, weil bei dem Waschen

1) die Haare des einen Vließes zwischen die Wolle des andern, während des Waschens, vom Wasser geschlemmt und dadurch mehrere

Vließe gleichsam zu einem Pelze werden, dann aber mit Macht auseinander gerissen werden müssen, wodurch das Ansehen der Wolle sehr leidet, folglich auch deren Preis verringert wird; weil

2) sich bei trocknen Tagen, besonders wenn Wind herrscht, wieder eine Menge Staub in die Wolle zieht, der auch das Ansehn und den Preis derselben mindert, und weil

3) die Schaafe, wenn beim Baden vernünftig verfahren wird, dadurch gar wenig leiden und sich bald wieder erholen.

Treten kurz nach der Schur anhaltend regnigte Tage ein, so wird man wohl thun, die Schaafe wenigstens am Abend nach dem Stalle zu führen und sie darin, unter der nöthigen Vorsorge für Zugluft, damit die Dünste aus dem Stalle abgeführt werden, Nachts auf dem Stalle zu lassen.

Bei dem Krepiren muß gleichfalls jeder dadurch sich gegen Betrügereien sichern, daß er sich das Fell des krepirten Thiers jedesmal gleich vorzeigen, und, wenn er das Zeichen mit der Farbe gehörig untersucht hat, unter seinem Beschlusse an der Luft gehörig aufhängen lässet, damit es die Würmer nicht fressen. Unterläßt er dieß, dann wird er sicher betrogen werden. Es ist zwar nicht leicht möglich, daß der Schäferknecht oder der Schaafmeister heimlich ein Thier

schlachte und es für krepirt ausgebe, weil das Fell des geschlachteten, von dem eines krepirten Schaafes an der Farbe leicht zu unterscheiden, und das erste, da, wo es am Fleische gesessen, ganz weiß, das andere aber ganz roth ist; auch beide die Farbe selbst dann noch behalten, wenn sie schon trocken sind; allein, wenn der Herr sich nicht gleich die Felle der Sterblinge bringen läßt, und etwa erst dann, wann er Gelegenheit zum Verkaufe der Felle findet, die Felle der Sterblinge nachzählen will, dann wird der Schaafmeister allerlei Ausflüchte haben, und der Herr wird selten auf den Grund kommen. Wer mit Theer zeichnet, ist aber, wie schon oben bemerkt worden, auch durch die ebenangemerkte Vorsicht noch nicht einmal ganz gesichert. Es ist also das Zeichnen mit gemischten Farben vorzüglich anzurathen.

Nun noch etwas über die güste Schäferei.

§. 172.

Wo es rathsam und selbst nöthig sey, eine güste Schäferei zu halten.

Wem es an der, dem Zuchtvieh und den Lämmern oder sogenannten Jährlingen im Winter zu reichenden Futterung, oder an einer guten Lämmerweide fehlet, für den ist es rathsam, ja nothwendig, eine güste Schäferei zuzulegen. Er muß also, wie sich von selbst versteht, eine, seiner Weide und Winterfutterung

angemessene, Anzahl güsten Viehes ankaufen, und so, wie er eine Anzahl fettgeweideten Viehes verkauft, eine gleiche Zahl wieder ankaufen, um den Bestand zu ergänzen.

§. 173.

Ueber die Behandlungsart einer güsten Schäferei, und die nöthige Vorsicht, bei Ergänzung derselben.

In Ansehung der Vorsicht bei den Weiden und der Winterfutterung ist, wie leicht zu erachten, alles dasjenige bei einer güsten Schäferei anwendbar, was bei der Zuchtschäferei über das güste Vieh und dessen Behandlung oben gesagt worden ist. In Ansehung des Ohrmaalens und sonstigen Zeichnens der Schaafe, des Setzens u. s. w. bleibt auch alles das nach Verhältniß anwendbar, was bei der Zuchtschäferei darüber gesagt ist. Die Berechnung ist ebenfalls bei einer güsten Schäferei die nämliche; nur in Ansehung des Auspassens ist bloß dasjenige zu beobachten, was über die Ablieferung der Schlachte- und Sterblingsfelle, und die nöthige Aufsicht bei der Schur gesagt ist, auch über diese noch in der Folge gesagt werden wird. Es versteht sich jedoch von selbst, daß bei dem Ankaufe des jährlichen, zur Ergänzung der Heerde nöthigen Viehes die größte Vorsicht angewendet, und daß

1) kein Vieh aus einer Gegend, wo das Faulfressen gewöhnlich ist, und

2) so

2) so feinhaariges Vieh, als nur zu haben ist, angekauft werden müsse, damit man das Ankaufskapital nicht verliere, und die Weide sich durch die Wolle besser bezahle.

§. 174.

Vergleichung einer güsten, und Zuchtschäferei.

Eine güste Schäferei hat die Vortheile:

1) Daß man dabei im Winter bei weitem nicht solch eine gute und kräftige Futterung an Heu, Kleeheu, Wällefutter u. dgl. nöthig hat;
2) Daß man keine Böcke mit Kosten zu unterhalten und anzuschaffen braucht;
3) Daß man wegen des Verlammens, Krepirens und Vertauschens der Lämmer keine Gefahr läuft.

Die Nachtheile hergegen sind:

1) Daß man nie einen egalen Stamm von Vieh, und folglich auch nicht von Wolle haben kann; weil man das nöthige Vieh hie und da ankaufen muß;
2) Daß die Veredelung der Heerde gar nicht von einem abhängt, man also verhältnißmäßig seine Weiden und seine Winterfutterung nicht so hoch benutzen kann;
3) Daß man bei dem Ankaufe der Lämmer und des sonstigen Viehes im Herbste nicht sicher seyn kann, ob sie nicht noch kurz vor dem Verkaufe faul gehütet, und beim Ankaufe der Jährlinge und übrigen Sorten im Frühjahre eben so wenig sicher seyn kann, daß sie

nicht kurz vorher noch mit schlechtem Futter faul gefuttert worden sind.

4) Daß man bei Ankaufe von altem Vieh immer Gefahr laufe, durch die Veränderung der Weide manches Stück zu verlieren.

5) Daß man mit dem Ausschusse der Schaafmeister und Knechte zufrieden seyn, oder ihnen sehr ansehnlichen Lohn durch höheren Antheil an der Schäferei oder Ausfutterung mehreren Viehes bewilligen, oder aber ihr ausgemerztes Vieh mit fett machen muß, wenn man gute Leute haben will; da diese, der Erfahrung nach, immer lieber bei einer Zuchtschäferei dienen, indem sie für eine solche besondere Vorliebe haben.

Mehr über die güste Schäferei zu sagen, finde ich theils überflüssig, theils meinem einmal angenommenen Grundsatze zuwider; weil ich selbst nie eine güste Schäferei gehabt, und das Obige nur aus meinen Beobachtungen über die mir bekannten abstrahirt habe.

§. 175.

Worin der Nutzen einer Schäferei bestehe, und wie er auf eine gute Weise erhalten und vermehrt werde; und von der bei dem Scheeren, Aufbewahren, Transportiren, Verkaufen und Abliefern der Wolle nöthigen Vorsicht.

Der Nutzen einer Schäferei besteht:

1) In dem Dünger.

2) In der Wolle.

3) In dem Geldertrage von dem verkauften Viehe.
4) In der Milch.

Diese letzte Nutzung fällt aber bei einer gu-ten Schäferei und auch da weg, wo die üble Gewohnheit nicht herrscht, die Schaafe zu melken.

Der Dünger ist A.) Stalldünger und B) Pferchdünger.

Wie viel guten Stalldünger man von 100 Schaafen während der Winterfutterung gewinnen, und wie man ihn auf eine gute Weise vermehren könne, ist bereits im Vorigen gesagt. Wie man den Pferchdünger erhalte, ist bekannt, und es bleibt also nur noch die Frage zu untersuchen, wie viel Schaafe zur gehörigen Bepferchung eines Morgen Landes erfordert werden.

Nach mehreren Erfahrungen können 1200 Schaafe einen Morgen Landes zu 120 Kalenbergischen □ Ruthen in einer Nacht hinlänglich düngen. Es düngen also 10 Stück eine □ Ruthe, und ein Stück etwa 25 □ Fuß. Wer demnach einen Haufen von 300 Schaafen hat, welches, wie schon gesagt, die Anzahl ist, die ein Knecht gehörig übersehen kann, der muß vier Nächte auf einem Morgen damit liegen, um ihn gut zu düngen, d. h., er muß viermal die Horden weiter schlagen.

Man möchte beim ersten Anblick glauben, daß es nicht wohl möglich sey, daß ein Schaaf in einer Nacht 25 □ Fuß bedüngen könne; allein wenn man erwägt, daß einmal 25 □ Fuß keinen großen Raum ausmachen, daß zweitens das

Schaaf nicht nur mit seinem Kothe und Harne, sondern auch, der Erfahrung zu Folge, mit seiner Ausdünstung dünge, und daß drittens der Dünger nicht bloß auf dem kleinen Flecke, wo er hinfällt, sondern auch um diesen Fleck herum wirke, und bei dem Umpflügen des Landes ohnehin zertheilt werde, dann wird es nicht unmöglich scheinen. Man rechnet übrigens bis Johannis beim Pferchen 2 Lämmer auf ein großes Schaaf.

Wie man die Wolle durch gute Futterung und Unterlassung des Melkens vermehren, und durch Veredlung seiner Schäferei verbessern könne, ist gleichfalls in dem Obigen gesagt. Es bleibt also hier nur noch etwas über das wirkliche zu gute machen der Wolle zu sagen. Dieß geschieht bekanntlich durch das Scheeren, und hierüber ist folgendes anzumerken:

1) Das Scheeren der Schaafe geschieht, da wo man nur einmal scheert, welches ich bisher am zuträglichsten gefunden habe, am besten, und auch deshalb am gewöhnlichsten, im Junius, oder zwischen Pfingsten und Johannis; weil man da am sichersten auf gute und warme Witterung rechnen kann, die den geschornen Thieren sehr gedeihlich ist. Sollte gleich nach der Schur kalte und stürmische Witterung einfallen, so wird man nicht übel dabei fahren, das Vieh, besonders die Milchschaafe, bei Nacht unter Obdach zu bringen, wenn es thunlich ist.

2) Vor dem Scheeren werden die Schaafe gewaschen, und gehen bei der Gelegenheit durch mehrere Hände, bis sie rein sind. Kann man das Waschen in einem Flusse vornehmen, so ist dieß am besten; weil alsdann das unreine Wasser gleich fort fließt. Sollte man das Waschen in einem Strohme vornehmen müssen, so sucht man eine seichte Stelle aus, und macht an derselben eine ausgemauerte, oder ausgehohlte Vertiefung, damit nicht etwa Unglück vorfalle; und wo das Wasser zu tief ist, da zieht man einen Kahn quer vor einem Theile des Flusses her, befestigt solchen, und stellt darin die Wäscher, läßt diese aber einander die Schaafe zureichen und versieht sie mit Haken oder Krücken, auf daß sie ein etwa zu weit weggerathenes Schaaf damit wieder herbeiziehen können. Wo man kein Flußwasser haben kann, da muß man zu Teichen seine Zuflucht nehmen; und da wird man wohl thun, einen Teich zu wählen, welcher sandigten Grund hat, weil sonst das Wasser bald trübe wird. Bei dem Waschen selbst, muß man darauf halten, daß jeder die Wolle gehörig auswasche und ausdrücke, damit aller Unrath hinlänglich herauskomme, und nach dem Waschen muß man Nachts die Heerde unter Obdach bringen, damit die Wolle gehörig trockne und man nicht Gefahr laufe, daß solche beregne, weil sonst die zum Scheeren

bestellten Schäfer vergeblich kommen würden.

3) Bei dem Scheeren ist vorzüglich die größte Vorsicht dahin anzuempfehlen, daß kein Schaaf gestochen und doch die Wolle ganz rein abgeschoren werde. Das Stechen ist sehr gefährlich und verursacht oft üble Zufälle, besonders wenn es verheimlicht wird. Man muß also jeden Scheerer durch Vorstellung dazu ermahnen, es anzuzeigen, wenn er ein Schaaf gestochen habe, damit die nöthige Vorkehrung zu Heilung der Wunde getroffen werden könne, und es keinem zu hoch anrechnen, wenn er ein Schaaf gestochen hat, da die Schäfer es sich ohnehin zur Schande rechnen, ein Thier gestochen zu haben, und bei der nicht wohl abzuändernden Spitzigkeit der Scheeren das Stechen gar zu leicht möglich wird, besonders wenn ein Thier unruhig ist.

Ich habe es versucht, die Spitzen einer Scheere mit einem ganz kleinen Knöpfchen versehen zu lassen; allein ich überzeugte mich bald, daß damit nicht zu scheeren sey. Man muß auch, damit das Stechen möglichst verhütet werde, wenigstens zwei und zwei Scheerern einen Halter zugeben, damit jedes Schaaf gehörig gehalten werde, so lange es unterm Bauche geschoren wird, und man muß hierin nicht knickern, besonders da die Halter zugleich die beim Scheeren abfallenden Flocken auflesen müssen, damit nichts vertreten und

unbrauchbar werde. Daß man übrigens gehörig Acht haben müsse, damit keine Wolle entwendet werde, ist schon an seinem Orte gesagt.

Ob man die Lämmer scheeren könne und dürfe, darüber muß das Lokal zu Rathe gezogen werden; weil man nicht überall die Lämmerwolle gut absetzen kann. Daß es möglich sey, leidet keinen Zweifel. Ich habe jedoch bei dem Scheeren der Lämmer keinen Vortheil gefunden. Ich schor nämlich einen Theil derselben, und schor sie als Jährlinge wieder; berechnete dann den Ertrag beider Schuren, und verglich ihn mit dem Ertrage der Wolle von solchen Jährlingen, die nicht als Lämmer geschoren waren. Nach Abzug der mehreren Kosten, wobei die Arbeit meiner Leute noch nicht einmal angeschlagen war, fand ich den Ertrag der doppelten Schur bei jedem Stück nur um einige Pfennige höher. Wenn man nun aber bedenkt, daß das Scheeren der Lämmer im Herbste geschehen muß, daß dann oft harte und rauhe Witterung einfällt, die den kahlen Thierchen leicht schädlich werden kann; daß man also Gefahr läuft dadurch mehrere derselben zu verlieren, so wird man hoffentlich mit mir dahin übereinstimmen, daß das Scheeren der Lämmer, besonders im nördlichen Deutschlande, eben nicht sehr rathsam sey.

Ob es gut sey, seine Schaafe nur alle zwei Jahre zu scheeren, als man in neuern Zeiten

hat behaupten und vorzüglich in Frankreich hat gut finden wollen; ob es rathsam sey, solche jährlich zweimal zu scheeren, darüber kann ich aus Erfahrung nichts sagen. Im nördlichen Deutschlande scheint mir aber das einmalige jährliche Scheeren zuträglicher zu seyn, weil das Vieh zu lange auf dem Stalle gefuttert werden muß, und da voll Staub und Unreinigkeit wird, dieser Staub also bei einer zweijährigen Schur leicht nachtheilig werden könnte; ihm auch um Pfingsten die Wolle an einigen Stellen des Körpers, z. B. am Halse und Bauche, gewöhnlich los wird, wenn man sie nicht wegscheert; bei der zweimaligen Schur in einem Jahre hingegen, die oft rauhe Frühlings- und Herbst-Witterung leicht nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Thiere haben möchte.

Uebrigens sind nun aber noch folgende Vorsichts-Regeln, vor, bei und nach dem Scheeren, bei dem Aufbewahren, Transportiren, dem Verkaufen und Abliefern der Wolle zu beobachten, und zwar

I.) Vor, bei und nach dem Scheeren.

A) Vor dem Scheeren muß

a) jede Sorte des Viehes, dem Alter nach, von der andern abgesondert und, nach vorgängiger Zählung, die Zahl mit dem Register verglichen werden, damit man

sehe, ob solche damit zutreffe, folglich der Bestand richtig sey. Es muß

b) vor dem Anfange der Schur eine hinlängliche Quantität aus Werg oder Hede gedrehter Schnur vorhanden seyn, damit die Wolle in gehörige Knaul oder Päckchen gebunden werden könne, und diese Schnur oder Linie (Packfaden) muß nicht zu dünne seyn, damit die Wolle desto fester zusammengebunden werden könne. Auf jedes Bündel rechnet man etwa zwei Klafter davon. Sodann muß

c) Jede Art der Schaafe nach der Güte ihrer Wolle abgetheilt, das heißt, diejenigen, welche gleich gute Wolle tragen, müssen, ohne Rücksicht auf das Alter, in einen Haufen gesetzt, und allein, oder abgesondert geschoren werden; weil nach dem Scheeren die Güte der Wolle nicht so gut mehr beurtheilt werden kann, als wenn sie noch auf dem Thiere sitzet; indem dann die Vließe in einander gewickelt liegen und die untere Seite der Wolle nun oben auf liegt. Man nennt dieß das Sortiren der Wolle. Bei unveredelten Schäfereien hält man darauf nicht, weil man dabei verlieren würde; bei zum Theile schon veredelten Schäfereien ist dieß Sortiren aber sehr wichtig, weil

bei diesen eine große Verschiedenheit der Wolle eintritt.

B) Bei dem Scheeren muß

a) wie schon gesagt, die nöthige Vorsicht angewendet, und für eine hinlängliche Anzahl Halter gesorgt werden.

b) Jede Art der Wolle muß nach ihrer Güte zusammengebunden und besonders hingelegt werden. Der Kunstgriff, schlechte Vließe in die Mitte von guten zu legen, ist elend; weil ein vorsichtiger Wollekäufer dieß bald merken, einige Packen aufmachen und durchsehen, und, wenn er die Schelmerei merkt, nicht verfehlen wird, dafür ein beträchtliches an dem Preise der Wolle zurück zu rechnen.

c) Muß in jedes Knaul oder jeden Packen eine gleiche Anzahl von drei oder vier Vließen gebunden werden; damit man, am Schlusse der Schur jeder Sorte, nach den einzelnen Packen die Anzahl der Vließe leicht berechnen, und solche mit der Zahl der geschornen Thiere vergleichen könne, um zu sehen, ob auch nicht etwa ein Vließ entwendet worden sey.

C) Nach dem Scheeren muß

a) der geschorne Haufen unmittelbar, und ehe er aus dem Beschlusse gelassen wird, wieder nach dem Alter sortirt und mit

den gehörigen Zeichen versehen werden, damit keine Vermischung entstehe;

b) muß gleich für einen Knecht gesorgt werden, der die neugeschornen, die meistens sehr hungrig sind, sofort und bis dahin hüte, daß die Güsten, die Mutterschaafe und die Jährlinge, jede Sorte wieder bei einander komme; auch muß man

c) wie bereits angemerkt worden, dafür sorgen, daß das frischgeschorne Vieh bei rauher Witterung Nachts unter Obdach komme, besonders bei veredeltem Viehe, welches empfindlicher ist.

II) In Ansehung der Aufbewahrung der Wolle ist zu merken: daß dieselbe nicht an einem feuchten, aber auch nicht an einem zu hohen, luftigen und warmen Orte bis zum Verkauf aufbewahrt werden müsse, damit sie weder von der Feuchtigkeit Schaden leide, noch durch das Ausdörren am Gewichte verliere, noch durch die Wärme, besonders in einem der Luft nur wenig zugänglichen Zimmer, dem Mottenfraße ausgesetzet werde.

III) Bei der Transportirung der Wolle hat derjenige, der seine Wolle zum Verkaufe weit hinzufahren hat, die nöthige Vorsicht dahin zu richten, daß solche nicht naß werde. Er muß deshalb, da man vor Regen nie ganz sicher ist, die auf jedem Wagen befindlichen Wollsäcke gehörig mit Stroh überbreiten und

alles mit einem Schlag- oder Regen-Laken überziehen. Unterläßt er dieß und die Wolle wird naß, dann hat der Käufer ein weites Feld zur Chicane. Er wird nun einen großen Abzug am Gewichte, wegen der Näsſe, zu machen ſuchen und da wird es denn leicht allerlei Unannehmlichkeiten ſetzen. Es iſt alſo ein ſehr übelverſtandener Kunſtgriff, die Wolle am Tage vor dem Verfahren zu laden, und Nachts im Thaue, oder wol gar über einem Waſſer ſtehen zu laſſen, damit ſie von den Dünſten angefeuchtet werde und am Gewichte gewinne. Ein kluger Wollhändler merkt den Kniff bald und, wo nicht eher, doch beim Ausziehen der Wolle aus den Säcken. Er zieht alsdann am Gewichte, oder Preiſe, gewiß weit mehr ab, als die Feuchtigkeit beträgt, und der Verkäufer muß ſich dieß gefallen laſſen, um ſeine Schande nicht aufgedeckt zu ſehen. Dieſer Kniff iſt folglich nicht allein mehr ſchädlich als vortheilhaft, ſondern er ſchadet auch dem Kredite, der doch die Seele der Handlung iſt, und iſt ohnehin unter der Würde eines rechtlichen Mannes. Es wird übrigens wol kaum einer Erwähnung bedürfen, daß die Wolle vor dem Transportiren in Säcke gehörig feſtgetreten, und hiezu die nöthige Vorrichtung vorhanden ſeyn müſſe.

IV) Bei dem Verkaufen der Wolle iſt be-

sonders die größte Vorsicht nöthig und darauf zu sehen, daß bei dem Handel

1) genau bestimmt werde

a) nach welchem Gewichte und

b) in welcher Münzsorte verkauft werde, damit es hierüber keine Zänkerei gebe.

2) Daß mit zur Bedingung gemacht werde, daß die zum Einpacken der Wolle von dem Wollhändler hergegebenen Säcke, nach ihrem wahren Gewichte, als Tara abgezogen werden sollen; weil sonst derselbe leichte Säcke hergeben und für jeden einen leichten Stein, oder 11 Pfund, (ein schwerer hält 22 Pfund) abziehen wird, und wenn er auch nur 6 oder 7 Pfund wiegen sollte, um sich dadurch einen Vortheil zu machen. Am sichersten ist, man nehme eigene Säcke und richte es so ein, daß sie gerade 11 Pfund wiegen.

3) Daß der Tag der Ablieferung genau bestimmt werde, und

4) daß man darüber erst einig werde, ob man Sortenweise, oder im Ganzen, in Bausch und Bogen handeln wolle.

Um nun bei keiner dieser beiden Arten zu handeln übers Ohr gehauen zu werden, muß sich ein guter Oekonom und Besitzer einer noch nicht ganz veredelten Schäferei vorher genau erkundigen, wie viel jede Art der Wolle koste, und dann gehörig überschlagen, wie viel er

a) an ganz veredelter Wolle, worunter auch die Bockwolle gehört,
b) an halbschlächtiger,
c) an ordinairer Landwolle und
d) an sogenannter Lock- oder Klater-Wolle, d. i. solcher, welche den Schaafen im Frühjahre, bei dem Austreiben auf die Weide, um den After weggeschnitten ist, besitze, und darnach den Ueberschlag oder die Berechnung machen, wie viel er nun für einen Stein Wolle im Durchschnitt nehmen müsse, um nicht vervortheilt zu werden.

V.) Bei dem Abliefern und Wägen muß der Verkäufer genau aufpassen, daß richtig und ehrlich gewogen werde. Es geschieht zwar das Wägen gewöhnlich auf einer öffentlichen Waageanstalt; allein, nicht selten hat der Kaufmann den Waagemeister im Solde. Dieser sucht also ihm zum Vortheile zu wägen und spannt nicht selten seinen Eid vor die Brust, wenn man das Gewicht nachsehen, oder ihn sonst kontrolliren will. Damit nun der Waagemeister nicht etwa grob werde, und das Nachsehen und Berechnen der Gewichte desto eher erlaube, ist das beste Mittel, ihm ein Paar Gulden vorher, und ehe das Wägen angeht, in die Hand zu drücken und ihn dadurch gefällig zu machen. Wer diese Vorsicht nicht anwendet, der wird entweder im Hui um $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{4}$ Centner betrogen werden, oder

vielen Verdruß haben, wenn er den Herrn Waagemeister kontrolliren will und derselbe ein Grobian ist.

§. 176.

Negative Beantwortung der Frage: Ob es rathsam sey, die Wolle von einem Jahre bis ins andere liegen zu lassen?

Es haben manche nicht gehörig kalkulirende, sondern bloß auf hohe Preise erpichte Oekonomen die Methode, die Wolle bis zu guten Preisen liegen zu lassen und preisen solche wol gar dem Unkundigen an; allein diese Methode ist durchaus nicht anzurathen, denn

1) verliert die Wolle durch das Liegen am Gewichte;
2) ist sie dem Mottenfraße gar leicht ausgesetzt, und wenn sie auch noch so dicht gebunden und an noch einem so kühlen Orte aufbewahret wird;
3) ist ja nicht voraus zu sehen, ob nicht, durch Zufälle und Handlungskonjunkturen, der Preis in Zukunft noch mehr herabgehen werde, und
4) verliert man ja offenbar die Zinsen des Kapitals, welches in der Wolle steckt, und dieß ist bei großen Oekonomieen doch gewiß nicht unbeträchtlich.

§. 177.

Wann und wie man das Schnitt-Vieh am besten zu Gelde machen könne.

Wie man das ausgemerzte Vieh am besten zu Gelde machen solle, dieß hängt lediglich von Zeit,

Ort und Umständen ab. Wer Fettweiden hat, die er gleich im Frühjahr betreiben kann, oder wer so viel Klee hat, daß er einen Theil davon zum Fettweiden verwenden kann, der thut wohl, gleich im Frühjahre eine Anzahl Viehes auszumerzen und fett zu machen, weil dieß alsdann zu den besten Preisen abgesetzet werden kann. Wer aber nicht in der Lage ist, und erst späterhin einen Theil seines Viehes fett machen kann, der muß sich darnach richten. Wer hingegen gar keine Weide entbehren kann, oder Vieh hat, dem er nicht recht trauet, der wird wohl thun, das ausgemerzte Vieh, wenn er Gelegenheit dazu hat, mager zu verkaufen. Ueberhaupt muß bei dergleichen Dingen jeden seine eigne Klugheit leiten, und es lassen sich darüber keine auf jedes Lokal passende Regeln geben.

Wie das Melken geschehen müsse und wozu man die Milch benutzen könne, darüber bedarf es nicht vieler Worte, weil dieß alles bekannt genug ist. Das einzige will ich hier nur noch anmerken, daß derjenige, der die Milch benutzen will, und doch dabei gern alle seine Mutterschaafe begangen und gute Lämmer haben möchte, mit dem Melken wenigstens nicht zu lange fortfahren müsse, wenn er diese Benutzungsart bei seiner Schäferei noch zuträglich finden sollte.

§. 178.

des reinen Ertrag:en Theile gesetzet hat,
und welc upter enthält.

Eine solche E

1) 250
2) 250
3) 250
und 4) 250

Hiervon werden güstes Vieh
von Nro. 1. komm 120 Stück Hammel
– Nro. 2. – 125 —
– Nro. 3. komm 250 —
– Nro. 4. — — —

Also kommen aufs 495 Stück güstes Vieh und Erstlinge.

	eiß roh. Bund	Bohnen- stroh. Schck.	Bund	Bohnen- wälle. Stiege	Bd.
1) 10 Böcke von alle in 171 Ta	—	—	—	51	6
2) 245 Stück alt					
A) von Martin					
a) 1 Futter					

Hiervon beträgt

				em
				—
	30	9		2

11) Waageld und E	1	12	—
Theile nach und von	1	18	—
10) Zehrung für den Ber			
9) 2 Gelpann Pferde	5	—	—
8) Für 4 Tagelöhner	—	14	—
7) Für Packlinen zu	2	11	2

a b e

	thlr.	mgr.	pf.
Schaafmeister nichts beiträgt.			
rfutter, als:			
roh, wovon aber $\frac{1}{3}$ wieder als zum Einstreuen beim Hornviehe			
Schock zu 2 thlr. . .	396	32	—
das Schock zu 3 thlr. .	445	27	$5\frac{2}{5}$
e Stiege zu 21 mgr. . .	339	16	$7\frac{3}{5}$
, nach dem nämlichen Verhält,			
ck	141	30	$2\frac{33}{50}$
s Stück 6 mgr. gerechnet .	166	24	—
n Preise gerechnet . .	20	—	—
Knechte, die entweder gereicht,			
jedem 50 thlr. . . .	150	—	—
. . . . .	25	—	—
. . . . .	8	—	—
. . . . .	8	—	—
Schaafmeister bekömmt .	1	—	—
ein Himpten Lein frei zu säen,			
. . . . .	6	—	—
weidet, $\frac{1}{2}$ Himpten zu säen	1	—	—
Capital, das Stück durch die			
lr. Capital, weil der Herr nur			
. . . . .	72	—	—
steckende Capital 100 thlr.	4	—	—
rii	10	—	—
Betrag .	1795	22	$7\frac{33}{50}$
afmeister beiträgt.			
. . . . .	6	—	—
10 Tagelöhner, jeden zu 7 mgr.	1	34	—
3 mgr. gerechnet . .	—	30	—
n 6 mgr. . . .	3	—	—
2 mgr. . . .	6	—	—
nd Auflesen der Köpfe à 7 mgr.	1	34	—

käferei,
heil bekömmt.

	thlr.	mgr.	pf.
W vorausgesetzt, daß die ganze und daß 4 Stück 1 Stein Stein; von dieser Wolle ko-	1875	—	—
A, da man jedoch auf 100 chnet, so bleiben nur 200			
erkauft, das Stück zu 2 thlr.	250	—	—
das Stück zu 2 thlr.	200	—	—
B 6 mgr. im Durchschnitt als	8	12	—
Butterschaafen, also von 285 12 Quartier, das Quartier o Quartier . . .	142	18	—
Betrag .	2475	30	—

Hi. 21 mgr. wovon die be-
1 — abgehen.

20 mgr.

einen Antheil hat.

10½ kommen, also 1120 Stück
l Nächten 181½ Morgen

Da der Erfahrung
machen, so mach
nach Abzug des

	thlr.	sgr.	pf.
ansport .	2882	10	—
Fuder Mist düngen, und			
werth	350	—	—
ist also .	3232	10	—
gebührt .	244	20	—
Rest .	2987	26	—
Die reine Einnahi . .	2987	26	—
Davon die Ausgal . .	1825	32	1 $\frac{1}{5}$
Ertrag .	1161	29	6 $\frac{1}{5}$

Bemerkungen über die obige Berechnung.

1) Daß man mit dem hier berechneten Stroh- und Wälle-Futter, ohne Heu und Kleeheu, eine in der ersten Generation veredelte Schäferei recht gut durchwintern könne, hat mich eine sechsjährige Erfahrung auf dem Gräflichen Guthe Großen-Lobke, wo ich kein Heu hatte und das Kleeheu dem Rindviehe geben mußte, gelehrt. Es bleibt mir also dabei kein Zweifel übrig. Daß jedoch das Futter gut eingescheuret und gesund seyn müsse, versteht sich von selbst.

2) Eine jede Stiege Bohnen- oder Rauh-Futter, welche hier zur Futterung berechnet ist, muß zwischen $\frac{1}{2}$ und $\frac{3}{4}$ Himpten Korn, Braunschweigscher Maaße, enthalten. Enthält sie weniger, dann muß man an der Stiegen-Zahl zulegen; enthält sie mehr, dann kann man die Zahl der Stiege vermindern. Ein Probedrusch muß darüber Aufschluß geben und das Maaß bestimmen.

3) Bei dem Bohnenstroh sowohl, als dem weißen Stroh setze ich voraus, daß es futterreich sey, das heißt: daß in dem ersten das angegebene Korn, in dem letzten aber viel trocknes Kraut oder Gras sitze. Ist dieß nicht der Fall, dann muß man freilich nahrhafteres Futter reichen und dieß mit zu den kleinen Fatalitäten der Landwirthschaft rech-

nen. Wer Kleeheu genug hat, reiche dieß, und der Woll-Ertrag wird den Aufwand gewiß vergüten.

4) Wenn ich bei der Berechnung blos Bohnen-Zeug und Stroh berechnet habe, so ist dieß deshalb geschehen, weil dieß eher einen festen Preis hat, als das übrige Futter, man also dabei leichter einen positiven Werth annehmen kann. Wer Heu oder Kleeheu genug hat und solches also mit zur Futterung der Schaafe verwenden kann, wird diese bei der Ertrags-Berechnung nach seinem Werthe in Anschlag bringen müssen.

5) Auch ist bei dieser Berechnung nur eine Veredlung in der ersten Generation zu Grunde gelegt, und eine halbschlägige Wolle in Anschlag gebracht, weil die Veredlung meiner jetzigen Schäferei nur so weit gediehen ist, ich also über deren Ertrag nur Erfahrung habe.

6) Um das in der Schäferei steckende Kapital herauszubringen, habe ich das Stück des alten und jungen Viehes in einem Durchschnitts-Preise zu 2 thlr. angeschlagen, weil es dazu in hiesigen Gegenden, bei Guths-Uebergaben, taxirt zu werden pflegt.

7) Des Schaafmeisters Antheil ist, wie man finden wird, sehr hoch berechnet. Nur bei rauhem und gewöhnlichen Landviehe wäre dieser Antheil nicht zu hoch, und bei zunehmender Veredlung der Heerde muß solcher verrin-

gert werden. Wenn man aber bedenkt, daß meines Schaafmeisters Vieh nach und nach in die Veredlung erst mit übergieng, daß ich ihn also zur achtsamen Besorgung des zu veredelnden Viehes auf alle Weise anspornen mußte, so wird man sich nicht wundern, daß der Antheil desselben noch nicht verringert worden ist.

§. 179.

Angabe der Ursachen, warum über die Fischerei und Federviehzucht hier nichts gesagt worden ist.

Daß, zur Vervollständigung des Vortrags über die Viehzucht, auch über die Fischerei und die Federviehzucht noch etwas hätte gesagt werden sollen, bescheide ich mich gern; allein da

1) nicht bei jedem großen Haushalte Fischteiche sind, und ich bei meinen Pachtungen keine Gelegenheit hatte, Erfahrungen über die Fischerei zu machen; da ich

2) die Federviehzucht mehr für ein nöthiges Uebel, als für einen einträglichen Zweig des Landhaushalts gelten lasse, solche auch mehr der Besorgung der Hausmutter überlassen ist, und ich keine Gelegenheit hatte, darüber Erfahrungen zu machen;

so enthielt ich mich absichtlich aller Bemerkungen über diese beiden Landhaushalts-Zweige, und besonders auch deshalb alles Vortrages über den erstern, weil in Siemens trefflichen Abhand-

lung über die Fischerei, welche man in den Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft, Jahrgang 1801. 3. Stück p. 46. findet, mehr Praktisches gesagt ist, als ich darüber zu sagen im Stande seyn würde.

§. 180.

Beschluß des ersten Theils und Aufforderung an alle einsichtsvolle Oekonomen.

Man wird hoffentlich in allem Obigen finden, daß ich es mir zum heiligen Gesetze machte, nichts anzuführen oder vorzutragen, was ich nicht selbst durch Erfahrung richtig erprobt hatte. Der Deutlichkeit und Vollständigkeit befliß ich mich nach Möglichkeit; ich bescheide mich jedoch gern, daß vielleicht Manches noch hie und da nicht deutlich genug gesagt, auch vielleicht zu lokal ist, und noch Manches zu sagen übrig bleibt. Es wird mir also eine herzliche Freude seyn, wenn erfahrne und einsichtsvolle Oekonomen mir ihre Bemerkungen über die Lücken und Mängel, die sie zu finden glauben, offenherzig und ohne Animosität mittheilen, und gern werde ich solche benutzen und sodann meine künftigen Erfahrungen treulich mittheilen, wenn sich Gelegenheit dazu findet.

Anhang zur Schaafzucht.

Ueber

die schädliche Drehkrankheit

oder

das Seegeln der Schaafe

und

Ursachen und deren Heilung.

Einleitung und Vorerinnerung.

§. 181.

Das Drehen, oder die Drehkrankheit der Schaafe war von jeher eine zu häufige und zu allgemein verbreitete Krankheit dieser nützlichen Hausthiere, als daß nicht auf die Abwendung und Heilung dieses wirklich großen Uebels für Schäfereien hätte häufig gedacht werden sollen. Es konnte demnach wohl nicht fehlen, daß manche praktische Landwirthe, und auch wohl Thierärzte und andere helle Köpfe, über die Ursachen dieser Krankheit nachdachten und forschten, und auf allerlei Mittel verfielen, wodurch sie entweder verhütet, oder da, wo sie schon wirklich vorhanden wäre, geheilt werden könnte; daß folglich auch gedruckte Anleitungen zu deren Verhütung und Heilung herausgegeben, und darin minder oder mehr anwendbare Präservativ- und Heilmittel angezeigt, glückliche Heilungen bekannt gemacht, Versuche über die Anwendbarkeit und Wirksamkeit der vorgeschlagenen Mittel angestellt; die Mittel bald erprobt, bald unanwendbar und nicht zusagend gefunden, bald aber als zu unsicher, und die Mühe nicht hinlänglich belohnend, angesehen wurden.

Auch ich hatte, während meiner 30jährigen ökonomischen Laufbahn, Gelegenheit genug, zu sehen, wie die sogenannten Dreher oder Seegler von unerfahrnen Schäfern und Verwaltern entweder gleich aufgegeben, oder aber auf eine wirklich sehr barbarische Art operirt und so behandelt wurden, daß sie während der Operation oder kurz nach derselben starben, und pflichtete deshalb sehr gern denjenigen praktischen Oekonomen bei, welche es für besser hielten, die drehenden Schaafe gleich zu schlachten, und auf diese Art doch noch einigermaßen zu benutzen, als die Thiere vergeblich zu quälen, und die Mühe der Operationen umsonst verwandt zu haben; weil ich die besseren Methoden, die Krankheit zu heilen, noch nicht kannte, die gewöhnlichen Operationen aber durch ihre Grausamkeit mein Gefühl empörten, und durch ihren schlechten Erfolg mir die Lust benahmen, weitere Versuche solcher Art anzustellen.

Erst dann, als ich selbst Pächter wurde, und mit dem Gräflich von Metternichschen Gute zu Großen Lobke eine kleine Schäferei überkam, wo ich durch diese böse Krankheit einen ansehnlichen Schaden erlitt, indem mir an derselben von 150 schönen Lämmern 50, mithin $\frac{1}{3}$ der Zuzucht starben, wurde der Wunsch gar lebhaft wieder in mir rege, Hülfsmittel dagegen aufzufinden. Recht eifrig bemühte ich mich daher, bessere Heilmittel, als die mir bis dahin bekann-

bekannten, kennen zu lernen; allein meine Unbekanntschaft mit den über diese Krankheit bereits erschienenen vorzüglichen Abhandlungen hinderte mich, meinen Zweck zu erreichen, und die Schäfer kannte ich zu gut, als daß ich bei ihnen hätte Hülfe suchen sollen. Nothwendig mußte ich also mein Unglück, gleich andern, in Geduld ertragen.

Als ich jedoch, mit der Erpachtung des Reichsgräflich von Wallmodischen Gutes zu Heinde, eine noch größere Schäferei erhielt, und besonders auf deren Veredlung sehr bedacht war, dabei aber das Unglück hatte, von 300 schon halb veredelten Lämmern 70 Stück durch die Drehkrankheit im Jahre 1801 zu verlieren, suchte ich von neuem, wiewohl vergeblich, Hülfe in veterinarischen Schriften, ja selbst bei dem sonst sehr geschickten fürstl. Thierarzte Sander; indem dieser, als redlicher Mann, aufrichtig gestand: über diese Krankheit und deren Heilung noch keine Erfahrungen gemacht zu haben. — Da sich indeß meine Kenntniß von der ökonomischen Literatur erweitert hatte, ich folglich mit der Reimisch-Reutterschen ausführlichen Praktik des Veterinar-Trokarirens irrgehender Dreh-schaafe (Dresden und Leipzig 1791), und Finks Erfahrungen über die Kopfwassersucht der Schaafe, in dessen verm. Schriften über die Schaafzucht, Halle 1799, bekannt geworden war, ließ ich mir diese beiden Abhandlungen unverzüglich kommen.

Die erste derselben überzeugte mich, daß man zwar der Grundursache des Uebels wohl noch nicht recht auf die Spur gekommen sey, daß solches aber doch auch nicht für unheilbar zu halten seyn dürfte, und brachte mich auf den Gedanken, das Trokariren zu versuchen, und der eigentlichen Ursache der Krankheit weiter nachzuforschen; obgleich mich die letzte Schrift, durch die Bemerkung des Verfassers: „daß er alle Hoffnung aufgegeben „habe, die dummen Schaafe durch eine Radikal„Kur wieder zur Gesundheit zu bringen," beinahe von allen weiteren Versuchen zurückschreckte. Nur der Gedanke: daß man bereits gegen so viele Thier-Krankheiten sichere Heilmittel gefunden habe, und daß es mir selbst schon geglückt sey, einige, vorher für unheilbar gehaltene Thierkrankheiten völlig zu heilen, verbunden mit der Berechnung des Nutzens, den ich mir und andern durch die Entdeckung einer zuverlässigen Heilmethode verschaffen würde, so wie die Betrachtung, daß es schon ein beträchtlicher Vortheil seyn werde, das Leben der Kranken um ein Jahr zu verlängern, spornte mich zum Forschen und Nachdenken an.

Zu allererst suchte ich die entfernte Ursache des Uebels auszuspähen, und glaubte sie in der oft unzeitig und mit zu derben Fäusten geleisteten Geburtshülfe der Schäfer gefunden zu haben. Ich nahm nämlich an, daß diese, durch das zu unsanfte Angreifen des Kopfes, bei dem Herabziehen des noch sehr zarten Lammes von der Mut-

ter, die weiche und in der Mitte noch offne Hirnschaale zu sehr zusammendrückten, und deren einzelne Theile übereinander schöben, hierdurch aber, und durch das Eindrücken der weichen Hirnschaale, Quetschungen einiger Stellen, die etwa vom Daumen getroffen würden, verursachten, und auf diese Weise den ersten Grund zu dieser bösen Krankheit legten.

Durch Erfahrung, Lectüre und Nachdenken belehrt, daß alle unzeitige Geburtshülfe schon an und für sich nichts tauge, untersagte ich nun alles Herabziehen der Lämmer von der Mutter auf das strengste, und befahl, mich jedesmal bei einer schweren Geburt, wenn das Lämmchen ohne Hülfe nicht zur Welt kommen könne, herbeirufen zu lassen; ließ auch genau Acht haben, ob meine Befehle gehörig befolgt würden.

Sobald mir nun von einer schweren Geburt Nachricht gegeben wurde, eilte ich hinzu und leistete entweder selbst die nöthige Hülfe, oder sahe doch dahin, daß sie von dem Schäfer auf eine möglichst glimpfliche Art geleistet wurde, damit dem zarten Köpfchen kein Schaden zugefügt werden möge.

Sehnsuchtsvoll harrte ich sodann der Zeit, wo das Drehen gewöhnlich einzutreten pflegt, um zu sehen, ob meine Vorsicht gefruchtet habe. — Sie kam heran, und alsbald fand sich auch eine nicht geringe Anzahl von Taumlern unter meinen Lämmern ein.

Immer noch überzeugt, daß meine Idee von der Krankheitsursache die richtige sey, bildete ich mir ein, daß die Schäfer, aus angenommener Neigung, noch immer ihre Hülfe heimlich geleistet haben könnten, änderte also meine Maaßregel ab, gab im folgenden Jahre wieder freie Erlaubniß, bei schweren Geburten zu Hülfe zu kommen, und machte nur zur strengsten Bedingung: daß jedes zur Welt geförderte Lamm sofort nach der Geburt gezeichnet werden sollte. — Mein braver und lehrbegieriger Schaafmeister befolgte die Vorschrift genau. Ich erhielt also eine ziemliche Anzahl gezeichneter Lämmer, und beobachtete diese sehr sorgfältig, weil ich nun meine Lieblings-Meinung sicher bestätigt zu finden hoffte. Wie groß war jedoch meine Bestürzung und Beschämung! als ich sah, daß von den zur Welt geförderten Lämmchen nur eins, von den ohne Hülfe geworfenen aber eine ganze Menge in der Folge drehend wurden, und größten Theils starben. Es kam mir wirklich etwas sauer an, meine Hypothese aufzugeben, bis mich einst ein zufälliger Umstand dazu bewog, der mich hoffen ließ, einer richtigern Krankheits-Ursache auf die Spur gekommen zu seyn.

Ich sahe nämlich, bei einer zufälligen Anwesenheit im Schaafstalle, ein jähriges Schaaf niesen und ihm dabei einen Wurm aus der Nase fallen, der schwarzköpfig, übrigens gelblicht, etwa

½ Zoll lang, und einer Made, oder einem Mehlwurm ähnlich war.

Dieser Vorfall, verbunden mit der allgemeinen Hypothese: daß die Blasen im Gehirne, als die nächsten Krankheits-Ursachen, von Würmern veranlaßt würden, brachte mich auf den Gedanken; daß doch wohl irgend ein Insekt im Frühlinge, oder im Sommer unbemerkt den jungen Lämmern mit seinem Stachel, ein kleines unscheinbares Loch, durch die noch zarte Hirnschaale, insbesondere in der Gegend der sogenannten Fontanelle, bohren, und darin eins oder mehr Eierchen legen könne, woraus hernach die Würmchen entstünden, welche sich in der Folge die Wasserblase zu ihrem Aufenthalte formten. In diesen Gedanken wurde ich um so mehr bestärkt, da ich in der Reimisch-Reuterschen Abhandlung §. 41. die Idee von Wurmstoff, und §. 49. u. 50. die Angabe von Wurmblasen, und mit einem Hakenkranze versehenen Bandwürmchen, welche man in den Blasen gefunden haben wollte, ziemlich plausibel dargestellt fand, mithin aus Mangel der nöthigen anatomischen Kenntniß eines Schaafskopfes, und der gehörigen Kenntniß der Naturgeschichte, schloß: daß aus den Insekten-Eiern vermuthlich die Art Würmchen in dem Hirne entstünden, welche nachher bei Gelegenheit durch das Niesen fortgingen, oder, wenn dieß nicht der Fall wäre, die Krankheit verursachten.

Recht sorgfältig ließ ich also, im nächsten Februar und März, vielen neugebohrnen Lämmern Stirn und Schläfe, und insbesondere die sogenannte Fontanelle, vor und bei dem Austreiben auf die Weide, fleißig mit Theer bestreichen, um durch den Geruch das feindliche Insekt abzuhalten, oder ihm in dem Theere seine Falle und seinen Tod zu bereiten; und bildete mir nicht wenig darauf ein, das wahre Mittel zur Verhütung des Uebels gefunden zu haben, obgleich ich, bei den vielen Kopf- und Hirnschädel-Oeffnungen, die von mir bereits geschehen waren, niemals, weder in der Blase, noch über oder unter der weichen Hirnhaut, Würmer gesehen hatte, und mich leicht aus Finks Abhandlung S. 185. hätte überzeugen können, daß ich nicht auf dem rechten Wege sey.

Voll Furcht und Hoffnung erwartete ich die Zeit, wo die Krankheit gewöhnlich einzutreten pflegt. Sie kam, und alsobald wurde auch, eben wie bisher, eine Menge der geschmierten und nicht geschmierten Lämmer zu Seeglern. Dieß schlug mich gewaltig nieder, weil es meiner Spähkraft eine derbe Maulschelle gab, und ich mich in der Folge überzeugte, daß durch das Niesen unmöglich Würmer aus dem Gehirn abgehen könnten, auch die im Hirne wirklich, oder nur in der Einbildung vorhandenen Würmer wohl von ganz anderer Natur, als die ausgenieseten Maden seyn müßten, und ohnehin bei den sorgfältigsten

Untersuchungen, nie ein wahres Thierchen, oder Würmchen, in den von mir geöffneten Blasen fand. Durch die mißlungenen Heilungs-Versuche abgeschreckt, schrieb ich deshalb in meiner Anleitung zur Führung der Wirthschafts-Geschäfte, §. 161. n. 3. man solle den Seeglern das Abseegeln aus der Welt erleichtern.

Dennoch aber setzte ich meine Beobachtungen, meine Bemühungen, die wahre Krankheitsursache zu erforschen, und meine Versuche, die Krankheit zu heilen, fort, und war endlich so glücklich, eine meiner Meinung nach wahrscheinliche Grundursache der Krankheit, und eine einfache Behandlungs- und Heilungsart derselben auszumitteln, wodurch ich im vorigen und jetzigen Jahre einen ansehnlichen Theil meiner schönen Lämmer rettete, und welche ich daher dem ökonomischen Publikum nicht früh genug bekannt machen zu können, und den Besitzern des ersten Theils meiner praktischen Anleitung zur Führung der Wirthschaftsgeschäfte, zu dessen Vervollständigung, nachliefern zu müssen glaube.

Ich werde demnach in der folgenden Abhandlung

1) die Krankheit selbst genau zu bestimmen, deren mannichfaltige Namen und den verschiedenen Sitz derselben anzugeben, auch die von mir darüber gemachten Erfahrungen und beobachteten Erscheinungen treu darzulegen mich bemühen;

2) angeben, welche Lämmer vorzüglich von der Krankheit befallen, in welchem Alter und zu welcher Jahrszeit sie gewöhnlich erkranken; hierauf

3) die mir bis jetzt wahrscheinliche Entstehungs-Ursache der Krankheit anzeigen, und dabei darzuthun suchen, daß die bisher angegebenen Grund-Ursachen nicht wohl die richtigen seyn können; ferner

4) über die vorgeschlagenen Präservative und innerlichen Heilmittel des Uebels, so wie über deren Anwendbarkeit, meine Meinung freimüthig äußern; sodann

5) die Methode anzeigen, wie man den Sitz der Krankheit in vielen Fällen sicher erforschen, und bei vielen Patienten das Uebel ohne zu künstliche Vorrichtungen und ohne viele Medikamente heilen könne; auch endlich

6) das einfache Operations-Instrument und dessen vorsichtigen und zweckmäßigen Gebrauch, mit möglichster Genauigkeit und Deutlichkeit, darzustellen trachten.

Nutzen durch mein Unternehmen zu stiften, ist mein Hauptzweck, und deshalb habe ich diese Abhandlung besonders drucken lassen, damit sie allenfalls auch lehrbegierigen Schäfern nützlich werden könne. Ob ich diesen Zweck erreichen, ob ich für meine Bemühung Lob oder Tadel erndten werde, muß die Zeit lehren; jedoch glaube ich lieblosen Tadel um so weniger fürchten zu

dürfen, da mein erster gutgemeinter Versuch in der Schriftstellerei so über alle meine Erwartung gütig aufgenommen worden ist, und die Materie selbst zu viel Interesse für Gutsbesitzer, Schäfereiberechtigte und Schäfer hat, als daß Versuche, welche mit Vorsicht und mit dem besten Willen angestellt, und deren Erfolge mit Aufrichtigkeit dargelegt wurden, nicht auf eine schonende Beurtheilung sollten Anspruch machen dürfen.

Erstes Kapitel.

Darstellung der Krankheit, ihrer verschiedenen deutschen Namen, ihrer Beschaffenheit und verschiedenen Grade, so wie der dabei vorkommenden Erscheinungen und gemachten Erfahrungen.

§. 182.

Genaue Beschreibung der Krankheit und Angabe ihrer mancherlei deutschen Namen.

Die Drehkrankheit der Schaafe ist ein Lokal-Uebel, eine Kopf-Krankheit, welche insbesondere die Lämmer in ihrem ersten Lebensjahre anfällt, und veranlaßt, daß die Leidenden entweder

1) nach einer oder der andern Seite mehrmals hintereinander im Kreise herumgehen, bei zunehmender Schwäche aber immer häufiger und mehrmals hintereinander, ja wohl hundert und mehrere Male ununterbrochen im Kreise umhertaumeln, bis sie am Ende sich niederlegen, oder auch niederfallen; oder daß sie

2) bei dem Aufstehen und auch wohl bei dem Gehen, mit dem Kopfe vorn überfallen, oder fallen zu wollen scheinen, mithin oft einige

Zeit schneller gehen, um dem Fallen dadurch zuvorzukommen; oder aber

3) bei dem Gehen den Kopf zurücklegen und die Nase in die Höhe halten, ihn auch bald mehr nach der einen, bald mehr nach der andern Seite richten.

Im ersten Falle heißt die Krankheit, im engern und richtigern Sinne des Worts, das Drehen, und der Kranke ein Dreher, Drehling; im zweiten nennt man den Fehler das irrgehende Traben, und den Patienten einen Traber (Draber), und im dritten heißt das Uebel das irrgehende Seegeln oder schlechthin Seegeln, der Siechling aber ein Seegler.

Im Allgemeinen heißt die Krankheit, nach Verschiedenheit der deutschen Provinzen und Staaten, das Drehen, Drehendwerden, (irrig Dröhnigtwerden) die Drehkrankheit, das Dummseyn, Dummlichtwerden, Ringlicht-Elbischwerden, das Quesigtwerden, Irrgehen, Seegeln, Wurflichtseyn, (wohl richtiger Wurfigseyn, vom häufigen Niederwerfen), das Taumeln und der Schwindel; am richtigsten aber die Kopfwassersucht, und am unrichtigsten die Tobsucht, indem der Kränkler ganz und gar nicht tobt. Die Kranken heißen Drehlinge, Dreher, Drehschaafe, Taumler, Seegler, Ringler, und bei den Niedersächsischen Schä-

fern gemeiniglich Quesenköpfe (Quesenköppe), weil man die Blasen, welche das Uebel verursachen, nach der Aehnlichkeit der bei der Arbeit entstehenden Hautblasen, Quesen nennt. Am unrichtigsten nennt man sie aber Springer, da sie meistens nichts weniger thun, als springen.

§. 183.

Von der Beschaffenheit und den verschiedenen Graden des Uebels, so wie von den dabei vorkommenden Erscheinungen.

Die Beschaffenheit der Krankheit ist nicht immer die nämliche, sondern sie ist in ihren Graden und Erscheinungen gar sehr verschieden. Der erste Anfang derselben zeigt sich dadurch, daß der Siechling, bei dem Heimkehren der aus dem Stall gelassenen Lämmer, oder Schaafe zurückbleibt, und traurig einhergeht; daß er, wenn die gesunden rasch an die mit Futter versehenen Raufen oder Hilten gehen, und begierig fressen, von dem Futter einige Zeit zurückbleibt, gleichsam in Gedanken steht, dann langsam zum Futter schleicht und furchtsam frißt, auch häufig zu fressen aufhört und wieder anfängt. — Erster Grad der Krankheit, oder vorbedeutende Krankheits-Erscheinungen.

Sobald diese Anzeigen eintreten, kann man dreist schließen, daß die Kopfwassersucht im Entstehen sey; aber noch nicht wissen, ob der Patient ein Dreher, Traber oder Seegler

werden wird. Man muß also ruhig dem Gange des Uebels zusehen und die weitern Symptome erwarten.

Bei dem Zunehmen der Krankheit ermattet der Kränkler mehr, wird traurig, hängt den Kopf, besonders bei dem Gehen, auf eine Seite, oder vorne nieder, oder aber hinten über, und trägt die Nase in die Höhe; je nachdem er, wie wir im vorigen §. gesehen haben, ein Dreher, Traber oder Seegler werden will. — Zweiter Grad der Krankheit, wobei das Thier mehr vom Futter abläßt.

Späterhin, so wie das Siechthum, bei dem einen schneller, bei dem andern minder schnell, zunimmt, zeigen sich die im vorigen §. unter 1, 2 und 3 angegebenen Zufälle, und nun ist die wahre und eigentliche Krankheit da, oder der dritte Grad; der jedoch wieder seine Abstufungen hat, welche theils von der körperlichen Beschaffenheit des Kränklers, theils von der Dauer der Krankheit abhängen. Bei diesem Grade frißt das Thierchen äußerst wenig, wird zusehends schwächer und stirbt in kürzerer oder längerer Zeit, wenn ihm nicht geholfen wird.

§. 184.

Mechanische oder unmittelbare und nächste Ursache dieser Erscheinungen.

Die nächste und gleichsam mechanische Ursache dieser Erscheinungen findet sich in der am Ge-

hirn oder in demselben, oder an dem Gehirnchen, (cerebellum) und dem verlängerten Rückenmark liegenden Blase (deren sich zuweilen auch mehrere, größere und kleinere finden), die mit einem klaren Wasser angefüllt ist. Liegt nämlich die Blase an der rechten Seite des Gehirns, so geht das kranke Thier rechts, liegt sie auf der linken, so geht es links, und zwar anfangs weniger, nach und nach aber, so wie die Blase zunimmt, immer mehr und mehr, und am Ende fast unaufhörlich im Ringe oder Kreise herum, bis es ermattet zur Erde fällt, woher man es denn wohl mit Recht Dreher, Ringler, Ringläufer nennt. Im Stalle liegt das Thierchen mit dem Kopfe nach der Seite hingeneigt, auf welcher die Blase liegt.

Sitzt hingegen die Blase in dem Vordertheile des großen Gehirns oder Brägens, auf der einen Seite und nahe an der Mitte des Vorderkopfes, oder in der Stirn, so fällt der Kränkling bei dem Aufstehen vorn über, oder wenn er auf die Beine kommt, so läuft er schnell vorwärts, um gleichsam dem Kopfe das Gleichgewicht abzugewinnen. Daher der Name Traber. Im Stalle liegt er mit vorwärts gesenktem Haupte.

Ist endlich die Blase an dem kleinen Gehirn, oder in und unter dem großen, oder aber an dem verlängerten Rückenmark, so hält der Pa-

tient den Kopf bei dem Stehen hintenüber und die Nase in die Höhe; steht in dieser Lage bald still, und läuft bald schneller, bald langsamer; daher der Name Seegler. Im Stalle liegt er gewöhnlich mit vorwärts gebogenem Haupte: so daß er auf der Schnautze ruhet, und ist meistens ganz sinnlos.

Der ganz einfache Grund aller dieser Erscheinungen ist leicht einzusehen, und ist folgender: das Thierchen sucht die Lage des Kopfs so einzurichten, daß sich das Wasser in der Blase vom Hirn abwärts senke, und dadurch dessen Druck auf das Gehirn vermindert werde, und weil sich bei dem Stehen oder Gehen das Gleichgewicht des ganzen Körpers mit dieser, vielleicht unwillkührlichen, Stellung nicht vertragen will, so entsteht das Drehen, Traben und Seegeln wieder ganz natürlich. Die Dummheit, und am Ende die völlige Sinnlosigkeit, sind eine Folge des durch das Zunehmen des Wassers und der Blase immer heftiger werdenden Drucks auf die Gehirnmasse, wie es die Erfahrung in vielen Fällen auch bei Menschen lehrt, deren Gehirn irgend, mehr oder minder, gedrückt wird.

Sind mehrere Blasen zugleich da, oder liegt eine Blase zwischen der Gehirnmasse, oder unter solcher und unter dem Rückenmarke, so sind die Erscheinungen nicht so bestimmt; der Kopf hat keine feste Richtung, doch hängt die Lage dessel-

den meistens von der Lage der größten Blase ab, und die Dummheit ist noch größer und artet schneller in Sinnlosigkeit aus.

Erste Bemerkung. Durch Oeffnung mehrerer 100 Drehlingsköpfe habe ich mich von der Richtigkeit der obigen Angaben, so wie davon überzeugt, daß nur gar selten mehrere Blasen zugleich vorhanden sind, und daß sie noch seltner zwischen oder unter der breiigten Masse des Gehirns liegen. Nie aber habe ich sie in dem kleinen Gehirne oder in dem verlängerten Rückenmarke gefunden, sondern immer daran liegend; auch habe ich nie Würmer in der Blase, wohl aber kleine halbrunde Erhöhungen in derselben bemerkt. Ich muß also den Finkschen Erfahrungen in diesem Stücke beipflichten, und den Reimisch-Reutterschen widersprechen, wenn diese §. 49 und 50 angeben, mehr in der Substanz und den Höhlen des großen Gehirns, als auf der Oberfläche desselben, ja gar in der Substanz des kleinen Gehirns Blasen, und in den Blasen Bandwürmchen mit einem Hakenkranze gefunden zu haben. Unter zehnmalen saßen gewiß neunmal die Blasen in der pia mater, und lagen, da bei den Lämmern unter der pia mater noch keine rindenartige Substanz (substantia corticalis) vorhanden ist, und sich solche erst im spätern Alter zu bilden scheint, auf der weichen Hirnmasse, gegen einmal, wo sie in der breiigten Masse (substantia medullaris) des gro-

ßen

ßen Gehirns, und davon umgeben saßen; oder wo sie an dem kleinen Gehirn und dem Rückenmarke lagen.

Zweite Bemerk. Wenn Herr Riem im 49. §. s. Abh. sagt, daß gemeiniglich die Blase rechts liege, wenn das kranke Schaaf sich links drehe, und umgekehrt, so sollte mich dieß fast auf die Gedanken bringen, daß er selbst sehr wenig Beobachtungen angestellt, oder daß er beim Niederschreiben seiner Behauptung, gerade eine besondere Neigung gehabt habe, allgemein bekannten Erfahrungen zu widersprechen; weil ich mir unmöglich vorstellen kann, daß er, indem er sich vor den Drehling hinstellte, die Richtung des Drehens nach der rechten oder linken Seite des Thiers, und die Lage der Blase nach seiner eignen rechten und linken Seite beurtheilt habe, oder umgekehrt bei der Beurtheilung zu Werke gegangen sey.

Dritte Bemerk. Wenn Hr. Fink, der sonst sehr richtig beobachtet, die Blase über der dura mater frei und beweglich liegend gefunden, und über dieser dura mater, jedoch unter der Hirnschale, Würmer will haben laufen sehen, so scheint er die dura mater, welche sehr dicht an der harten Hirnschale sitzet, und gleichsam die innere Glasur, oder eine innere glasurartige Bekleidung derselben ist, mit der substantia corticalis oder der rindenartigen, ei-

ner schwammigten, dem Leder ähnlich sehenden Substanz, die er in dem geöffneten Kopfe des 2jährigen Bocks vermuthlich vorfand, verwechselt zu haben. Bei den vielen von mir gleich nach der Tödtung, oder dem natürlichen Tode des Drehlings vorgenommenen Eröffnungen des Kopfes desselben habe ich nie Würmer in demselben gefunden. Vielleicht hatten die Köpfe, welche Hr. Fink öffnete, und worin er Würmer fand, noch einige Zeit an dem getödteten oder gestorbenen Thiere gesessen, als er sie öffnete, oder vielleicht hatten die Köpfe gar einige Zeit gelegen, nachdem sie abgeschnitten gewesen. In beiden Fällen läßt sich leicht begreifen, woher die Würmer kamen. Sie krochen nämlich entweder aus dem Leibe des Schaafes durch die untere im Tode des Thiers nicht mehr so sehr mit dem großen Rückenmark angefüllte Oeffnung des Kopfes, an selbigem in den Kopf hinein; weil sie der fauligte Geruch des so leicht in Fäulniß gehenden Gehirns anlockte; oder entstanden auf eine andere unbekannte Art daselbst. Dieß wird mir selbst aus seiner Angabe wahrscheinlich, vermöge selbiger ihn Schlächter, welche jedoch wohl selten Schaafsköpfe öffnen werden, versicherten, sie hätten die Art Würmer, die er leider zu beschreiben vergessen hat, auch in den Köpfen gesunder Schaafe, die keine Dreher gewesen wären, gefunden, und noch mehr aus seiner Bemerkung: daß das Cerebrum und cerebellum

(das große und kleine Gehirn) bei solchen Schaafen, welche Würmer im Kopfe gehabt hätten, sehr schlaff und klein gefunden worden sey, und sich die Schlaffheit auch auf das Rückenmark erstreckt habe. Vermuthlich waren diese Theile bei dem todten Thiere, wegen Mangel an Zufluß, damals schon zusammengefallen, wie er die Köpfe öffnete, und die Würmchen hatten also um so leichter ihren Weg dahin finden können.

Zweites Kapitel.

Erfahrungen darüber, welche Lämmer am meisten von der Drehsucht befallen werden, in welcher Lebensperiode dieselben gemeiniglich daran leiden, und in welcher Jahrszeit sich die Krankheit am gewöhnlichsten äußert.

§. 185.

Welche Lämmer gewöhnlich an der Drehsucht leiden.

Eine langjährige Erfahrung hat mich belehrt, daß nicht die Schwächlinge, sondern gerade die munterſten und kräftigſten Lämmer, sie mögen auf Bergweiden, oder in Ebnen, in schattigen Gegenden, oder in der Sonne gehütet, bei feuchter Frühlings-Witterung im Stalle gefüttert, oder aber in das Freie hinausgetrieben werden; sie mögen früh abgesetzet, oder lange an der Mutterbrust gelassen seyn, in die Drehkrankheit verfallen. Diese Erfahrung konnte ich um so eher machen, da ich in 30 Jahren 5 ansehnliche Schäfereien unter meiner Aufsicht hatte, wovon 3 aus verschiedenen Arten gewöhnlichen Landviehes, und 2 aus veredeltem und Landvieh

gemischt waren, wovon die ersten mit minderer Vorsicht, die letztern aber mit großer Vorsicht im Stalle behandelt, und vor der rauhen und nassen Frühlingswitterung verwahrt, auch mit recht gesundem und nahrhaftem Futter nebst ihren Müttern genährt wurden; da ich von jeher viel Achtsamkeit auf die Schäfereien wandte, und mich auch häufig um die Behandlung und das Schicksal fremder Schäfereien bekümmerte.

§. 186.

In welcher Lebens-Periode die Lämmer am gewöhnlichsten in die Drehkrankheit verfallen, und zu welcher Jahrszeit sich das Uebel gemeiniglich äußert.

In dem ganzen 30jährigen Zeitraume, worin ich diese böse Krankheit so häufig beobachtete, sah ich noch nie ein Lamm vor dem 5ten Monate seines Lebens drehend werden, und der Beobachter Fink giebt das nämliche an, wenn er sagt: „ehe die Lämmer 4 völlige Monat „alt gewesen sind, habe ich kein krankes Lamm „dieser Art gehabt."

Wenn demnach in der Riemisch-Reutterschen Abhandlung §. 8. gesagt wird:

„Im ersten Frühlinge — denn an den mei„sten Orten fallen die Lämmer im Märzmo„nate; wo sie früher kommen, da gilt dann „alles, was hier folgt um so mehr, weil es „nun noch kälter ist — also im Frühlinge

„kann man sogleich das Irrgehen und Dre-
„hen veranlassen, wenn man die jungen Läm-
„mer nicht alsbald, wenn sie nach der Ge-
„burt trocken geworden sind, an die Kälte
„gewöhnt, sondern zu warm hält u. s. w.

So giebt mir dieß einen neuen Beweis, daß die Herren Verfasser mehr nach ihren theoretischen Ideen geurtheilt, als viele und genaue eigne Erfahrungen über die Drehsucht der Schaafe gemacht haben.

Das gewöhnliche Alter, worin sich die Krankheit bei den Lämmern einstellt, ist der 8te Monat ihres Lebens, seltner der 7te, und noch seltner der 6te und 5te Monat, eher der 9te, 10te, 11te und 12te. Gerade dann, wenn die Lämmer in die offnen und abgeerndteten Felder kommen, und kräftige Nahrung genießen, pflegt die böse Plage unter ihnen einzutreten und Verheerungen unter ihnen anzurichten.

Sehr selten sah ich Lämmer nach dem zurückgelegten ersten Lebensjahre, und noch seltner ältere Schaafe in diese Krankheit verfallen, und ich muß auch darin Hrn. Fink völlig beipflichten, wenn er sagt:

„Wenn im 1sten Jahre von 100 Stück 5
„bis 10 St. Dreher werden, so trifft sol-
„ches im 2ten Jahre von 200 St. etwa 1
„oder 2 St., im 3ten Jahre von 500 St.
„1 St., und im 4ten Jahre wird von 1000

„St. kaum 1 St. mit dieser Krankheit
„befallen."

Auch finde ich dessen Beobachtung sehr richtig: daß die Krankheit bei den Quesenköpfen ein oder zwei Tage vor eintretendem Sturm- oder Regenwetter sehr zunehme, daß die Kränkler ohnmächtig werden, sich ganz ausgestreckt hinlegen, und nicht fressen und saufen, nicht auf den Beinen stehen können, und bei herannahender heiteren und gedeihlichen Witterung wie neugeboren aufstehen, und einige Wochen lang fast wie gesunde Schaafe sich benehmen; wenn nicht etwa eine neue merkliche Luftveränderung sie abermals schwächt und von neuem krank macht.

Anm. Daß auch Lämmer als Dreher zur Welt kommen können, will ich zwar nicht geradezu ableugnen; weil Hr. Riem, §. 64. der oftberührten Abhandl. bestimmte Fälle angiebt, wo er solches erfahren hat; allein es ist dieß gewiß höchst selten der Fall.

Drittes Kapitel.

Prüfung der bisher angenommenen Krankheitsursachen, und Angabe der mir bis hiehin wahrscheinlichsten nähern und fernern Ursachen des Uebels.

§. 187.

Prüfung der bisher gemeinhin angenommenen Krankheitsursachen und Zweifel dagegen.

Die Herrn Riem und Reutter, und viele andere mit ihnen, scheinen den Grund des Uebels in einem allgemeinen asthenischen Zustande, in Verdorbenheit der Säfte u. dgl. zu suchen, und leiten diesen, oder diese, dann von zu warmen Ställen, Zuwarmhalten der Lämmer in den ersten Lebenstagen und Monaten, ungesundem Futter, zu vielem Aufenthalte der Lämmer im heißen Sonnenscheine u. dgl. her, und schließen vermuthlich auf zu starken Antrieb der Säfte nach dem Kopfe, oder glauben wohl gar, daß die Sonne, durch ihre Wärme, den Wurmstoff in dem Kopfe der Lämmer zeitige, die Würmer sich aber dann ihren kleinen Ocean selbst nach und nach schafften. Dieser Meinung kann ich aber

unmöglich beipflichten, und zwar aus folgenden, mir nicht unwichtig scheinenden, Gründen:

1) Seit den 12 Jahren, wo ich eigne Schäfereien hatte, sorgte ich sehr angelegentlich dafür, daß meine Ställe stets luftig und nicht zu warm, aber auch nicht zu kalt, gehalten wurden; weil mich die eigne Erfahrung an meinem höchst reizbaren Körper belehrte, daß reine Luft und mäßige Wärme der Gesundheit am zuträglichsten wären; Kälte aber die jungen Thierchen so wenig stärken könne, als übermäßige Wärme. Ich sorgte übrigens nach Möglichkeit dafür, die Zugluft von den Mutterschaafen und ihren Lämmern vor allem andern abzuhalten; ich besorgte den trächtigen und milchenden Schaafen das beste und kräftigste Futter; ließ, besonders zu Heinde, nie bei rauher und nasser Frühlingswitterung das Vieh, insbesondere die Mutterschaafe und Lämmer nicht, austreiben; räumte ihnen an heiteren und schönen Tagen die besten Weiden ein, und hielt sehr strenge darauf, daß das Austreiben nie zu früh und bei noch liegendem Thaue und nassem Grase geschah. — Für diese wirklich große Achtsamkeit hatte ich zwar die Freude, so schöne und kräftige Lämmer zu erhalten, daß jeder, der sie sahe, sich darüber freute; allein ich hatte dennoch dabei das Leiden, nicht wenige der munterſten Lämmer drehend werden zu sehen.

2) Läge der Grund der Krankheit in gemeinschädlichen Einwirkungen, z. B. in der zu dumpfigten Stall-Luft, in dem Zuwarmhalten der Lämmer nach der Geburt, in der feuchten Frühlingswitterung, im zu frühen Austreiben am Morgen, im ungesunden Futter, in der Sonnenhitze u. dgl., so würden, da diese Ursachen doch wohl auf alle Lämmer eines Stalles einwirken müßten, nicht nur mehrere davon krank werden, sondern es würde die Krankheit auch vorzüglich die schwächsten und kränklichsten befallen; indem deren Organismus doch wohl am ersten den schädlichen Einwirkungen unterliegen müßte; allein, da, wie wir oben gesehen haben, gerade die stärksten und munterſten Lämmer am ersten dreshigt werden; da die Krankheit nicht alle, oder doch nicht den größten Theil der Lämmer trifft, und die nicht davon ergriffenen gar nicht kränkeln und keine ähnliche Zufälle bekommen, so kann der entfernte Grund der Krankheit nicht in den angegebenen Ursachen liegen.

Daß das kranke Lamm oder Schaaf dummlicht und nach und nach immer sinnloser wird; daß es mager wird, und am Ende ganz abzehrt und stirbt, ist alles Folge, nicht aber Ursache des Lokal-Uebels. Der Druck der anfangs kleinen, aber immer zunehmenden Wasserblase, auf das noch überall weiche Gehirn, be-

wirkt theils an und für sich, theils durch den Schmerz, den er verursacht, die Dummheit und Sinnlosigkeit des Thiers, und vom Fressen läßt es deshalb ab, weil die Bewegung der Käumuskeln seinen Schmerz vermehrt, wie es gerade der Fall bei den dumm- oder stillkollerichten Pferden ist. Mangel des Nahrungsstoffs, der durch das Ablassen vom Futter veranlaßt wird, zieht aber nothwendig die Abzehrung und mit ihr gänzliche Ermattung, endlich aber den Tod nach sich, macht auch das Thier unempfindlicher gegen Luft und Witterung.

Wäre die ungesunde Stall-Luft an dem Uebel Schuld, so müßte es sich früher und nicht dann erst zeigen, wenn die Thiere erst so lange die freie Luft genossen haben; so würde es in Spanien, wo doch bekanntlich die Schaafe nicht in verschlossenen Ställen, sondern unter offnen Schoppen stehen, nicht wohl eintreten können; so müßte es auch heutzutage immer seltner werden, weil man schon Schaafställe mit Dunstschornsteinen, oder einer hinreichenden Menge Klappen an den Seiten, in ziemlicher Zahl findet; allein, da dasselbe sich noch immer eben so häufig zeigt, als vorher, so kann der Grund davon nicht in dem Stalldunste liegen. Auch kann die zu große Stallwärme das Uebel nicht erzeugen; denn diese ist wohl heutzutage auf irgend guten Oekonomieen nicht vorhanden; zu viel Wärme aber ist den jungen Thieren aller Art bei weitem nicht

so nachtheilig, als zu viel Kälte, besonders in den ersten Tagen ihres Lebens.

Wenn die Sonnenhitze das Uebel veranlaßte, so müßte es wohl in wärmeren Ländern häufiger seyn als in kälteren. Dieß bestätigt aber die Erfahrung nicht, — und so müßte es sich in den heißesten Monaten Julius und August am häufigsten zeigen, oder sich darin anspinnen; es zeigt sich aber erst im September und October, wo bekanntlich die Hitze schon wieder nachläßt. Nun kann man doch aber nicht wohl annehmen, daß der Wurmstoff — wenn ja Würmer das Uebel veranlassen sollen — in den heißen Monaten gezeitigt werde, und die jungen Würmchen so bescheiden wären, einen oder zwei Monate ganz ruhig und still zu sitzen und nicht zu fressen, oder zu wirken.

3) Wäre ein zerrütteter Gesundheits-Zustand, eine Verderbniß der Säfte, Antrieb derselben nach dem Kopfe u. dgl. (nach der Humoral-Pathologie von der Sache geredet) der entfernte Grund des Uebels, oder, nach neuern und richtigern Grundsätzen, wäre ein asthenischer Zustand, eine Störung der Lebensfunktionen, die entfernte Krankheits-Ursache, so würde das operirte Thier, sobald ihm das Wasser aus der Blase, und folglich auch der Druck vom Gehirne, fortgeschafft ist, nicht gleich wieder ganz munter seyn und, gleich den

gesunden, fressen; so würde die Asthenie erst durch innere Medicamente gehoben werden müssen. Da es nun aber von Stunde an wieder munter wird, gleich den andern frißt, und, wenn sich keine Blase wieder erzeugt, sich bald ganz wieder erholt, ohne daß ihm weiter innerlich etwas gebraucht wird, wie mich die Erfahrung gelehrt hat, so muß lediglich eine Lokal-Ursache das Uebel erzeugen.

4) Läge das Uebel, oder dessen entfernter Grund, in dem Blute und in Verderbniß der Säfte, oder besser in einer angebornen, oder durch zufällige Ursachen veranlaßten, Disposition zur Krankheit, so müßte sich solches durch die Zeugung fortpflanzen. Daß dieß aber der Fall nicht sey, zeigt der Finkesche Versuch mit dem drehenden Bocke ganz klar, auch bestätigt solches die Erfahrung; ja es läßt sich nicht wohl denken, daß Mutterschaafe und Böcke ein Uebel fortpflanzen sollten, woran sie selbst nie gelitten haben — denn quesenköpfigte Böcke und Schaafe wird doch wohl keiner zur Zucht wählen.

Es kann also der entfernte Grund der Krankheit nicht in den bisher angenommenen Ursachen liegen.

Bemerkung: Die in Beckmanns Grundsätzen der deutschen Landwirthschaft §. 394. Not. 1. angegebene Erfahrung: daß die Dreh-

sucht in großen Heerden öfter, als in kleinern vorkommen kann, wenn sie dahin gehen soll, daß große Heerden nach Verhältniß mehr Drehlinge hätten, als kleinere, das heißt: daß in großen Heerden z. B. $\frac{1}{3}$ der Lämmer Drehlinge würden, in kleinern aber etwa $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ derselben, kann ich nicht als richtig gelten lassen, da meine Erfahrung mir das Gegentheil sagt, und ich fand, daß die Krankheit bei meiner kleinen Schäferei in Großen Lobke verhältnißmäßig eben so groß, ja größer war, als bei der größern in Heinde.

§. 188.

Mir bis jetzt wahrscheinliche, entfernte und nähere Ursache der Drehsucht.

Nach mancherlei Betrachtungen, mancherlei angenommenen und wieder verworfnen Muthmaßungen, über die Entstehungs-Ursachen des Uebels, bleibt mir bis jetzo noch folgende die wahrscheinlichste: daß nämlich der erste oder entfernte Grund dazu durch heftiges Stoßen an den Kopf gelegt, dadurch aber und durch die daher veranlaßte heftige Erschütterung eine der vielen, in der Hirnmasse befindlichen Drüsen verletzt, und in ihrer Thätigkeit gestört werde, diese also ihre Absonderung nicht mehr gehörig verrichte, eben deswegen aber sich in selbiger das Wasser der Lymphe ansammle, und sich nach und nach ein immer größerer Sack, oder eine Wasserblase, bilde.

Die Gründe, welche mich zu dieser Muthmaßung — für mehr gebe ich sie nicht aus — bewegen, sind folgende:

1) Die jungen Lämmer machen schon in den ersten Monaten ihres Lebens so viele Sprünge, und laufen so unvorsichtig herum, daß sie nicht selten über und über stürzen, gegen die Horden und Pfeiler heftig anlaufen und fallen. Kommen sie auf die Weide, so setzen sie dieß Unwesen fort, sie stoßen sich unter einander und stoßen sich bei ihrem Springen, was sie auch in den Horden häufig thun, nicht selten an die Latten der Horden, wenn sie dabei über und über stolpern. — Diesem Muthwillen sind gerade die stärksten und munterstten Lämmer am meisten unterworfen, und deshalb verletzen sie sich am ersten dadurch am Hirne; und fallen folglich am leichtesten in die Drehkrankheit.

2) Bei den jungen Lämmern ist die Hirnschale noch dünn und zart, die verschiedenen Lagen oder lamina derselben haben noch die Consistenz und das Compakte nicht, was sie in der Folge erlangen, die rindenartige Substanz und die harte Scheidewand in der Mitte des Vorderkopfes und des großen Gehirns, welche sich in der Folge erst zu bilden scheinen, finden sich noch bei ihnen nicht, und können also den Einfluß der äußern Erschütterungen auf die weiche Masse nicht hemmen. Natürlich

muß also jede heftige Erschütterung des Kopfes auf das Gehirn bei den Lämmern stärker wirken, als bei älteren Schaafen, deren Hirnschale immer stärker und fester wird, so wie sie älter werden, und deren Hirn sich mit der rindenartigen Substanz immer mehr umkleidet. Daher wird es erklärbar, warum die Lämmer der Krankheit mehr unterworfen sind, und sie unter den Schaafen um so seltener wird, je älter sie werden; weil bei diesen nur eine fehlerhafte Beschaffenheit der Hirnbekleidungen die Krankheit zu veranlassen scheint.

3) Das Gehirn ist, wie bereits erwähnt worden, mit einer Menge Drüsen versehen, welche durch beständige Absonderung der Lymphe dessen Feuchtigkeit unterhalten, und vielleicht eine Art von Bewegung desselben, wie ich muthmaße, erleichtern. Drüsen-Krankheiten sind aber die Schaafe bekanntlich gar sehr unterworfen, und folglich wird es wahrscheinlich, daß auch die Drüsen des Gehirns leicht erkranken.

4) Wären Würmer der Grund der Krankheit, welches ich mir auf keine Weise vorstellen kann, so würden solche, durch den Reiz den sie veranlaßten, gleich im ersten Anfange ganz andere und heftigere Erscheinungen verursachen; nimmt man hingegen an, daß die Zerrüttung der Drüse der Grund sey, so läßt es sich leichter begreifen, warum die Krankheit anfangs geringer ist, und daß sie mit der Ansammlung

des

des Wassers in der entstandenen Blase zunimmt; dann aber sogleich aufhört, wie das Wasser fortgeschafft ist, wenn gleich die Blase mit ihren vermeintlichen Würmern sitzen bleibt, obgleich sonst gar keine innerlichen Heilmittel angewandt worden sind, wie mich die Erfahrung belehrt hat.

5) Wenn Würmer die erste Ursache der Krankheit wären, so würde solche nicht anders geheilt werden können, als wenn die ganze Blase und insbesondere die Würmer herausgeschafft worden wären, weil die Würmer bald einen neuen Reiz verursachen, und die Entstehung einer neuen Blase veranlassen würden; die Erfahrung hat mich aber belehrt, daß das Uebel, auch ohne Hinwegnehmung der Blase und der darin bemerkten kleinen Erhöhungen, geheilt werden könne, wenn man nur der Drüse, durch zweckdienliche Mittel, die ich unten angeben werde, entweder ihren Ton wieder zu geben, oder aber solche ganz unthätig zu machen weiß; auch die Riemisch-Reut. Abhandlung §. 63. S. 104. in der Note, sagt ja selbst, daß man die Blase mit den Würmern könne sitzen lassen.

6) Rührte die Krankheit von einer Zerrüttung des ganzen Organismus, und nicht von einer bloßen lokal-Ursache her, so würden innerliche reizende oder reizmindernde Mittel doch wohl einige Veränderung bewirken; allein dieß ist,

der Erfahrung nach, nie der Fall gewesen; dagegen wirkt aber das Lokalmittel, ohne alle andere Beihülfe, so schnell und auffallend.

Alle diese Gründe bewegen mich zu der Meinung — die ich jedoch keinem aufdringen will — daß das Uebel bloß durch eine Lokalursache, durch eine heftige Erschütterung des Gehirns und dadurch verursachte Verletzung einer oder der andern, oder mehrerer Drüsen, entstehe; daß, je nachdem die Erschütterung wiederholt wird, oder heftiger ist, eine oder mehrere Drüsen verletzt, und daß, nach der Richtung welche sie nimmt, oder wovon sie ausgeht, auch an verschiedenen Stellen des Kopfes, und selbst am verlängerten Rückenmarke Drüsen verletzet werden können; daß es also ein bloßes Lokal-Uebel, und folglich auch durch Lokal-Mittel zu heilen sey. Den Einwurf, den ich mir selbst gemacht habe, und der vielleicht manchem andern einfallen wird: „wie es denn zugehe, daß in einigen Jahren sich wenige oder gar keine Drehlinge unter den Lämmern finden," glaube ich dadurch heben zu können, wenn ich die Erfahrung zu Hülfe nehme, zufolge welcher die Schaafe und Lämmer nur dann sehr unruhig sind und sich stoßen, wenn veränderliche Witterung ist, und daß also, wenn in einem Jahre diejenige Zeit hindurch, worin das Stoßen vielleicht vorzüglich schädlich seyn würde, beständige Witterung herrscht, auch wenigere an dem Uebel leiden werden.

Viertes Kapitel.

Ueber die vorgeschlagenen Präservative und deren Anwendbarkeit, so wie über die bisher bei der Krankheit angewandten inneren Heilmittel.

§. 189.

Würdigung der vorgeschlagenen Mittel zur Verhütung des Übels.

Wer das Vorhergehende mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird schon voraussehen können, daß ich von den vielen in der Riemisch-Reutterschen Abhandlung enthaltenen Vorbauungs- oder Verhütungsmitteln durchaus nichts halten kann. Ich will zwar den darin enthaltenen Bemerkungen über die zweckmäßige Einrichtung der Ställe und die Lüftung derselben, über die Vorsicht bei der Futterung und Hütung der Schaafe und Lämmer, über die Sorge für gesundes Winter-Futter und gesunde Weiden, Verhütung des zu frühen Austreibens am Morgen u. s. w. ihren großen Nutzen nicht absprechen, habe vielmehr die meisten derselben in meiner, in der Einleitung berührten praktischen Anleitung ꝛc. als zur Erhaltung der Gesundheit der

Schaafe sehr dienlich selbst empfohlen; nur als Vorbauungsmittel zur Verhütung der Drehkrankheit kann ich sie nicht gelten lassen; weil mich meine Erfahrung belehrt hat, daß, bei genauer Anwendung aller dieser Mittel, die Krankheit sich doch einstellt. Den vorgeschlagenen Präservativ-Medikamenten kann ich aber auf keine Weise meinen Beifall geben, da ich sie nicht nur im Ganzen unanwendbar, sondern auch gar nicht zweckdienlich finde.

Wenn nämlich in der Riemisch-Reutterschen Abhandlung §. 47. gesagt wird: man solle die Schaafe alle Tage mäßig, und etwa alle halbe Jahre einmal stärker salzen, so ist dieser Rath da, wo kein Salzstein oder Steinsalz zu haben ist, durchaus im Sommer nicht zu befolgen, weil die Schaafe dann bei Nacht, wie bei Tage, im Freien bleiben, und weder an Raufen noch an Krippen kommen, noch aus Gefäßen getränkt werden; wofern man nicht etwa das sehr mißlich gefundene Salzen der Aenger einführen will, welches die Schaafe leicht dazu bringt, Erde einzulecken, und dadurch Schaden zu nehmen, ja wohl bei erregtem Durste, da, wo kein gutes Wasser in der Nähe ist, aus jeder Pfütze zu saufen; und wenn §. 48. einige Rezepte zu Pulvern vorgeschrieben werden, die man den Lämmern täglich, oder auch nur alle 8 oder 14 Tage, eingeben, oder ihnen auf das Futter streuen, oder allein zum Lecken in Krippen

vorwerfen soll, so bemerke ich dabei, daß das Eingeben der Pulver, wie mich die Erfahrung auf dem von Hammersteinschen Gute zu Equord gelehrt hat, als dort das Faulfressen, oder die Brustwassersucht unter den Schaafen herrschte, bei irgend großen Schäfereien gar nicht anwendbar ist; daß aber das Ueberstreuen der Pulver über das Futter, im Winter nur bei geschnittenem Futter, im Sommer hingegen gar nicht anwendbar sey, und daß die Lämmer im Winter und Sommer wohl, ausser dem Salze und dem Roßkastanien-Pulver, wenig lecken mögten, wenn man es ihnen auch in Krippen vorsetzen, oder beim Saufen vorhalten wollte.

Es sind aber auch die meisten der Ingredienzien zu den Rezepten zu nichts weiter dienlich, als etwa zu reizen, und etwas mehr Appetit zu erwirken; einige wenige aber befördern wohl den Abgang des Urins, so wie die Ausdünstung. Da jedoch die Krankheit, wie ich erwiesen zu haben glaube, ihren ersten Grund, oder ihre Entstehungs-Ursache, nicht im gestörten Organismus der ganzen Maschine, nicht in allgemeiner Asthenie hat, so ist leicht zu erachten, daß die angegebenen Mittel zur Verhütung der Drehseuche nichts leisten können.

§. 190.

Ueber die bei der Krankheit versuchten und angepriesenen inneren Heilmittel.

Aus dem eben gesagten läßt sich schon von selbst schliessen, daß innere Heilmittel auf die Krankheit nicht wohl Wirkung äußern können. Dieß hat denn auch die Erfahrung bewiesen. Weder Aderlassen, dieß verwünschte, von allen Veterinär-Quacksalbern von jeher gleich zur Hand genommene Mittel, noch der Gebrauch der Belladonna, noch die innere und äußere Anwendung der Wurmmittel, noch irgend ein anderes Mittel, außer der Fortschaffung des Wassers aus dem Gehirne, oder der an und in selbigem liegenden Blase, hat gegen das Dreh-Uebel geholfen; und dieß ist denn auch nicht zu verwundern, weil durch keins derselben das Wasser weggeschafft, und noch weniger der Ton der Drüse hergestellt, oder solche ganz zerstört, oder unthätig gemacht werden konnte; mithin nothwendig das Uebel fortdauern mußte. Ich wende mich deshalb zu der von mir erprobt gefundenen einfachen Operation zur Hinwegschaffung des Wassers, oder zu der einzig möglichen Heilung des Uebels.

Fünftes Kapitel.

Angabe der Methoden, wodurch der Sitz der Krankheit nicht selten glücklich entdeckt, und das Uebel selbst, ohne alle künstliche Vorrichtungen und innerliche Medicamente gehoben werden könne.

§. 191.

Wie man den Sitz der Krankheit entdecken solle, und woraus man beurtheilen könne, ob solche bei dem kranken Individuum zu heilen sey, oder nicht.

Nicht alle drehsüchtige Lämmer und Schaafe sind zu heilen, sondern nur diejenigen, welchen die Wasserblase auf einer oder der andern Seite, oder auf beiden Seiten des Kopfes, und solche, denen sie in der Gegend der Stirn, am großen Gehirn liegt, also nur die Drehlinge und Traber im engeren Sinne der Worte, weil man nur bei diesen das Wasser, ohne Gefahr und Weitläuftigkeit, fortschaffen kann. Dieser sind aber zum Glück die meisten, und man wird gegen 9 Drehlinge oder Traber kaum einen Seegler oder einen Kranken fin-

den, welchem die Blase am Gehirnchen oder dem verlängerten Rückenmarke, oder dem sie in der breiigten Substanz des großen Gehirns liegt.

Vor allen Dingen muß man sich also zu überzeugen suchen, wo die Blase liegt. Dieß kann man im ersten Anfange der Krankheit nicht wohl; weil das Thier in dieser Periode nur träg und dummlicht ist, ohne zu drehen, oder zu traben. Man wartet also bis zu dem zweiten Grade, wo das Drehen und Traben anfängt, und untersucht dann von Zeit zu Zeit, durch Betastung mit den Fingern, und besonders mit dem Daumen, den Kopf des Thiers, ob sich an selbigem keine weichere Stelle in der Hirnschale finde, die man eindrücken könne. Es veranlaßt nämlich die Blase, wenn sie zunimmt, an der Stelle, wo sie liegt, ein Schwinden oder Dünnwerden der Hirnschale, welches oft sehr groß ist, je nachdem die Krankheit länger gedauert hat. Wodurch dieß Schwinden verursacht werde, vermag ich so wenig zu begreifen, wie Herr Fink, ja ich wage es nicht einmal, eine Muthmaßung darüber zu äußern.

Sobald man die weiche Stelle — die man jedoch in den Schläfen nicht suchen muß, wo die Hirnschale von Natur dünner ist — gefunden hat, welches bei irgend einiger genauen Untersuchung nicht schwer fällt, weil die Richtung des Kopfes schon vermuthen läßt, wo die

Blase sitzt, folglich auch die weiche Stelle sich finden werde, säumt man nicht lange; denn das Thier hat in dieser Krankheits-Periode gemeiniglich schon sehr vom Futter abgelassen, und nimmt deshalb schnell an Kräften und Lebensthätigkeit ab, könnte also leicht sterben, ehe man zur Operation schritte, wenn man damit lange warten wollte; weil bei einigen Thieren die weiche Stelle ohnehin erst ziemlich spät zu fühlen ist, wenn sie eine dickere oder derbere Hirnschale haben, oder die Blase gerade in einer Gegend liegt, wo die Hirnschale gegen die übrigen Stellen dicker ist. Man muß sich aber auch nicht übereilen und lieber einen Tag länger warten, wenn man nicht sicher ist, daß man eine wirklich weiche Stelle gefunden hat.

Erste Bemerkung. In der Riemisch-Reutterschen Abhandlung §. 63. heißt es: daß das kranke Thier zucke, wenn man die Stelle der Blase getroffen habe, und auf solche drücke. Diesem muß ich widersprechen; denn noch nie erfuhr ich dieses Zucken, und doch untersuchte und operirte ich schon manches Schaaf oder Lamm. Wer also so lange drücken wollte, bis er dies Zucken fühlte, würde sehr lange mit der Operation warten müssen; denn je stärker er drückte, je sinnloser und unempfindlicher würde das Thier werden. Das einzige Zeichen, was ich bei den Kranken bemerkt habe, wenn man die Steile über der Blase drückt, ist eine gewisse Bewegung

der Augen, die man allenfalls ein Blinzeln nennen könnte, und weiter nichts.

Zweite Bemerk. Daß die Heilung der eigentlich sogenannten Seegler und derjenigen Quesenköpfe, welchen eine oder mehrere Blasen in oder unter dem großen Gehirn liegen, ganz unmöglich sey, will ich nicht geradezu behaupten, sie scheint mir aber wenigstens so mißlich, daß man wohl thun wird, sich damit nicht zu befassen; indem sie wohl selten gelingen möchte.

Dritte Bemerk. Wenn in der eben in der zweiten Anmerk. berührten Abhandlung und dem daselbst angeführten 63. §. gesagt wird: daß oft eine Menge weicher Stellen an der Hirnschaale sich zeigten, so widerspricht dieß meiner Erfahrung. Ich fand nie bestimmt weiche Stellen, als da, wo die Blase unter der Hirnschaale lag, jedoch habe ich schon oben bemerkt, daß die Gegend der Schläfe immer weicher, als der übrige Theil der Hirnschaale sey. In dieser Gegend wird man aber die Blase wohl selten zu suchen haben.

Vierte Bemerk. Um die von mir beschriebene einfache Operation vornehmen zu können, braucht man sich nicht erst mit der äußerlichen und innerlichen Beschaffenheit des Kopfs, mit den daselbst befindlichen Blutbehältern u. s. w. bekannt gemacht zu haben; wie es Herr Riem bei der von ihm empfohlnen Methode §. 63. ver-

langt. Da, wo der Stich geschehen muß, sind selten oder nie große Blutgefäße in der Haut, und die dort vorhandenen wird man deutlich genug fühlen; unter der harten Hirnschaale und über der Wasserblase wird aber gewiß nie ein großes Blutgefäß liegen, oder es wird bei dem Stiche schon zur Seite weichen. Mir ist wenigstens noch nie der Fall vorgekommen, daß ein Blutgefäß von irgend einem Belange von dem Trokar getroffen wäre. Gesetzt aber, es würde eins getroffen und das Thier stürbe, so ist auf jeden Fall der Verlust nicht groß, und das Thier geht den Gang, den es ohne die Operation auch gegangen seyn würde. Eben deshalb braucht ja auch niemand bei der Operation ängstlich zu seyn.

§. 192.

Wie man sich, durch die Behandlung der Dreher und Traber vor der Operation, des glücklichen Ausgangs derselben mehr versichern könne.

Wir haben schon eben gesehen, daß gleich bei dem ersten Anfange der Krankheit, sobald sie merkbar wird, der Patient vom Futter etwas abläßt, und daß die Freßlust mit der Zunahme der Krankheit immer abnimmt, folglich die Kräfte des Thiers, wegen Mangel an Nahrungs- und Ersatzmitteln, immer schneller abnehmen. Bisweilen wird nun selbst bei den Drehlingen und Trabern die Entkräftung schon früher, als man

die weiche Stelle bestimmt fühlen kann, so groß, daß das Thier stirbt, ehe man es mit Sicherheit operiren kann. Diese Entkräftung kann man dadurch verhüten, wenn man den Kränklern, sobald sich Spuren der Krankheit zeigen, und sie vom Fressen ablassen, einen aus grobem Rocken-Mehl oder Bohnen-Schroot und Wasser zubereiteten Trank reicht oder vorsetzt, und ihnen durch tägliche Eingießung eines aus einem Theelöffelvoll Salz und etwas Wasser bereiteten Tranks Lust zum Saufen macht, dadurch aber das Abnehmen ihrer Kräfte hemmt, und sie in den Stand setzt, so lange auszudauren, bis die Hirnschale über der Blase weich geworden ist.

§. 193.

Verfahrungsart bei der Operation und deren genaue Beschreibung.

Sobald man an dem Kopfe des Patienten die weiche und biegsame Stelle der Hirnschale entdeckt hat, läßt man das Thier mit allen vier Füßen zusammenbinden, damit es nicht viele Bewegung machen könne, und legt es auf einen Tisch, oder, wenn man das Binden vermeiden will, läßt man ihm von einem Knechte alle vier Beine fest zusammenhalten, und schreitet, nachdem dasselbe auf den Tisch an einem hinlänglich hellen Ort gelegt worden ist, zu folgender ganz einfachen Operation.

Man macht mit einem scharfen Messer, oder Bistouri, einen etwa 1 Zoll langen Einschnitt mitten über der weichen Stelle, die man sich durch Aufhaltung eines Fingers bestimmt bemerkt hat. Dieser Einschnitt muß bis dicht auf den Knochen, und durch das Periostium, oder die Knochenhaut, gehen. Die Haut trennt sich nun von selbst hinlänglich weit auseinander; dann nimmt man den auf der Tafel Fig. 1. nach seiner wahren Größe gezeichneten, und leicht von jedem Instrumentmacher nach der Zeichnung zu verfertigenden kleinen Trokar, den ich im folgenden Kapitel genau beschreiben werde, in die volle Hand, so daß er an der innern Fläche des Daumens heruntergeht; setzt den Daumen in der Nähe der weichen Stelle auf die Hirnschale, damit man es in seiner Gewalt habe, so tief zu stechen, als nöthig ist, und stößt nun den mit der Hülle versehenen Trokar vorsichtig durch die weiche Stelle bis so weit, daß man fühlt, die Blase getroffen zu haben.

Hierauf kehrt man den vom Tische herabgezogenen Kopf so, daß die Hülse, welche von selbst in dem Loche stecken bleibt, nach unterhalb komme, zieht den eigentlichen stählernen Trokar heraus, und läßt das Wasser auslaufen. Ist dieß geschehen, so kehrt man den Kopf mit der Hülse dann dergestalt, daß die Oeffnung wieder oben steht, und läßt durch selbige 3 bis 4 Tropfen Myrrhen-Essenz in die Wunde, oder in die

Stelle der Blase fallen, um dadurch der Drüse wieder Ton zu geben, oder sie auch vielleicht ganz unthätig zu machen, und zieht dann auch die Hülse heraus, schiebt das getrennte Fell zusammen, näht ein kleines Stückchen Tuch oder Leinwand über der Wunde, an die darüber befindliche Wolle, damit nichts Unreines in selbige komme, und läßt nun das Thierchen losbinden und zu den übrigen bringen, wo es dann, wenn es nicht etwa schon während der Krankheit zu matt geworden ist, munter wie die andern seyn und an das Fressen gehen, die Wunde aber, ohne alle weitere Verbindung und ohne alle Medicamente, von selbst bald heilen wird.

Erste Anmerk. Sollte die Stelle über der Blase etwa dem Stiche widerstehen, so darf man den Trokar nur etwas hin- und herdrehen, und er wird bald den Eingang finden.

Zweite Anmerk. Bei dem Stiche selbst braucht man so sehr ängstlich nicht zu seyn; denn sollte es auch ein wenig zu tief, und selbst in das Gehirn gehen, so hat dieß keine Gefahr; indem, wie man weiß, dadurch keine Entzündung entsteht.

Dritte Anmerk. Hat ein Lamm oder Schaaf an beiden Seiten zugleich eine Blase, so kann man beide ohne alles Bedenken gleich hintereinander operiren, wenn man über beiden die Stelle der Hirnschaale weich findet. Da ich

dieß bei einem und dem nämlichen Thiere zweimal hintereinander gethan, und es dennoch geheilt wurde, so kann ich meine Behauptung um so zuversichtlicher hersetzen.

Vierte Anmerk. Daß von dem Eintröpfeln der Myrrhen-Essenz die glückliche Heilung hauptsächlich abhänge, davon hat mich folgende ziemlich auffallende Erfahrung überzeugt. Ich operirte ein Lamm, welches auf beiden Seiten des großen Gehirns eine Blase liegen hatte, und unterließ oder vergaß vielmehr, Myrrhen-Essenz in die Wunden zu tröpfeln. Das Thierchen wurde zwar besser und fing wieder zu fressen an, allein bald erkrankte es wieder, und in vier Wochen waren beide Blasen wieder da, und zugleich die Krankheit im vollen Grade. Ich schritt deshalb zur zweiten Operation; weil das Lamm noch Kraft genug hatte, goß bei dieser die Paar Tropfen Myrrhen-Essenz in jede derselben, und das Thier wurde munter gleich den gesunden, und blieb es.

Fünfte Anmerk. Außer dem Eintröpfeln der bemeldeten Essenz ist durchaus weiter keine innerliche oder äußerliche Medizin nöthig. Das durchgeschnittene Fell bedeckt, durch sein Zusammentreten und mäßiges Anschwellen, das kleine Loch der Hirnschaale völlig, und die austretende plastische Lymphe leimt es gleichsam zu. Die Knochenlücke füllt sich bald wieder aus, und in

14 Tagen ist, ohne alle in der Riemisch-Reutterschen Abhandlung §. 63. vorgeschlagenen kalten Umschläge und alle Klistire, ja ohne alle vorsichtige Absonderung des Patienten, alles wieder völlig geheilt, und nichts an dem Thiere weiter zu spüren, wenn man sonst das Wasser rein hat heraus laufen lassen, und nicht etwa noch eine andere Blase da ist, welches ich jedoch noch selten, oder gar nicht erfahren habe.

Sechste Anmerk. Bei rauhköpfigen Schaafen und Lämmern thut man wohl, die Wolle da, wo man den Stich anbringen will, in einigem Umfange abzuscheeren, ehe man zur Operation schreitet, sowohl um den Schnitt desto ungestörter machen, als auch um die nachherige Bedeckung der Wunde desto besser anbringen zu können. Den Schnitt in die Haut halte ich aber für sehr nöthig, theils um den Stich sicherer zu machen, theils um die nervigte Knochenhaut desto zuverlässiger zu durchschneiden, und theils und hauptsächlich aber, um der gebohrten Knochen-Oeffnung eine natürliche Bedeckung wieder zu verschaffen.

§. 194.

Inwiefern meine Heilmethode von der Riemisch-Reutterschen und von andern abweiche, und was von dem Sauge-Trokar zu halten sey.

Daß meine Heilmethode sowohl wegen ihrer Einfachheit und Unkünstlichkeit von der Riemisch-

misch-Reutterschen, als auch wegen der Eintröpfelung der Myrrhen-Essenz, und in einigen andern Stücken von allen übrigen bisher vorgeschlagenen Heilungsarten abweiche, wird jeder aufmerksame Leser schon von selbst bemerkt haben, und ich darf deshalb nicht fürchten, für einen Aufwärmer schon bekannter Sachen gehalten zu werden. Um jedoch den geneigten Leser noch mehr zu überzeugen, daß ich bei meinen Versuchen meinen eignen Gang ging, will ich noch folgende Bemerkungen hinzufügen:

1) Das Eintröpfeln der Myrrhen-Essenz, welches ein wesentliches Erforderniß der glücklichen Heilung ist, finde ich nirgends angeführt. Dagegen aber manche ganz unnütze Verhütungsmittel, und manche eben so unnütze Heilmittel, nach der Operation empfohlen.

2) Daß man die glückliche Operation durch eine nahrhafte Tränkung der Patienten u. dergl. sichern solle, davon sagt weder Riem, noch sonst jemand, und doch ist dieß oft sehr nöthig, um die schwachen Kranken bei den erforderlichen Kräften zu erhalten, wenn die Stelle der Hirnschale über der Blase nicht schnell genug weich werden will.

3) Der bei der Riemisch-Reutterschen Abhandlung gezeichnete Trokar ist bei weitem zu dünn, und veranlaßt eben dadurch, daß er eine zu kleine Oeffnung macht, gar leicht, daß das Wasser

aus der Blase nicht rein ausfließt: Mein einfacher Trokar, den ich unter mehrern, wegen seiner verhältnißmäßigen Dicke und schlanken Spitze, einzig brauchbar fand, und nach mehreren mißrathenen, meiner eigenen Angabe gemäß, von dem Instrumentmacher Remm in Braunschweig verfertigen ließ, verhütet eben dadurch, daß er die Oeffnung hinlänglich groß, jedoch nicht zu groß macht, das Zurückbleiben alles Wassers in der Blase, und das zu langsame Zuheilen der Wunde.

4) Den Gebrauch des Saugetrokars halte ich, meiner Erfahrung nach, nicht nur für unnöthig, sondern selbst für sehr mißlich, ob ich gleich Anfangs sehr für die Idee eingenommen war, und die Vorrichtung des Saugens mit meinem Trokar zu verbinden suchte, um die Blase desto sicherer zu bekommen. Unnöthig ist er, weil, wenn die Oeffnung der Hirnschale groß genug ist, das Wasser der Blase, wofern man dem Kopfe des Kranken die gehörige Lage gegeben, und ihn lange genug darin gelassen hat, rein genug abfließt und das wenige, was etwa noch zurückbleiben mögte, durch die Myrrhen-Essenz unschädlich gemacht wird, die Blase aber nicht fortgeschafft zu werden braucht. Mißlich ist er, weil, wenn das Anziehen des Saugers irgend zu stark geschieht, dadurch leicht ein neues Uebel, nämlich eine neue Erschütterung des Gehirns, veranlaßt

werden kann, da der Zug des Saugers, wegen des entstehenden luftleeren Raums, auch gar zu leicht nachtheilig wirkt, und einen Theil des Gehirns oder seiner weichen Bedeckung mit anzieht.

5) Das Trepaniren der Schaafe, besonders so, wie es die Schäfer machen, ist eine viel zu mißliche Operation, und macht eine viel zu große und unreine Oeffnung in der Haut und in dem Knochen, als daß es mit meiner weit einfacheren Operation verglichen werden könnte, und das Herausziehen der Blase mit einem kleinen Häckchen, oder durch das Heraussaugen vermittelst eines Bohnenstängels, ist nicht nur eine sehr häkliche, sondern auch, wie mich die Erfahrung gelehrt hat, sehr unnütze, ja schädliche und barbarische Operation. Die nach Beckm. Grundf. der deutsch. Landwirthschaft §. 394. in der Note, vom Hrn. Dir. Havemann für zuträglicher gehaltene Oeffnung des Gehirns mit einem Messer und Herausnahme der Blase, ist aber gar nicht gut anwendbar, oder man müßte wieder zu der fatalen Methode einiger Schäfer schreiten, den Schnitt, nach Herausziehung des Messers, durch einen kleinen Keil offen zu halten. Der sonst so verdiente Hr. Havemann scheint also hier nicht aus Erfahrung geredet zu haben.

6) Daß meine Methode von dem in Riems Abhandl. §. 57. beschriebenen gewöhnlichen

Trokariren gar sehr verschieden und weit einfacher sey, wird jeder finden, der jene Operations-Beschreibung mit der meinigen vergleicht. Jene Art der Trokarirung mag auch vielleicht, wie der Hr. Hofrath Beckmann, an dem eben angeführten Orte behauptet, bei gehörnten Schaafen nicht anwendbar seyn, die meinige ist es sicher. Alles, was gegen jene Methode in Riems Abhandl. §. 58. und 59. gesagt worden, ist völlig richtig, und deshalb stimme ich demselben gern bei.

Sechstes Kapitel.

Genaue Beschreibung des von mir, bei der Heilung der Drehlinge, gebrauchten Trokars, und seines Gebrauchs; auch von der vorsichtigen Aufbewahrung desselben.

§. 195.

Genaue Beschreibung des einfachen, von mir gebrauchten Trokars, und Anführung der Gründe, warum er so und nicht anders seyn muß.

Um die einfache Operation mit dem Trokar auf eine leichte Art und mit dem gehörigen Erfolge vornehmen zu können, ist es nöthig, ihn nach folgenden Regeln einrichten zu lassen:

1) Er muß, sammt dem Helfe oder Griffe, nicht zu lang, und nicht über $4\frac{1}{2}$ Zoll lang seyn; weil man sonst, wenn man den Griff in die volle Hand nimmt, den Daumen nicht in die Nähe des zu machenden Loches, auf die Hirnschale setzen, und eben dadurch den Stich nicht mäßigen, d. h. das zu tiefe Eindringen des Instruments nicht genug verhüten kann.

2) Er muß, sammt der Hülle, nicht zu dick und nicht dicker, als ein gewöhnlicher starker Gänsefederkiel seyn, damit die Oeffnung nicht ohne Noth zu groß, und größer werde, als erforderlich ist.

3) Die dreieckigte Spitze an dem Stahle muß gehörig schlank und scharf, auch nicht zu lang seyn, damit man damit desto leichter durch die Hirnschale kommen könne, ohne jedoch zu tief einzudringen.

4) Die Hülle muß am Grunde, oder Ende, der dreischneidigen Spitze dicht anliegen, und schlank zugefeilt seyn, damit sie ohne Beschwerlichkeit mit in die Oeffnung des Hirnknochens hineindringe, und darin fest sitzen bleibe.

5) Die Hülle muß nicht, wie bei dem Rindvieh-Trokar durchlöchert seyn, weil dieß ganz dem Hauptzwecke, das Wasser dadurch abzulassen, entgegen seyn würde.

Kurz das Instrument muß genau so gemacht seyn, und ganz genau die Verhältnisse haben, welche die auf der beigefügten Kupfertafel unter 1, 2 und 3 enthaltenen Figuren darstellen.

Anmerkung. Den Riemisch-Reutterschen Sauge-Trokar finde ich zu lang, um ihn in die Faust fassen, und doch bei dessen Gebrauche den Daumen auf die Hirnschale setzen zu können.

§. 196.

Noch ein Wort über den gehörigen Gebrauch desselben.

Wer nur irgend mit Pfriemen oder dergleichen vorsichtig zu stechen gelernt hat, wird finden, daß es zu dem vorsichtigen Gebrauche des von mir beschriebenen Instruments erforderlich sey, die Spitze des Daumens neben der zu machenden Oeffnung auf die Hirnschale zu stemmen; weil man nie seinen Stich so gut abmessen kann, als wenn man durch das Aufsetzen des Daumens auf eine feste Stelle einen sicheren Stützpunkt für die Hand gewonnen hat. Mit dieser Stützung des Daumens verträgt sich auch das unbedeutende Hin- und Herdrehen des Trokars in den Fällen, wenn die Hirnschale noch etwas fest seyn sollte, sehr gut; wäre hingegen das Instrument zu lang, so würde dieß Drehen zu beschwerlich werden. Wollte man aber ohne Aufstützung des Daumens stechen, oder bohren, so würde man leicht zu viel Kraft anwenden, und ohne Noth oft tief in das Gehirn eindringen, welches man, obwohl es nicht so sehr schädlich ist, doch immer gern vermeidet.

§. 197.

Von der vorsichtigen Aufbewahrung des Instruments.

Jedes chirurgische Werkzeug erfordert zur Beförderung seines zweckmäßigen Gebrauchs vor

allen Dingen, daß es gehörig scharf und vom Roste rein bewahrt werde. Beide Zwecke erreicht man bei dem Trokar am besten dadurch, wenn man ihn in ein weiches Stück Kork steckt, indem dadurch nicht nur dessen Abstumpfung, sondern auch dessen Verrostung am sichersten und einfachsten verhütet wird. Eben deshalb habe ich es nicht für überflüssig gehalten, diese Aufbewahrungsart des Trokars hier zugleich mit zu berühren.

Weiter glaube ich nichts hinzufügen zu dürfen, und schließe deshalb diese Abhandlung mit dem herzlichen Wunsche:

„daß sie viel Nutzen stiften, und zu Ver„minderung der Sterblichkeit unter den so „nützlichen Schaafheerden beitragen möge,"

und mit der Bitte:

„daß man mir für meine offenherzige Be„kanntmachung dieser sehr nützlichen Hei„lungsmethode die Gefälligkeit erzeigen mö„ge, deren glückliche Erfolge, woran ich, „wenn die Heilung vorschriftsmäßig unter„nommen wird, nicht zweifle, in öffentlichen „Blättern bekannt zu machen, um dadurch „mißtrauische Gemüther zur Nachahmung „zu reizen, und den Zweck, den ich bei der „Bekanntmachung hauptsächlich vor Augen „hatte, und am Schlusse der Vorerinnerung „angegeben habe, destomehr zu fördern,"

füge auch zu dem Ende die aufrichtige Versiche-
rung hinzu:

„daß ich jedem, dem etwa noch die Be-
„schreibung der wahrlich sehr einfachen Ope-
„ration, wider Vermuthen, nicht deutlich
„genug seyn möchte, gern die nöthig scheinen-
„den Erläuterungen geben werde, wenn er
„sich in portofreien Briefen an mich wendet."

Zugabe

zu der Anweisung, wie man die Drehkrankheit der Schaafe heilen könne.

§. 198.

Während meines Aufenthalts in Heinde hatte ich das Vergnügen, die persönliche Bekanntschaft des denkenden Verfassers der obigen Abhandlung zu machen. Unser Gespräch fiel auf dieselbe, weil eben die Aushängebogen davon eingesandt waren; und der bescheidene Verfasser wünschte von mir zu wissen, in wie fern seine, über das Entstehen und die Heilung der Drehkrankheit, geäußerten Ideen, mit der medizinischen Theorie und Erfahrung übereinstimmten.

Mehrere analoge Krankheits-Zustände des Gehirns, die ich bei Menschen zu bemerken Gelegenheit hatte, und einige Punkte in der Abhandlung, worin ich nicht mit ihm übereinstimmen konnte, veranlaßten mich ihm folgende Bemerkungen schriftlich mitzutheilen, um sie der Abhandlung beifügen zu können.

Mit demjenigen, was in §. 188. von der ihm jetzt wahrscheinlichen ersten und entfernten Ursach der Drehsucht, nemlich daß der erste Grund in einer durch heftiges Stoßen veranlaß-

ten heftigen Erschütterung des Gehirns liege, u. s. w. gesagt ist, kann ich nicht anders als übereinstimmen; weil, besonders bei noch zarten und nicht vollkommen ausgebildeten Hirnschädeln, die das Gehirn umgebenden feinen Häute, die Arachnoiden und pia mater, durch jede heftige Gewalt, die auf den Kopf wirkt, nicht nur eine nachtheilige dynamische Wirkung erleiden müssen, sondern auch selbst dadurch eine mechanische Verletzung und partielle Zerstörung des Zusammenhangs der innern Theile verursacht werden kann.

Dieß lehrt die Erfahrung, dieß ergeben die täglichen Erscheinungen, die man erfolgen sieht, sobald eine Gewalt auf den Hirnschädel gewirkt hat. — Nicht nur Atonie oder Erschlaffung der Gefäßhäute des Gehirns, sondern auch eine mit Ergießung der Säfte verbundene Zerreißung derselben, sind sehr oft die Folgen gewaltsamer Erschütterungen. — Dieß beweisen auch noch mehr diejenigen Fälle, wo selbst in der eigentlichen Hirnsubstanz, nach lange vorhergegangenen Erschütterungen des Schädels, aus der dadurch wahrscheinlich entstandenen Trennung oder Zerreißung einiger Gefäße, und der regellosen oder krankhaften Thätigkeit der Organe, sich ganz eigene Produkte bilden, welche Krankheits-Zustände veranlassen, auf deren Ergründung der denkendste und erfahrenste Arzt Verzicht leisten muß, und deren Heilung außer den Grenzen seiner Kunst liegt. —

Wenn hingegen der Herr Verfasser Nr. 3. jenes §. annimmt, daß die nach der starken Erschütterung des Gehirns eintretenden Erscheinungen ihren Sitz besonders in einer Drüse hätten, und stets eine Drüse erfordert würde, um die Wasserblase zu bilden, die in ihrer Organisation gestört, oder in ihrer gewöhnlichen Thätigkeit gehemmt sey, wenn er überhaupt eine Menge von Drüsen im Gehirne annimmt, so kann ich ihm darin nicht beipflichten.

Auch die feinsten anatomischen Zergliederungen und die trefflichsten Präparate älterer und neuerer Zergliederer, eines Haller*), A. Monro**), Sömmering***), J. G. Walter†) zeigen uns außer denen in der dura mater liegenden glandulis Pachioni, der auf der sella turcica gelagerten glandula pituitaria, und der zwischen den corporibus quadrigeminis sich befindenden glandula pinealis keine einzige Drüse im menschlichen Gehirn, und ich kann daher mit Recht zweifeln, daß in dem Gehirn der Lämmer mehrere Drüsen dürften angetroffen werden, da auch die vergleichende Anatomie bei andern Thier-

---

*) Elementa phys. T. 4.

**) Observ. on the structure and functions of the nervous system, und dessen three treatises on the Brain, the Eye etc. London 1797.

***) De basi encephali. Diss. Götting. 1778.

†) Tabulæ nervorum thoracis et abdominis. Berl. 1783.

gattungen, wo sie weit höher als bei den Köpfen der Lämmer und Schaafe gestiegen ist, uns von dem Daseyn mehrerer Drüsen im Gehirn der Thiere nicht benachrichtigt hat.

Aus diesem einzigen Grunde, ohne andrer zu bedürfen, folgt schon, daß die Ursache und der eigentliche Grund und Sitz der Krankheit, nämlich die Veranlassung der Wasserblase, nicht in einer krankhaften Drüse zu suchen sey.

Was bedarf es aber auch einer solchen Drüse, um sich die sämmtlichen Erscheinungen bei der Krankheit anatomisch, physiologisch und pathologisch richtig erklären zu können?

Wir sehen ja im menschlichen Gehirn, nach äußern heftigen Einwirkungen auf den Schädel, welche durch Stoß, Fall, Quetschung und dergl. veranlaßt werden, ähnliche Erscheinungen: Schwindel, Betäubung, Sinnlosigkeit, schlagähnliche Zufälle, ja selbst den Tod entstehen. Wir finden ja bei Eröffnung des verletzten Schädels, und Untersuchung des darunter liegenden Gehirns, Ergießungen von Wasser, Blut und Eiter, — ja wirkliche Eitersäcke. — Die Erfahrung lehrt uns, daß Erschütterungen des Kopfes, durch Fallen, Schlagen und dergl. bei Kindern leicht den Grund zur nachherigen Hirnwassersucht legen können. Wir finden nach dem Tode solcher Kinder, bei Eröffnung des Schädels, oft eine ausgebreitete Unordnung und größere Destrui-

rung des Lymphsystems, folglich allgemeine Wassersucht; oft aber eine beschränktere Zerrüttung etlicher Hirntheile, und alsdann nur partielle Wassersucht einer Halbkugel oder eines Ventrikels. — Was hindert uns also dieß auch bei dem Gehirn zarter Thiere, und besonders bei Lämmern anzunehmen? Es treffen ja bei diesen so viel Gelegenheitsursachen zusammen. Sie haben ja eine ganz eigenthümliche Anlage zu Krankheiten des Lymphsystems! —

Es ist also augenscheinlich, und die Beobachtungen des Hrn. Verfassers der Abhandlung weisen bestimmt darauf hin: daß eine durch die Erschütterung veranlaßte Schwäche oder Zerreißung kleiner lymphatischer Gefäße den ersten Anfang oder den Grund zur Bildung der Wasserblase lege.

Denn nach der ersten Bemerkung des 183. §. fand er ja die eigentliche mechanische Ursache der Krankheit, nämlich die Blase, äußerst selten zwischen oder unter der breiartigen Masse des Gehirns, und am öftersten in der pia mater, auf der weichen Hirnmasse, oder am kleinen Gehirn und am Rückenmarke.

Diese Wasserblase ist demnach entweder ein durch die Erschütterung geschwächtes, lymphatisches und zur Blase allmählig ausgedehntes Gefäß, oder, was mir wahrscheinlicher ist, eine durch

Zerreißung kleiner lymphatischer Gefäße*) anfänglich im geringen Grade ausgetretene und nachher allmählig vermehrte wäßrige Lymphe, um welche sich, wie es im organischen Körper oft geschieht, eine blasenähnliche Hülle, eine Pseudo-Membran aus dem nahen Zellgewebe bildet.

Gehen wir nun nach dieser Voraussetzung und Erklärung alle Symptome, alle Erscheinungen der Krankheit, von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende durch, betrachten wir die öftere Lage und den Sitz der Blasen, ihre Verbindung mit mehrern kleinern, die, wenn sie auch nicht immer vorkommen, doch offenbar auf eine krankhafte Veränderung im Lymphsystem hindeuten: sehen wir dabei auf eine glückliche Anwendung der Operation, als eines ganz örtlichen Mittels, auf ihre glücklichen Folgen bei der nachherigen Anwendung der Myrrhen-Essenz, als eines reizenden, die Thätigkeit und Einsaugungskraft der lymphatischen Gefäße erhöhenden Medikaments; betrachten wir dabei die in der 4ten Bemerkung des 193ten §. der Abhandlung angeführte Rückkehr des Uebels, bei unterlassener Anwendung derselben, und die gänzliche Heilung der Krankheit,

---

*) Das Daseyn lymphatischer Gefäße im Gehirn hat sich bereits bewährt gefunden (Vidi Mascagni de vasis lymphat. Tab. 27. Fig. 1—3.) und das Erzeugen tendinöser Häute um andre abnorme Massen im organischen Körper ist bekannt.

bei dem nachherigen Gebrauch der Essenz; so finden wir in diesem allen die deutlichsten Beweise, für die nach richtigen physiologischen und pathologischen Grundsätzen von dem Verfasser entwickelte, und auf rationelle Empirie gebaute neue Theorie dieser so lange verkannten Krankheit, und für die, von ihm empfohlne zweckmäßige und dabei leichte und sichere Behandlungsart derselben.

Das Dünnwerden oder Schwinden der Hirnschale an der Stelle, wo die Blase liegt, welches sich der Verfasser, nach seiner im 191ten §. der Abhandlung enthaltenen Aeußerung eben so wenig, wie Herr Fink zu erklären weiß, ergiebt sich sehr leicht, sobald wir Folgendes erwägen.

Die Blase drückt bei der beständigen Bewegung des Gehirns, welche während des Lebens-Prozesses unaufhörlich statt findet, gegen die dünne Knochen-Lamelle, und die sie ernährende Beinhaut. Dadurch wird der Kreislauf der Säfte in dieser gestört, und das Hinführen und Zuleiten der zur Ossification nothwendigen, im Blute vorhandenen, und an dieser Stelle abzusetzenden Reproductions-Stoffe, als Kalkerde und Phosphorsäure, verhindert und gehemmt, und die nothwendige Folge ist das Schwinden des Knochens an dieser Stelle, welches um destomehr überhand nehmen muß, jemehr die Blase am Umfange zunimmt, und sich dadurch der Druck verstärkt.

Bei der dem 186ten §. hinzugefügten Note, glaube ich noch bemerken zu müssen; daß der Satz: Lämmer könnten als Dreher zur Welt kommen, eben nichts paradoxes enthalte. — Es können nemlich unvollkommene Ausbildung und kränklicher Zustand des Fötus, oder rüde Behandlung der Schäfer bei der Geburt der Lämmer, leicht die erste Gelegenheit zu der nachher sich ausbildenden Krankheit geben.

Zum Beweise: wie stark äußere Gewaltthätigkeiten auf den Hirnschädel, auch nach einer langen Reihe von Jahren ihren Einfluß äußern, und daß sie im Gehirne selbst, abnorme Erscheinungen veranlassen können, möchte übrigens folgende von mir selbst gemachte Erfahrung, hier wohl nicht am unrechten Orte stehen.

Ein junger, vorher sehr gesunder Mensch, von 16 Jahren, hatte das Unglück in seinem 10ten Jahre, von einer Höhe von 16 Fuß, gerade auf den Kopf zu stürzen. — Die sich zeigenden sehr heftigen Zufälle, und äußerlichen Wunden am rechten Stirnbeine, wichen zwar bald einer zweckmäßigen Behandlung, und heilten glücklich. Indeß fing er jedoch nicht lange nachher an, über heftige Kopfschmerzen zu klagen, die sich allmählig mit Schwindel, Unlust, Mattigkeit, Stumpfsinn, Vergessenheit und starken Hang zum Schlafe vergesellschafteten.

Aller, bei der Hartnäckigkeit und allmähligen Zunahme der Zufälle, nach der Idee eines örtlichen Fehlers im Gehirne berechneten Mittel ohnerachtet starb der Kranke, nach einem ziemlichen Zeitraume, und nach vielen abwechselnden Leiden, soporös.

Ich hatte das Glück, ihn im Beiseyn vieler angesehener Aerzte, zu öffnen, und fand auf dem rechten Seiten-Ventrikel, einen mit sehr starken tendinösen Häuten umgebenen, gänzlich verschlossenen Eitersack, von der Größe eines Tauben-Eies.

Dieser enthielt ein übelriechendes eiterähnliches Fluidum, war ganz von der substantia medullaris umgeben, ziemlich fest mit ihr verbunden, und hatte seinen Sitz auf dem centro semiovali Vieussenii, so daß er schwer davon zu trennen war. Die Höhle dieses Ventrikels war in ihrem Umfange sehr verkleinert, die übrigen Theile des Gehirns aber im natürlichen Zustande.

Hannover, den 17. Aug. 1805.

Sergel,
Doctor und Staabschirurgus.

Halberstadt,
gedruckt bei Johann Christoph Dölle.

Druckfehler.

S. 98 Z. 12 von unten, lies statt Brücke — Brücken.
— 110 — 5 von oben, streiche man das Wort — und, als überflüssig, weg.
— 111 — 13 von unten, streiche man das Wort — gern, als überflüssig, weg.
— 112 — 4 von unten, lies statt guten Vieh — güsten Vieh.
— 114 — 14 von oben, lies statt ausschoten — ausschroten.
— 209 — 4 von unten, lies statt volatili — volatile.
— 258 — 9 von oben, lies statt jährigen Füllen — halbjährigen Füllen.
— 385 — 5 von oben, lies statt Himter — Himten.
— 410 — 1 von oben, lies statt saufer — saufen.
— 410 — 15 von oben, setze nach dem Worte Gerste, das fehlende Wort — täglich, hinzu.
— 439 — 6 von unten, setze statt dem Worte Sie, das Wort — Ihnen.
— 454 — 10 von oben, setze statt Leinöhls — Aniesöhls.
— 497 — 1 von unten, setze für das Wort durch, die Wörter — an die.
— 527 — 15 von unten, setze statt 100 — 1000.
— 584 — 2 von oben, lies statt rathsam — rathsamer.

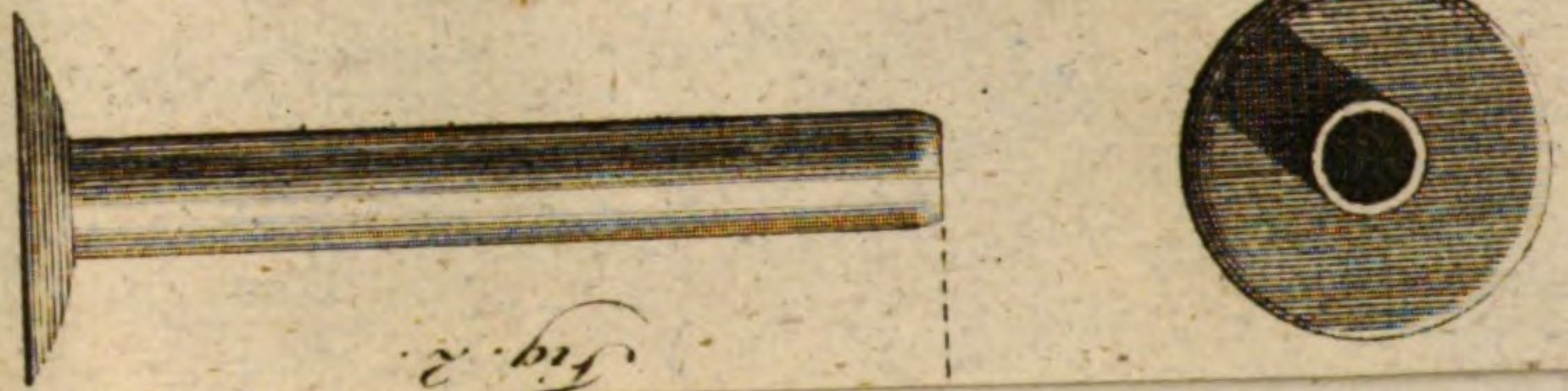
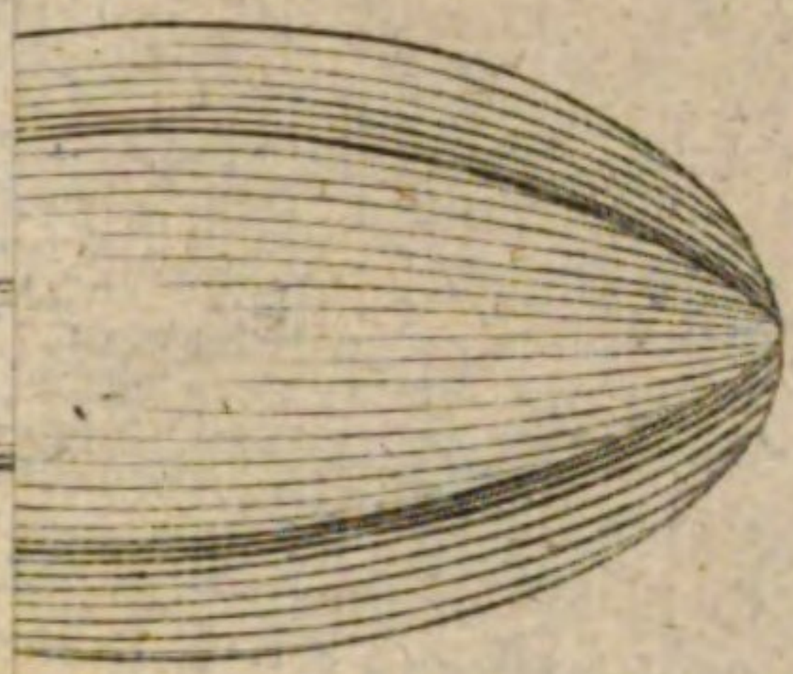
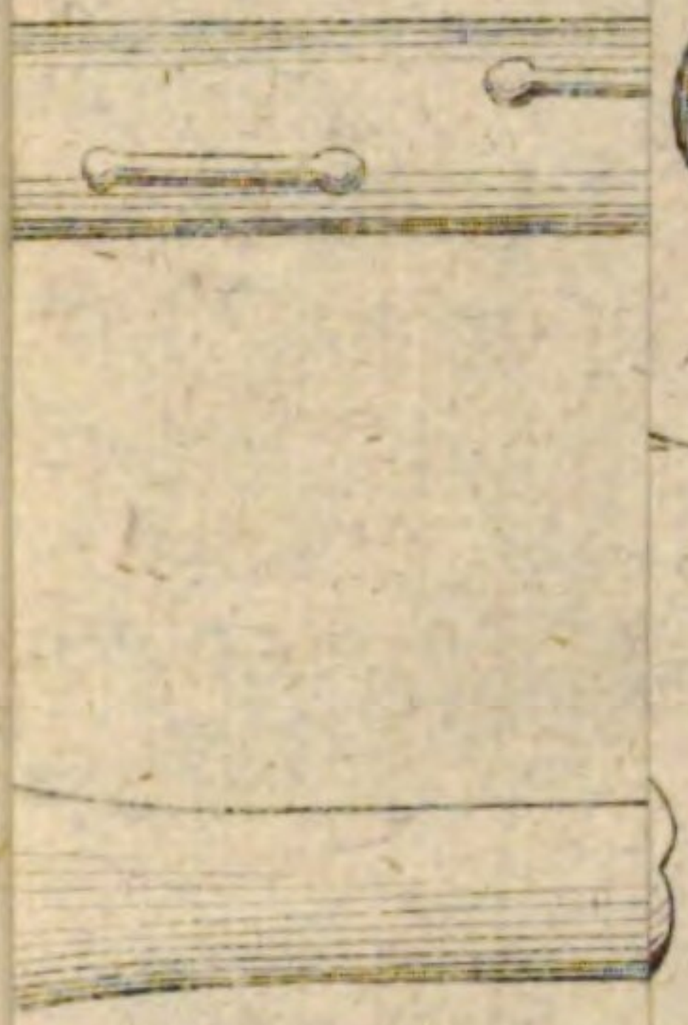


Fig. 2.

Tab. I.



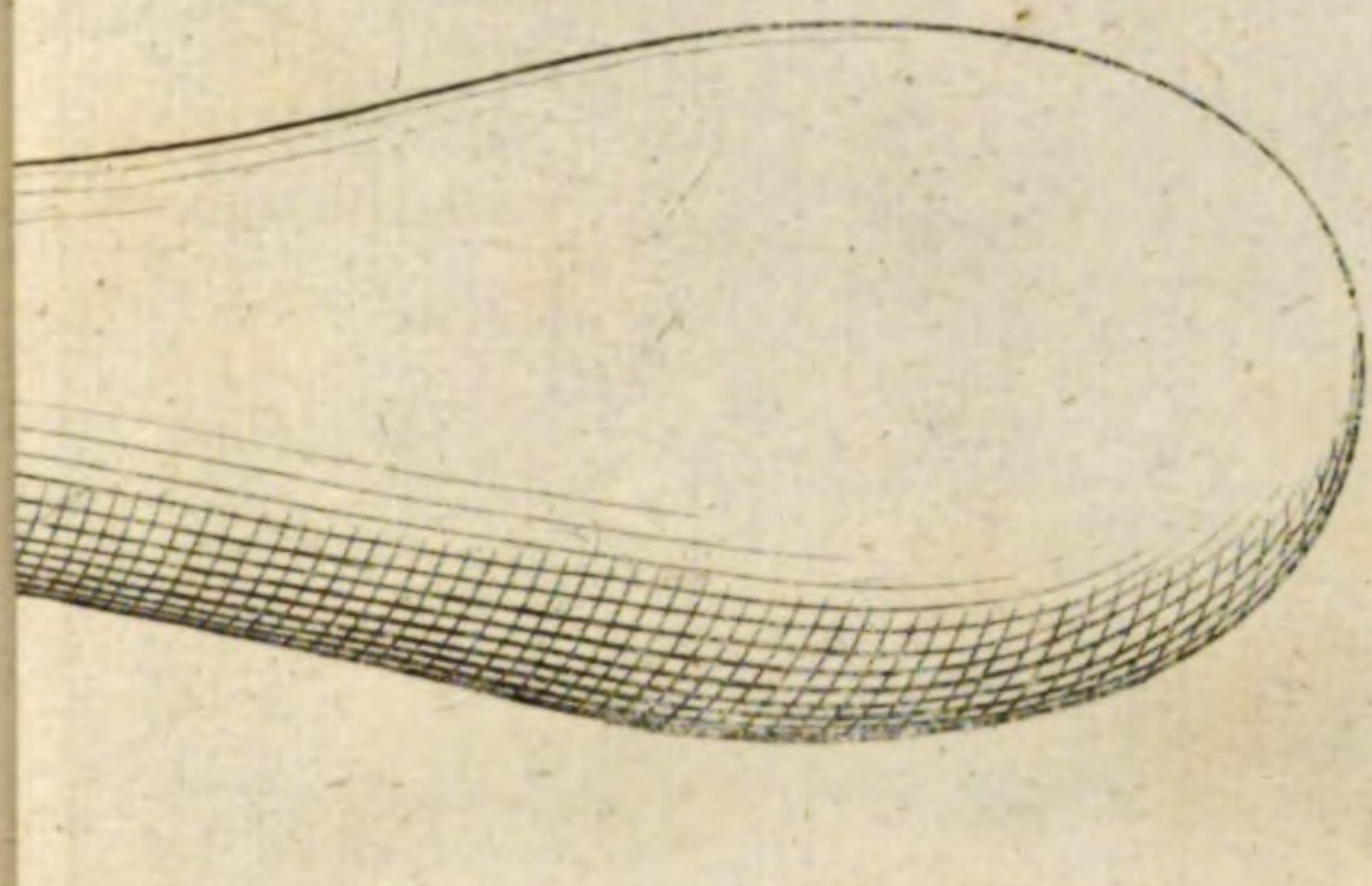
Profil von A.

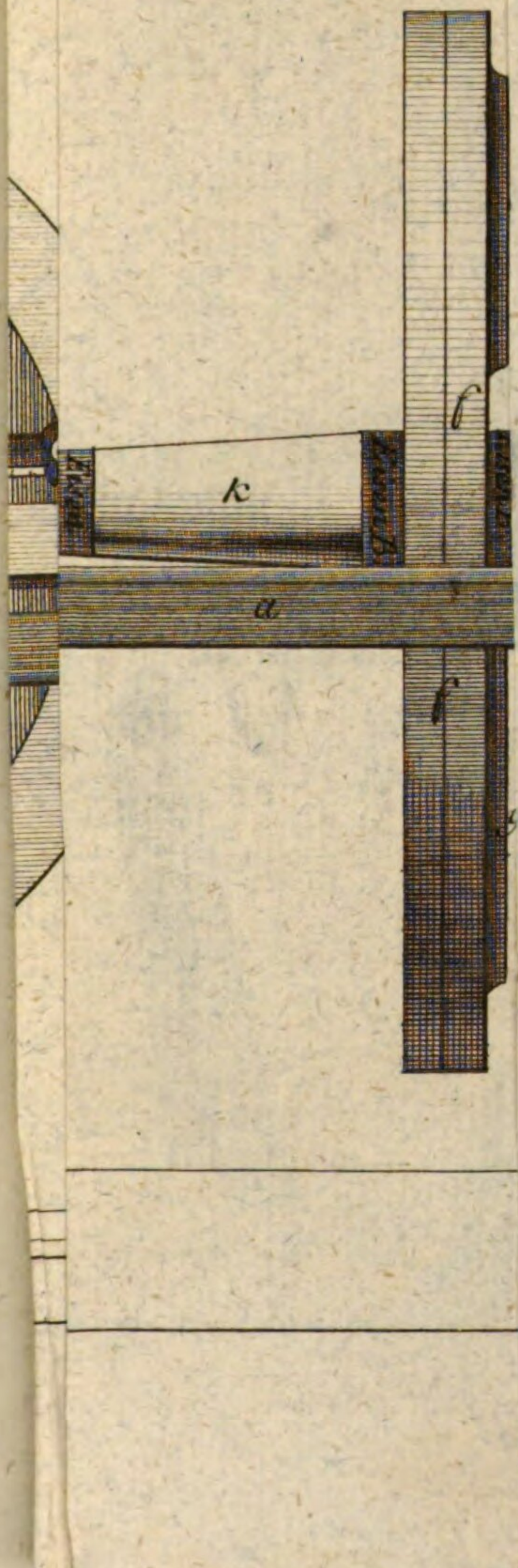


Dieses Instrum

2 fuss.

Tab. II.




f
k
a
f

4.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gericke, Friedrich Karl Gustav, 1755-1817

Praktische Anleitung zur Führung der Wirthschafts-Geschäfte für angehende Landwirthe mit 4 Kupfertafeln

Bd.: 1

Berlin 1808

Oecon. 700-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10295445-5